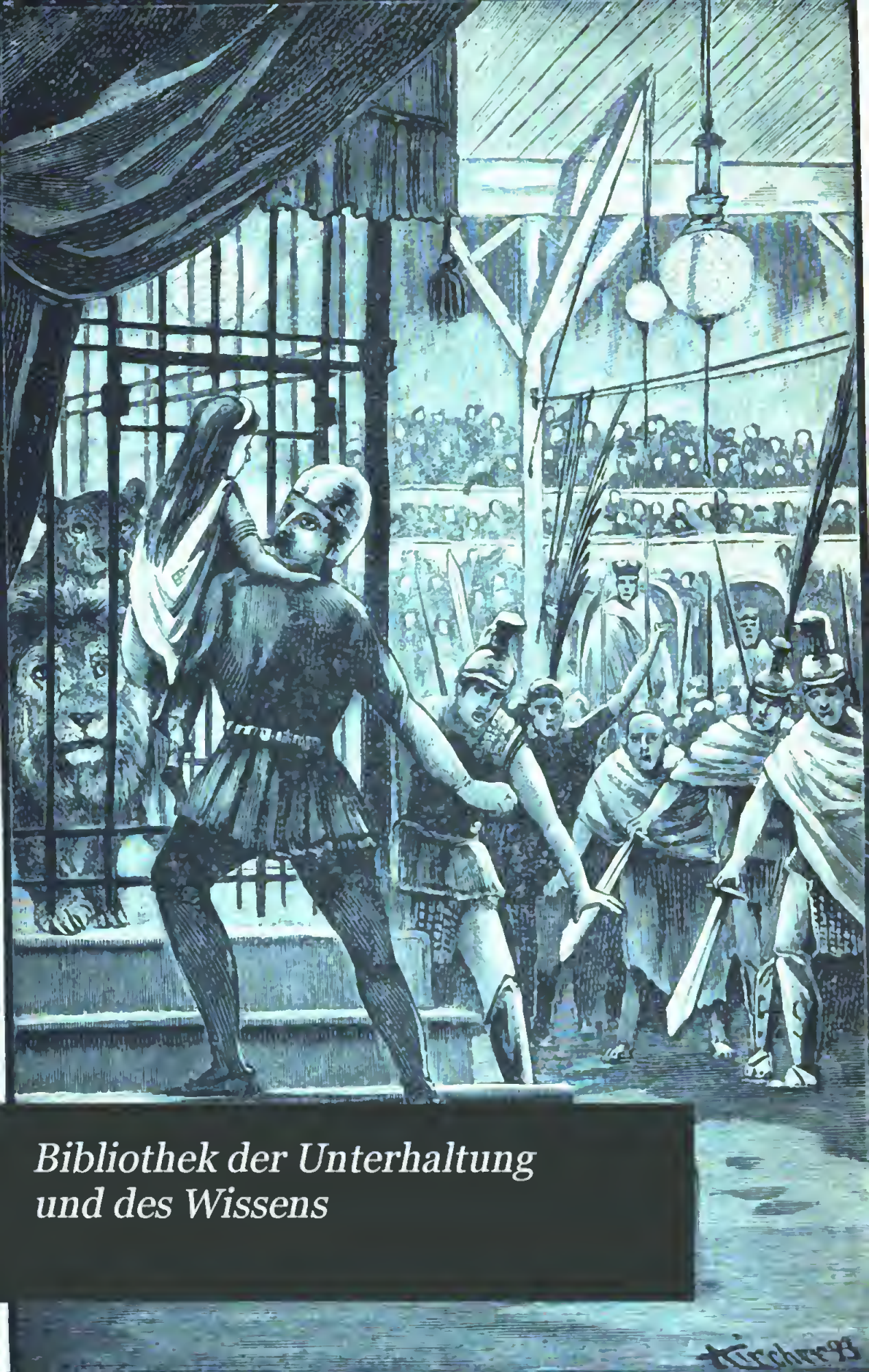
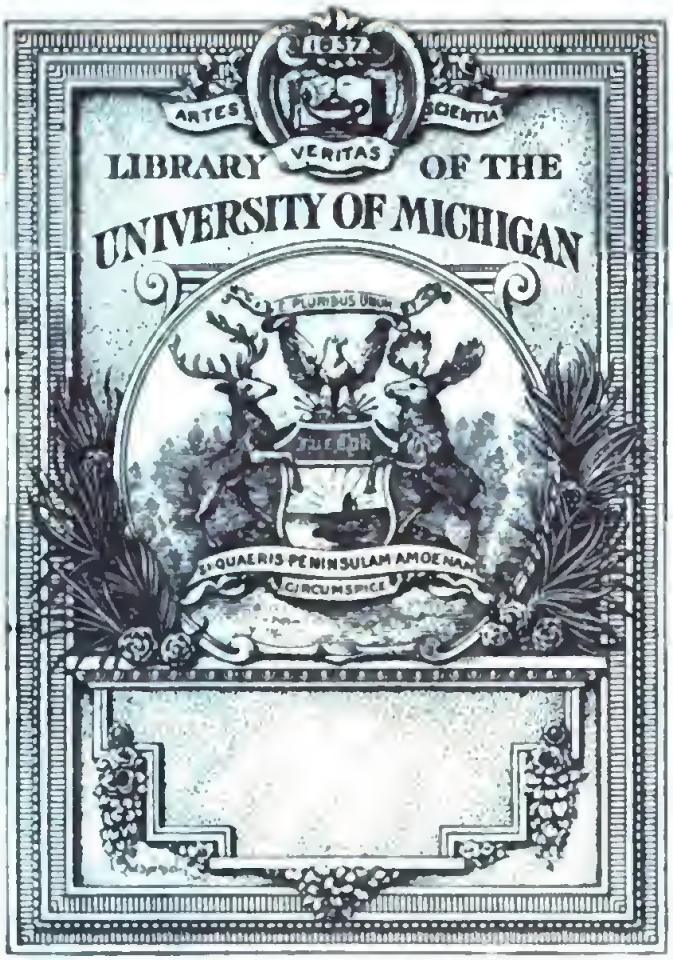


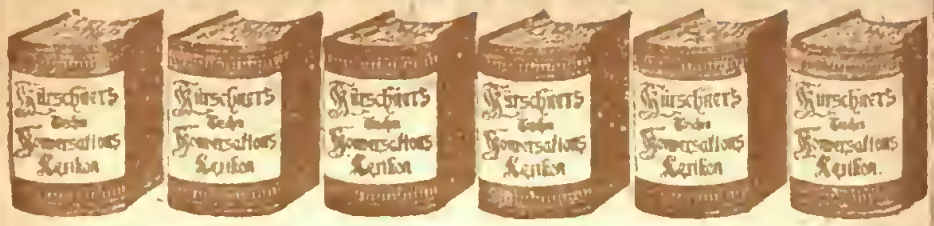
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Smith

830,625-8



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

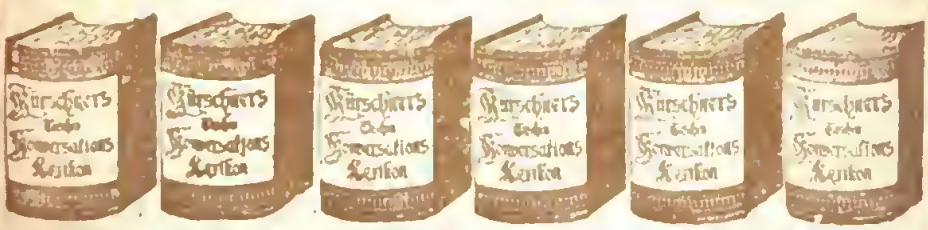
Das billigste Lexikon ist:

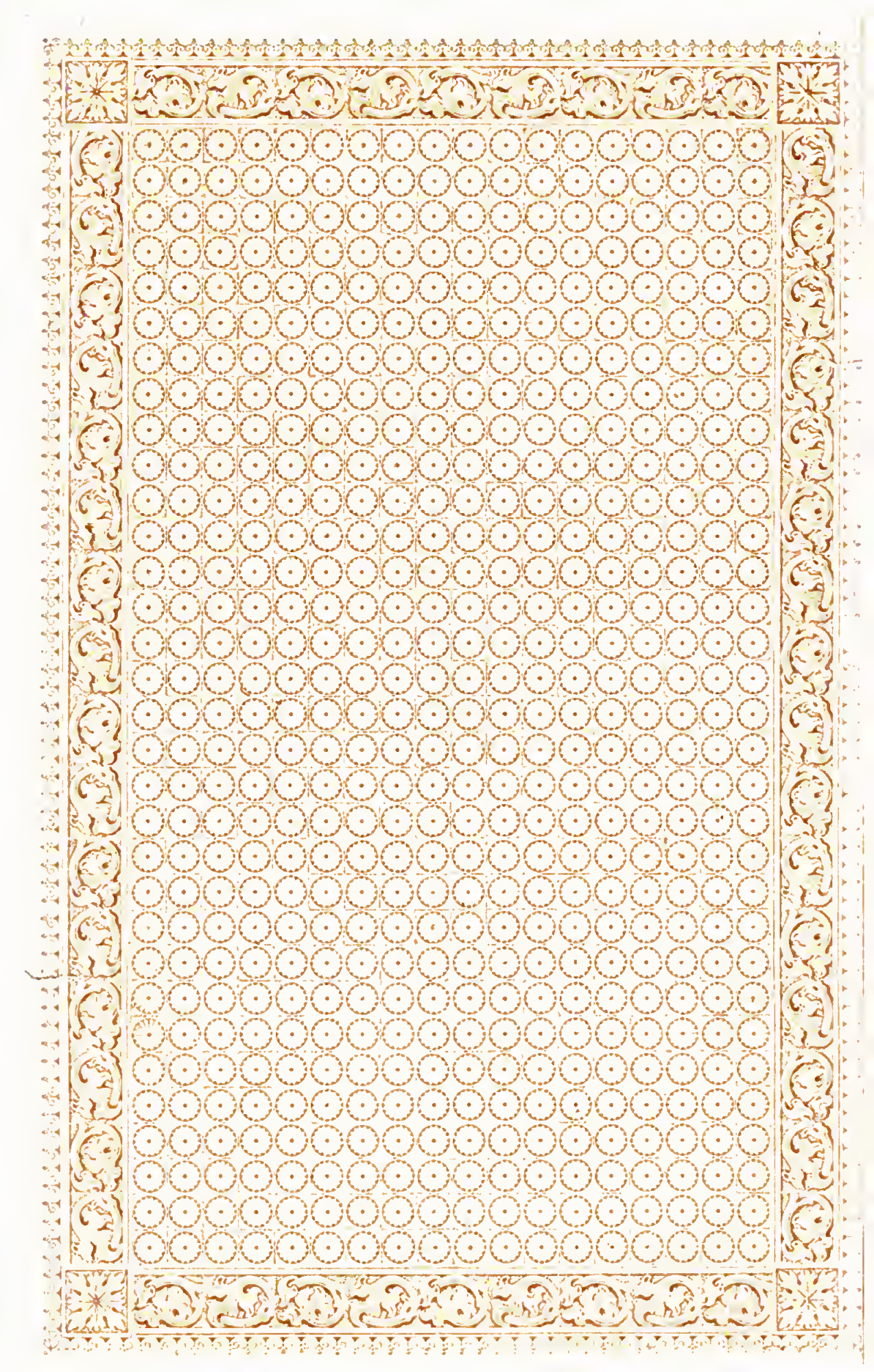
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer Aussprachebezeichnung und zahlreichen Illustrationstafeln vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

nur 3 Mark.



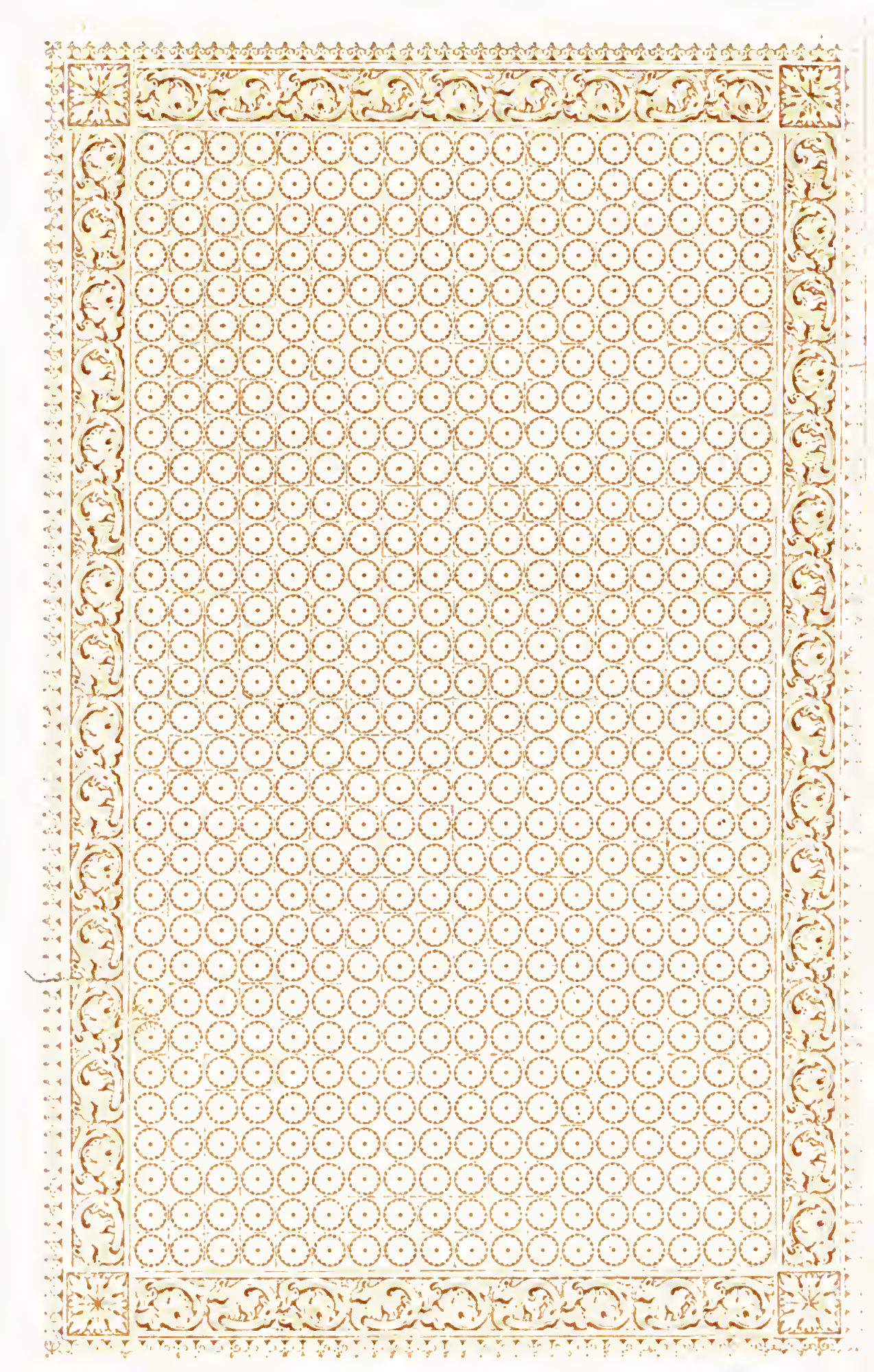


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

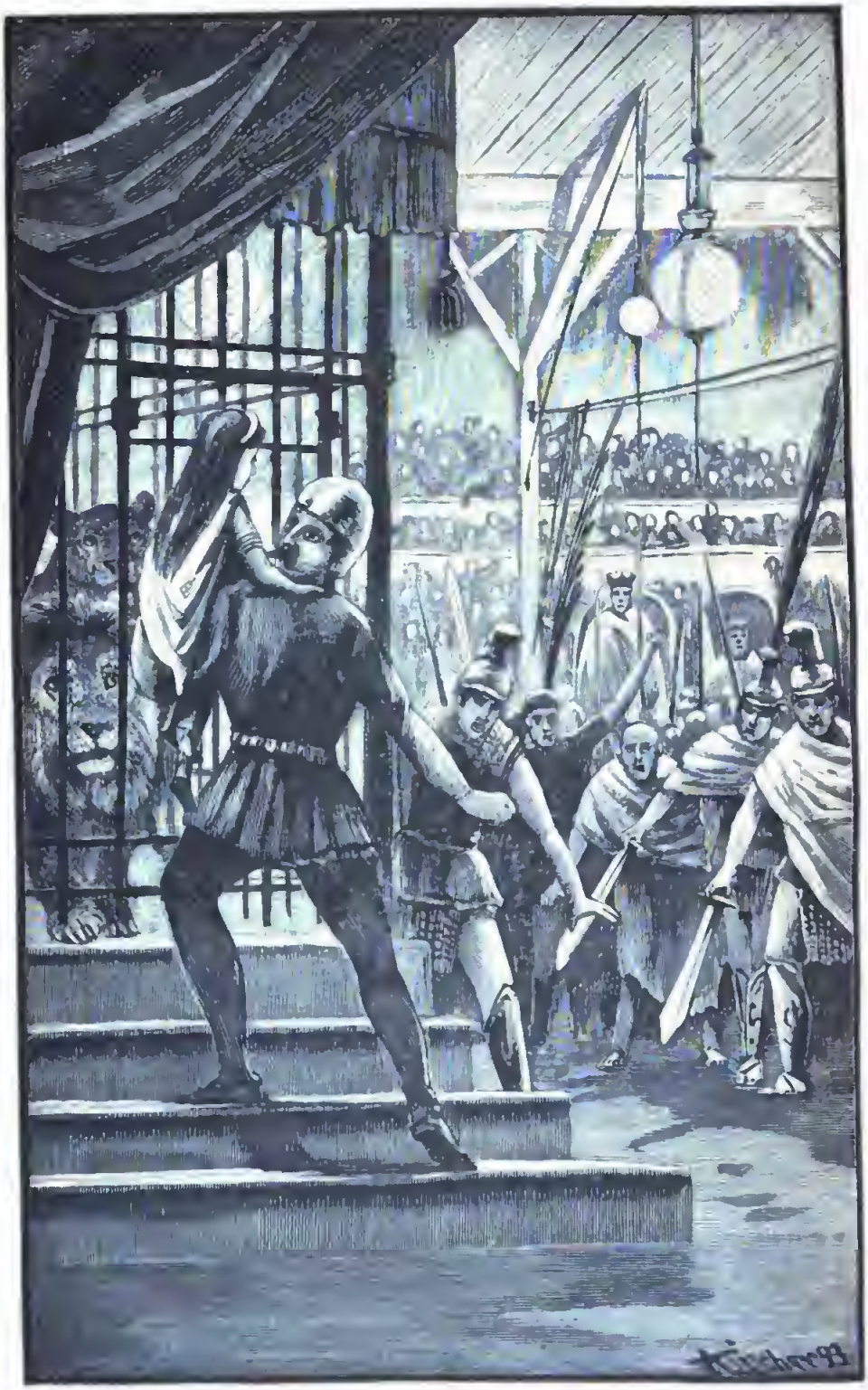
Digitized by Google



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Wildes Blut" von Signor Saltarino. (S. 101)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vor hundert Jahren. Roman aus der Zeit der französischen Revolution. Von Woldemar Urban (Fortsetzung) 7

Wildes Blut. Eine Cirkusgeschichte von Signor Saltarino 67

Mit Illustrationen von A. Kircher.

Schuldbewußt. Kriminalnovelle von Paul Blumenreich 105

Die „Siebenhügelstadt" an der Moldau. Eine Wanderung durch Prag. Geschildert von W. Kersten 164

Mit 13 Illustrationen.

Die künstliche Verunstaltung des menschlichen Körpers. Ein Beitrag zur Mode. Von Silvester Frey 186

Ein Geächteter aus der Vogelwelt. Von Dr. W. Heß 196

Mit Abbildung.

Die Kunst der Goldschmiede. Kulturhistorische Skizze von W. Berdrow 205

Mit 14 Illustrationen.

Im Hafen. Ein Verkehrsbild. Von U. Myers . . . 220

Mannigfaltiges:

Die jüngsten und die ältesten Eheleute 230

Signor Saltarino 232

Mit Porträt.

Heubäder 234

Seite

Tischgewohnheiten vor 1000 Jahren 234
Napoleon's Vatergefühl 236
Leben und Tod 237
Eine Königin als Kreuzfahrerin 239
Eines Königs Ende 239
Ein Mißverständniß 239
Sonderbare Bestrafung des Kleiderluxus 240

Vor hundert Jahren.

Roman aus der Zeit der französischen Revolution.

Von

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

13.

Ohne jedes Zeichen einer außergewöhnlichen Erregung, kühl und nachdenklich, wie es seine gewöhnliche Art war, ging Robespierre aus dem Hause Danton's fort. Noch ehe er in seiner Wohnung ankam, sagte daher sein Vertrauter St. Just: „Es scheint nicht, als ob Du dem Wortwechsel mit Danton eine besondere Bedeutung beilegtest."

„Welche Bedeutung sollte ich ihm denn beilegen? Was Danton mir gesagt hat, das wußte ich schon längst, auch ohne daß er es mir zu sagen brauchte. Er ist ein Mensch ohne jede Konsequenz. Er bleibt auf halbem Wege stehen. Und was ich ihm gesagt habe, das wußte ich ebenfalls längst. Weshalb sollte ich mich also darüber ereifern, daß wir uns endlich gesagt haben, was früher oder später doch gesagt werden mußte."

„Nun, ich hätte doch gemeint, daß aus dem Auftreten Danton's gegen Dich manche Lehre für die Zukunft zu ziehen wäre."

„Gewiß. Die alte und immer wieder neue Lehre, daß

der Wein geſchwätzig macht und die Menſchen Dinge ſagen läßt, die ſie lieber für ſich behalten ſollten."

„Ich meine, man ſollte Danton in Zukunft mehr auf die Finger ſehen."

„Bah!" machte Robespierre verächtlich und ſchnitt damit die Fortſetzung des Geſpräches ab.

Als er nach Hauſe kam, fand er auf ſeinem Schreibtiſche einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Bürger Robespierre!

Richte Dein Augenmerk auf die Salons der Frau v. Amaranthe, wo heftige und mächtige Feinde gegen Dich konſpiriren. Deine Verehrerin und Freundin."

Eine anonyme Denunziation, wie ſie Robespierre in beſonders erregten Zeiten zu Dutzenden erhielt. Alſo nicht der Brief ſelbſt konnte Robespierre in eine beſondere Erregung bringen, ſondern nur die eigenthümliche Stimmung, in der er ihn erhielt.

Als Robespierre nämlich dem hünenhaften, ihm an Körperkraft und Fülle der Geſtalt weit überlegenen Danton gegenüber geſtanden hatte, in dem nämlichen Augenblick, wie er in das von Weindunſt erregte, wild leuchtende Auge Danton's geblickt hatte, war ihm — die hübſche Bürgerin Tallien eingefallen, die ihm kaum eine halbe Stunde vorher geſagt hatte: „Sie haben die Verpflichtung, nichts zu unterlaſſen, was zu Ihrer Sicherheit dient." Nun kam dieſer Drohbrief. Robespierre wußte, daß er unzählige heftige Feinde hatte. Er ging nie unbewaffnet aus und nie allein. Das Schickſal Marat's machte ihn bedenklich.

Er war allein in ſeinem Zimmer. Lange hielt er den Brief in der Hand, ſchaute nachdenklich darüber hinweg durch das Fenſter auf den Abendhimmel, der ſich herbſtlich-melancholiſch mit grauen und grauweißlichen Wolken umzogen hatte, die von eiligen Winden bald zerriſſen, bald zu dunkeln, drohenden Maſſen zuſammengeballt wurden.

„Wie wird mein Ende ſein!“ murmelte er endlich halblaut vor ſich hin. „Das Ende muß ja kommen, aber wie wird es ſein?“

Vollſtändig von ſeinen Gedanken in Anſpruch genommen, ließ er ſich ſchwer und wuchtig in einen Seſſel fallen.

Plötzlich wurde die Thüre ſeines Zimmers heftig aufgeriſſen und mit allen Zeichen des Schreckens und der Angſt in den Zügen ſtürzte Leonore Duplay herein.

„Zu Hilfe! — zu Hilfe!“ rief ſie wie beſinnungslos, „Bürger Robespierre. Was iſt geſchehen, was iſt Ihnen?“

Erſtaunt richtete ſich Robespierre wieder auf.

„Sie ſind es, Leonore? Was haben Sie denn? Was ſoll mir denn ſein?“

Wie unſinnig vor Angſt und ganz faſſungslos taſtete das junge Mädchen an Robespierre herum.

„O, Sie ſind unverſehrt! O, welches Glück, ich glaubte ſchon —“

„Aber was denn? Wollen Sie mir nicht ſagen, was das Alles zu bedeuten hat? Woher dieſe Angſt?“

Das Mädchen wurde jetzt etwas ruhiger und beſonnener. „Ich weiß es nicht, Bürger Robespierre,“ antwortete ſie etwas verlegen. „Ich ſaß in der Küche beim Feuer, als mich auf einmal eine raſende Angſt um Sie befiel. Ich ſah im Geiſte, wie man die Waffe auf ſie richtete, wie Leute herzuſtürzten, die Sie greifen wollten, und plötzlich hörte ich ganz deutlich, wie Ihr Körper dumpf zu Boden fiel. Da konnte ich mich nicht mehr halten, und beſinnungslos, wie ich war, ſtürzte ich hier herein, um Ihnen zu helfen. Wie froh bin ich, daß es nur Einbildung, nur ein Wahn war.“

„Wie ſeltſam, wie ſonderbar!“ ſagte Robespierre nachdenklich und dann, als er bemerkte, daß ſich Leonore Duplay ſtill und ſchüchtern wieder zurückziehen wollte, ſetzte er

halblaut hinzu: „Leonore, kennen Sie die Rue Contrescarpe?“

„Ja, Bürger Robespierre, sie befindet sich in der Nähe der —“

„Still. Ich weiß wohl, wo sie sich befindet. Ich wollte nur wissen, ob Sie sie auch kennen. In der Rue Contrescarpe steht ein kleines einstöckiges Haus, das im Parterre keine Fenster hat, sondern nur im Obergeschoß. Sie werden es daran unzweifelhaft erkennen. Schräg gegenüber befindet sich außerdem als besonderes Merkmal ein Brunnen, auf dem ein plumpes Steinbild steht, das, wenn ich nicht irre, den heiligen Bartholomäus vorstellen soll. In diesem Hause wohnt die Bürgerin Théot. Verstehen Sie, Leonore?“

„Ja, Bürger Robespierre. Ich habe es wohl gehört. Théot. Ich werde es mir auch merken. Was wünschen Sie weiter?“

„Zu dieser Frau sollen Sie hingehen und sie fragen, wann ich sie ungestört und allein sprechen kann.“

„Ich werde es sogleich ausrichten.“

„Aber ich wünsche nicht, Leonore, daß von der Sache gesprochen wird. Kann ich mich auf Sie verlassen?“

„Bürger Robespierre!“ sagte das Mädchen fast weinerlich, „habe ich jemals einen Wunsch, den Sie ausdrückten —“

„Es ist gut, Leonore. Ich weiß, Sie sind mir treu. Ich kann mich auf Sie verlassen. Gehen Sie und bringen Sie mir Nachricht.“

Gleich darauf war Robespierre wieder allein und durchmaß nachdenklich die kleine einfache Stube, in der er wohnte. Zu jeder anderen Zeit wäre dem kalten, philosophisch gebildeten Robespierre ein solches Vorhaben, wie er es beabsichtigte, absurd, einfältig, albern erschienen, aber in dieser Stimmung, in die er durch die Ereignisse des Tages nicht nur, sondern auch durch die trübe, dämmerige,

ahnungsvolle Herbſtmelancholie, durch die in grosteſken, immer ſich verändernden Formen am Abendhimmel hineilenden grauen Wolkenmaſſen, durch das Geräuſch der Winde in den Baumkronen und das Raſcheln der dürren, herabfallenden Blätter verſetzt worden war, erſchien ihm ein Beſuch bei Madame Théot minder abenteuerlich.

„Weshalb denn nicht?“ fragte er ſich in dieſer Stimmung, „kann nicht auch der klügſte Mann einmal einen Unſinn anhören? Hat es Marat nicht auch gethan? Haben es nicht tauſend Andere gethan? Thut es weh, einmal eine Dummheit anzuhören? Kann man nicht auch daraus lernen? Gewiß, man kann aus allen Formen des Lebens, die vorhanden ſind, lernen, man muß es nur recht machen.“

Dabei ſchwebte ihm immer das Schickſal Marat's vor. Mißtrauiſch war ja Robespierre von Haus aus, und er wurde es immer mehr, je mächtiger er wurde und je einflußreicher er war. Er wollte ſich ſichern. Madame Tallien hatte Recht, er hatte die Verpflichtung dazu. Was ging es ihn an, wie die Wiſſenſchaft der Madame Théot beſchaffen war? Wenn es nur eine war! Und ſo zahlreichen Proben nach, die ſie gegeben hatte, mußte man doch zugeben, daß etwas an der Sache war. Erklärlich oder nicht, begreiflich oder unbegreiflich, zufällig oder nicht, es war in jedem Falle etwas daran. Weshalb alſo nicht?

Es war ſchon finſter geworden, als Leonore Duplay aus der Rue Contreſcarpe zurückkam. Sie brachte die Antwort, daß der Bürger Robespierre der Wahrſagerin jederzeit hochwillkommen ſein würde und daß er ſie heute Abend vollſtändig ungeſtört ſprechen könne. Sie werde Niemand, außer ihn, empfangen.

„Wer iſt drüben bei euch?“ fragte Robespierre das Mädchen.

„Mein Vater und St. Juſt,“ antwortete Leonore.

„Sagen Sie ihnen, ſie ſollen mich begleiten. Sagen

Sie ihnen aber nicht, wem mein Beſuch gilt. Hören Sie, Leonore?"

„Ja, Bürger Robespierre."

„Gut. Beſorgen Sie uns einen Wagen, der am Hinterhauſe warten kann."

Das Haus der Bürgerin Katharina Théot war für ihre Zwecke wie geſchaffen. Das Erdgeſchoß lag, wenn die Bewohnerin keinen Beſuch erwartete oder nicht empfangen wollte, bei Tag und Nacht dunkel, und es wagte wohl Niemand, ohne beſondere Führung in die krauſen, labyrinthiſchen Gänge einzudringen. Einer der hinteren dieſer kleinen, winkeligen Räume war der gewöhnliche Aufenthalt der Wahrſagerin. Hatte ſie wichtigen Beſuch, ſo brachte ſie ihn in die etwas freieren und eleganteren Räume des Obergeſchoſſes. Aber hatte ſich der Beſucher ſchon in den unteren, nur ſpärlich mit Kerzen beleuchteten Räumlichkeiten unter all' dem todten Viehzeug, was da wohl präparirt und oft in bedrohlichen Stellungen aufgehäuft war, unter den alten Bogen und Pfeilen, die an den Wänden hingen, unter den weißglänzenden Menſchenſchädeln und ähnlichen Schauſtücken unheimlich befunden, ſo wurde ſeine Phantaſie im oberen Stockwerk wieder durch große Fernröhre und optiſche Maſchinerien, durch merkwürdig vertheilte Spiegel, durch ſpaniſche Wände und allerhand anderen Humbug beunruhigt.

Demjenigen, der zum erſten Male dieſe Räume betrat, machten dieſe Gegenſtände einen krauſen, kunterbunten Eindruck. Er ſah keinen Zweck. Erſt der oftmalige und obendrein ſehr aufmerkſame Beſucher bemerkte, daß zum Beiſpiel die Spiegel mit einer wunderbaren Berechnung angebracht waren, die es ermöglichte, Beobachtungen von Sachen und Perſonen anzuſtellen, ohne daß ein Unberufener auch nur eine Ahnung davon hatte.

Bürgerin Théot ſaß in ihrem gewöhnlichen Stübchen im Parterre, mitten unter ihren alten Knochen und geſpenſtiſchen Fledermäuſen und Uhus, als ſie vernahm, wie ein Wagen die ſonſt ziemlich ſtille Rue Contreſcarpe heranrollte und vor ihrem Hauſe hielt. Gleich darauf pochte es in eigenthümlicher, wahrſcheinlich verabredeter Weiſe am Thor, und Bürgerin Théot ging um zu öffnen.

Eine Dame, vollſtändig in Schwarz gekleidet, mit dichtem Schleier vor dem Geſicht, ſtand vor ihr.

„Sind Sie es, Bürgerin Tallien?"

„Ich bin es. Sie haben mich rufen laſſen, Bürgerin?"

„Ja. Kommen Sie raſch und treten Sie ein. Er kann jeden Augenblick hier ſein. Schicken Sie Ihren Wagen fort."

„Wer kann jeden Augenblick hier ſein?"

„Wer ſonſt als Robespierre!"

„Wahrhaftig?" fragte Bürgerin Tallien nochmals in höchſter Erregung.

Die alte Théot nickte. Dann winkte ſie dem Kutſcher, daß er fortfahren ſolle, und ſchlug die Thür hinter Madame Tallien wieder zu.

Sie führte ihren Beſuch direkt nach dem oberen Geſchoß.

„Sie glauben alſo wirklich —" begann die erregte und ungeduldige Madame Tallien wieder, aber die alte Frau unterbrach ſie ſofort wieder, indem ſie kurz und beſtimmt ſagte:

„Seien Sie ſtill. Wir haben vielleicht nur wenige Minuten Zeit, und die müſſen wir benützen zu den nöthigen Anweiſungen. Sie nehmen alſo dort hinter der Tapete Platz, Bürgerin. In einer kleinen Verſenkung im Boden ſteht ein Stuhl, auf den ſetzen Sie ſich, und rühren ſich nicht, ſo lange die Sitzung dauert. Verſtanden?"

„Aber Sie hatten mir doch verſprochen, daß ich ihn ſehen und beobachten könne, ohne daß er mich —"

„Seien Sie ſtill, ſage ich. Er wird hier auf dieſen Stuhl ſitzen, und wenn Sie von Ihrem Verſteck aus in den Spiegel ſehen, der dort oben links in der Ecke hängt, werden Sie ſein Spiegelbild erblicken, ohne daß er ſelbſt es ſieht, ja auch nur ahnen könnte, daß er überhaupt beobachtet wird. Setzen Sie ſich, Bürgerin. Dort ſteht Ihr Stuhl."

„Aber —"

„Seien Sie ſtill. Ich löſche jetzt das Licht aus. Die Räume müſſen im Dunkel liegen, wenn er kommt. Er könnte ſonſt auf Ideen kommen, die uns nicht paſſen."

Damit wurde Alles um Madame Tallien herum finſter. Sie ſah die Hand vor den Augen nicht.

„Und nun noch eins, Bürgerin Tallien, Sie wiſſen, daß wir Beide ein gefährliches Spiel ſpielen. Seien Sie alſo vorſichtig. Verrathen Sie ſich und mich nicht. Machen Sie, ſo lange er hier iſt, nicht das geringſte Geräuſch. Rühren Sie ſich nicht. Hören Sie, Bürgerin?"

„Seien Sie ohne Sorge," klang es hinter der ſpaniſchen Wand hervor.

Es verging eine ziemliche Weile. Die Geduld der ſchönen und rachſüchtigen Madame Tallien wurde auf eine harte Probe geſtellt, da ihr in der ſchweigenden Finſterniß jede Minute wie eine Ewigkeit erſchien.

„Er wird nicht kommen," murmelte ſie endlich. „Er wird heute nicht kommen."

Ein Wagen raſſelte heran. Gleich darauf pochte es unten.

„Da iſt er!" hörte Madame Tallien die Wahrſagerin ſagen. In vollſtändigſter Finſterniß ging die alte Frau die winkelige Treppe hinab. Sie konnte das wagen, denn ſie kannte jeden Tritt. Erſt unten machte ſie wieder Licht und öffnete.

Robespierre trat ein. Er war allein. Er hatte die

eine Hand in der Tasche, die eigenthümlich aufbauschte. Er hatte seine Pistole in der Hand.

„Kennen Sie mich noch, Bürgerin Théot?“ fragte er.

„Wer sollte Sie nicht kennen, Bürger Robespierre?“

„Es ist schon lange her, daß wir uns nicht sahen.“

„Fast ein Jahr, Bürger. Wissen Sie noch, wann Sie das letzte Mal hier waren? Es war am 12. November 1792. Am nächsten Tage hielten Sie im Konvent Ihre große Rede gegen Louis Capet.“

Sie waren an die Treppe gekommen, die finster und winkelig vor ihnen lag. Robespierre hatte noch immer die Hand in der Tasche.

„Lassen Sie das gut sein, Bürgerin. Das ist vorbei. Gehen Sie voraus.“

Sie stiegen hinan.

„Habe ich Ihnen damals nicht richtig prophezeit?“

„Es ist gut, Bürgerin. Lassen wir das. Hätten Sie mich damals belogen, wäre ich heute nicht hier. Sie sollen mir heute mehr sagen als damals.“

„Was wünschen Sie zu wissen?“

„Mein Schicksal. Ich will wissen, was Ihre Kunst mir weissagt. Ich fühle eine Ader Wallenstein's in mir. Auch ich glaube mich von den Sternen abhängig.“

„Die Sterne lenken uns!“ sagte jetzt die Alte mit geheimnißvollem Tone, „der Mensch ist im Universum wie eine Feder im Winde. In den Sternen steht unser Schicksal geschrieben vom ersten bis zum letzten Tag.“

„Machen Sie nicht so viel Redensarten, Bürgerin Théot, sondern sagen Sie mir, was Sie wissen oder zu wissen glauben.“

„Setzen Sie sich dahin, Bürger,“ antwortete die Alte kurz, und als Robespierre sich auf den ersten besten Stuhl, von denen eine Menge herumstanden, niederlassen wollte,

bezeichnete ſie ihm einen davon und fuhr fort: „Nein, dorthin, Bürger.“

Robespierre gehorchte und ſah aufmerkſam zu, wie die Alte nun noch einige Kerzen anſteckte und dieſe in einer eigenthümlichen Weiſe um ihn herum ſtellte.

„Wünſchen Sie, daß ich Ihnen das Horoſkop ſtelle?“

„Sie ſollen mir ſagen, was Sie wiſſen.“

„Gut.“

Damals ſtand der berühmte Magier Caglioſtro noch in friſcher Erinnerung, und die alte Théot behauptete, ihre Wiſſenſchaft und beſonders ihr Verfahren beim Horoſkopſtellen direkt von ihm gelernt zu haben. Sie fragte nun zunächſt nach einer Menge von Einzelheiten betreffs der Geburt Robespierre's, wobei ſich herausſtellte, daß dieſer juſt um Mitternacht, alſo zwiſchen zwei Tagen zur Welt gekommen ſei. Er hatte alſo zwiſchen dieſen beiden Tagen, es waren dies der 5. und 6. Mai 1758, ſeinen Geburtstag zu wählen. Das ſchien der Wahrſagerin außerordentlich bedeutſam zu ſein. Sie ſchlug mehrere aſtronomiſche Bücher nach, rechnete auf dem Tiſch unendliche Zahlen heraus und fragte dann immer weiter, oft nach den tollſten Sachen. So wollte ſie wiſſen, ob ſeine Mutter nicht manchmal großen Appetit auf Muſchelthiere gehabt, ob ſein Blut nicht manchmal einen bläulichen Glanz habe,*) ob ſeine Haare, die jetzt kaſtanienbraun waren, nicht früher blond geweſen ſeien, und Anderes mehr. Robespierre wurde ſchließlich ganz verwirrt, und das war wohl die eigentliche Abſicht der ſchlauen Sibylle. Endlich trat ſie an eines der Fenſter, ſchob die Vorhänge ein wenig auseinander und ſah hinaus.

---

*) Robespierre war eigentlich adelig und hieß de Robespierre; er nannte ſich aber in ſpäterer Zeit nie ſo, ſondern nur Robespierre.

„Sie haben Glück, Bürger. Der Himmel klärt sich auf und zeigt seine Wunder. Die Stunde ist günstig," sagte sie und richtete eines ihrer Teleskope nach den wenigen Sternen, die zum Vorschein kamen.

„Sagen Sie endlich in's Teufels Namen, was Sie mir zu sagen haben," rief Robespierre ungeduldig.

„Schweigen Sie, Bürger," herrschte ihn die Frau statt aller Antwort an und — — Robespierre schwieg. Er wollte sie in ihrer Beschäftigung nicht stören.

Robespierre war schon mehr als eine Stunde bei der Wahrsagerin. Die Kerzen schwälten und qualmten, so daß die Luft im Zimmer dumpf und rauchig wurde. Endlich stellte Frau Théot ihre Beobachtungen ein, that ziemlich erschöpft und sagte dann in einem sonderbaren, feierlichen Seherton und mit geheimnißvoll verschleiernden Gesten: „Bürger Robespierre, hören Sie an, was mir der Himmel über Sie offenbart hat."

„Ich höre."

„Ihre Geburt fand unter dem Einfluß des Sternenbildes der Zwillinge statt und erfolgte in einer Weise, die Ihrem Lebensweg in jeder Hinsicht eine eigenartige, großartige Richtung gab. Sie stehen nicht, wie so viele Millionen Menschen, unter dem Zwang der Ereignisse, sondern sind berufen, die größten, weittragendsten Ereignisse nach Ihrem Willen zu gestalten. Jetzt, zur Zeit wo ich spreche, stehen in der Nähe Ihres Lebenssternes noch einige Nebelflecke, die seinen Glanz verdunkeln. Es stehen Ihnen also noch schwere Kämpfe bevor. Aber Sie werden aus allen diesen Kämpfen als Sieger hervorgehen, Ihr Lebensstern hat eine weite, mächtige, glänzende Laufbahn vor sich."

„Werde ich meine Pläne durchführen?" fragte Robespierre plötzlich scharf, stoßweise und heftig athmend.

„Sie werden nicht nur der Diktator Frankreichs, son-

dern Sie werden der neue Meſſias der Welt, der Schöpfer einer neuen Zeit ſein."

„Und mein Ende?"

Nun verließ, wie es ſchien, auch die Wahrſagerin ihre Kraft. Wie gebrochen fielen die Arme an ihrem Leib herab, ihr Kopf ſenkte ſich ſchwach zur Seite, und ihre Augen ſchloſſen ſich halb.

„Und mein Ende?" fragte Robespierre nochmals heftiger und drängender.

Frau Théot warf noch einmal einen raſchen Blick zum Fenſter hinaus. Der Himmel hatte ſich mittlerweile wieder bedeckt.

„Sie ſehen," antwortete ſie endlich ſchwach und hinfällig, „der Himmel ſelbſt verweigert uns die Antwort."

„Ich will mein Ende wiſſen," herrſchte ſie Robespierre wieder an.

„Ich weiß darüber nichts, Bürger Robespierre. Alles, was ich Ihnen geſagt, waren die Offenbarungen des Himmels und dieſer hat ſich nun verhüllt. Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen."

Robespierre ſtand heftig auf, ſtampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Vermaledeiter Schwindelkram," ſtieß er endlich hervor, warf einige Aſſignatenſcheine auf den Tiſch und war wenige Minuten ſpäter unten in ſeinem Wagen, in dem Bürger Duplay und St. Juſt ihn erwarteten.

Auf der ganzen Fahrt ſprach er nicht ein Wort. Erſt als ſich die Herren von ihm verabſchiedeten, ſagte er zu St. Juſt: „Komm morgen früh zu mir. Ich habe mit Dir zu reden. Auch Couthon und Lebas will ich ſprechen. Hörſt Du?"

Es war ein finſterer, herriſcher Ton, in dem er zu ſeinen Freunden ſprach. Eine unternehmende, rückſichts-

loſe Energie, eine mühſam verhaltene Willenskraft ſprach daraus, und St. Juſt ſagte, nachdem er ſich von ihm getrennt, zu Duplay: „Ich kenne ihn. Es iſt wieder etwas Großes im Werke. Danton hat ihn heute Nachmittag gereizt. Ich will wetten, das iſt für Danton verhängnißvoller, als Robespierre uns ſelbſt ſagen will!“

14.

Die Zeit, die nun kam, wird in der Geſchichte als der Höhepunkt der Schreckenszeit in Frankreich bezeichnet. Der Winter 1793 auf 1794 koſtete in Frankreich ungezählten Tauſenden das Leben. Die Bürgerkriege in der Vendée, in Lyon und anderen Orten Südfrankreichs wurden von Seiten der Anhänger des Königthums, wie von den Republikanern mit einer ſolchen Grauſamkeit und Heftigkeit geführt, daß man glauben konnte, es ſei ein Vernichtungskrieg, in dem das ganze Volk zu Grunde gehen müßte. Da die Guillotine nicht mehr genug förderte, griff man zu Maſſenertränkungen in den Flüſſen. Die ſogenannten „Hochzeiten in der Loire“ werden für ewige Zeiten ein ſchauriges Denkmal menſchlicher Leidenſchaft und wüſter Verkommenheit der mißleiteten Maſſen bleiben.

Danton hatte ſchließlich dem Drängen ſeiner Freunde doch nachgegeben und war dem drohenden Ausbruch der Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und Robespierre ausgewichen. Er hatte mit Beginn des Winters Paris mit ſeiner jungen Frau verlaſſen und wohnte mehrere Monate ſtill und abgeſchieden in einem Landhauſe zu Rueil bei Paris. Hier, in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit, als er vernahm, was in Paris und in den Provinzen ſich entwickelte, wie Frankreich aus tauſend Wunden blutete, mochte dem Manne, der ſonſt mit zu den wildeſten Schreckensmännern gehört hatte, das Herz wehthun. Es litt ihn nicht mehr in dem kleinen Ort. Im Anfang des Jahres 1794 eilte er nach

Paris zurück, von dem heißen Wunsch beseelt, den Greueln Einhalt zu thun und Ordnung zu schaffen. Er wollte im Konvent die Auflösung der Revolutionstribunale beantragen.

Es war geradezu ein Hohn auf jede Art Gerechtigkeit, wie diese Tribunale wirthschafteten. Ohne Verhör, ohne Vertheidigung der Angeklagten, ohne Zeugenaussagen wurden täglich Dutzende zur Guillotine geschickt. Oft wußten die Richter gar nicht, was der Angeklagte begangen haben sollte. Man hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Sowie die Persönlichkeit des Angeklagten festgestellt war, wurde er verurtheilt.

Aber Danton mußte schon in der ersten Zeit seiner Rückkehr nach Paris merken, daß seine Abwesenheit, weit entfernt Ruhe zu stiften, im Gegentheil von seinen Feinden geschickt ausgebeutet worden war. Er fand sich bald so isolirt, wie niemals. In den Klubs, in den Ausschüssen, im Stadthause, im Konvent — nirgends fand er die alte freudige Zustimmung, nirgends Theilnahme, überall Mißtrauen. Die zweideutigsten Gerüchte schwirrten über ihn durch die Stadt. Wieder behauptete man, er habe königliches Geld genommen, auch habe er sich von Inhaftirten bestechen lassen. Andere sagten geradezu, er habe die öffentlichen Kassen bestohlen.

Danton wußte sofort, woran er war. Dieses vorsichtige, kluge Umschleichen seines Feindes, dieses Lockern des Bodens, auf dem er stand, dieses abbröckelnde Isolirsystem war die Arbeit Robespierre's.

Seine Freunde, soweit sie ihm noch erhalten waren, bewirkten nochmals eine Zusammenkunft der beiden Männer, die in Robespierre's Wohnung stattfand. Aber sie verlief resultatlos. Robespierre spielte den Unschuldigen, wußte von nichts und blieb kalt und ruhig wie stets.

Am nächsten Tag griff St. Just Danton und die Dantonisten in einer Rede bei den Jakobinern heftig an.

Er nannte sie Gemäßigte, beschuldigte sie, Gefangene und Verurtheilte gerettet zu haben, den Fortgang der Republik zu hemmen und die Macht ihrer Organe zu untergraben. Schließlich sagte er gar, sie seien die Fortsetzung der Girondisten, eine neue Art derselben, und brächten das Vaterland in Gefahr.

Das war deutlich. Danton sah, daß es auf seinen Untergang abgesehen, daß er verloren war, wenn er nicht die Offensive ergriff. So sprach er denn endlich im Konvent. Mit seiner gewaltigen rollenden Stimme donnerte er gegen das unaufhörliche Blutvergießen, gegen die Unsicherheit der Person und des Eigenthums in Frankreich und gegen die tyrannische Gewalt einzelner Ausschußmitglieder, die sich berufen fühlten, sich selbst mit der Republik zu identifiziren, die glaubten, daß die Republik in Gefahr sei, wenn man ihnen widersprach.

Das war nun freilich die Meinung eines großen Theils der Konventsmitglieder, aber das Schreckensregiment hatte schon dermaßen Platz gegriffen, daß Niemand wagte, die Sache Danton's zur eigenen zu machen. Der Antrag Danton's auf Aufhebung der fürchterlichen Revolutionstribunale wurde verworfen, und Danton selbst verließ entmuthigt, müde und verbittert den Konvent. — —

Es war Nacht. Danton lehnte am Fenster und schaute brütend über das gewaltige Häusermeer, über das ruhende Menschenelend, das er so gern gemildert, gehoben hätte, aber er vermochte es nicht. Ein Dämon hatte sich über die Stadt und das Land hingelagert und entfaltete seine blutigen Schwingen immer mächtiger und mächtiger, und dieser Dämon war die Herrschsucht, die Tyrannei der von wenigen Führern geleiteten blinden Masse. Mochte auch Danton in seiner früheren Zeit viel Blutschuld auf sich geladen haben, in seinen letzten Stunden sah er klar, daß die französische Revolution wie ein Orkan Gutes und

Schlechtes in gleicher Weiſe zerſtörte, und nur Stückwerk und Trümmer hinterlaſſen konnte, daß das franzöſiſche Volk wohl die alte abgelebte Feudalwirthſchaft umgeſtoßen, dafür aber vorläufig nur die Tyrannei eines rückſichtsloſen, herrſchſüchtigen, unmenſchlichen Machthabers eingetauſcht hatte. Erſt die Zukunft und neue Umwälzungen konnten die Früchte des langen Kampfes bringen.

Plötzlich hörte er draußen auf dem Gange lebhafte, haſtige Stimmen. Er ging raſch durch den Salon, der ihn vom Korridor trennte und ſtieß die Thüre auf.

„Ich muß ihn ſprechen und das auf der Stelle, hören Sie, Jean? Rufen Sie ihn ſofort! Er mag ſich befinden, wo er will. Raſch! Es handelt ſich um Tod und Leben?“

An der Stimme erkannte Danton die Bürgerin Laurac. Er trat nun vollends in den Korridor heraus und rief ſie an. „Bürgerin Laurac! Sie hier, und um dieſe Stunde? Was iſt vorgefallen?“

„Gut, daß ich Sie antreffe,“ rief die Bürgerin Laurac. und ſchritt raſch auf ihn zu, „kommen Sie. Ich habe Ihnen Wichtiges zu melden. Kommen Sie raſch. Die Zeit iſt koſtbar. Wir haben nur noch Stunden, vielleicht nur noch Minuten für uns.“

Damit zog ſie ihn zurück in das Zimmer.

„Aber was iſt denn?“ fragte Danton erſtaunt. Die Frau war ganz außer Athem und in höchſter Aufregung.

Danton kannte ſie bisher nur als kluge, ſchlaue Frau, und hatte ſie noch niemals ſo geſehen.

„Danton,“ ſagte die Bürgerin Laurac etwas leiſer, aber eindringlich und haſtig, „Sie ſind verloren, wenn Sie nicht augenblicklich handeln. Die Verhaftsbefehle für Sie und Ihre Freunde ſind ſchon ausgefertigt. In einer Stunde können Sie ſchon verhaftet ſein. Verlieren Sie keine Zeit, kommen Sie.“

„Wohin?“

„Danton, ich wiederhole Ihnen in dieſer höchſten Gefahr, in der Sie ſchweben, nochmals, was ich im Herbſt vorigen Jahres ohne Erfolg anbot. Hunderttauſend Franken in Gold, ſowie Bürger Roland de la Tour des Meaux jenſeits der franzöſiſchen Grenze iſt. Jetzt haben Sie die Wahl noch in der Hand. Es handelt ſich jetzt aber nicht blos um ſeine Rettung, ſondern auch um die Ihre. Was aus Ihnen wird, wenn Sie verhaftet werden, iſt Ihnen wohl bekannt; was aber dann aus dem Bürger Roland wird, das weiß nur Gott. Darum helfen Sie, retten Sie ſich und ihn. Wählen Sie, wählen Sie, Danton! Stehen Sie nicht ſo ſtarr und trübe da. Handeln Sie. In der nächſten Viertelſtunde ſchon kann es zu ſpät ſein.“

Danton ſtand wie angewurzelt und ſtarrte ſtumm und finſter vor ſich nieder.

„Danton!“ rief die Bürgerin Laurac, immer aufgeregter und ängſtlicher werdend, „hören Sie mich nicht? Ich habe ſchon Alles vorbereitet und einen Soldaten, Namens Langlois, beſtochen. Er wird Kleider bereit halten, in denen der Gefangene die Conciergerie verlaſſen kann, wenn Sie uns mit Ihrem Anſehen decken. Es iſt ſchon Alles vorbereitet. Nur zögern Sie nicht länger, ſonſt iſt Alles verloren. Mein Gott, iſt es ſo ſchwer, Danton, zu wählen zwiſchen Tod und Leben?“

„Unſäglich ſchwer, Bürgerin Laurac,“ ſeufzte Danton matt und wie lebensmüde.

„Und doch muß es ſein, Bürger Danton, muß augenblicks geſchehen!“

Wieder ſah ſie ihm fragend, drängend, ängſtlich in's Geſicht, Danton aber blieb ſchwer athmend, den Blick in's Weite gerichtet, ſtehen.

„Kommen Sie, mein Wagen hält unten. Nur raſch, Danton, ſonſt iſt es zu ſpät, ſonſt iſt Alles verloren.“

„Ich habe gewählt, Bürgerin, ich bleibe hier!“ ſagte Danton, plötzlich ruhig und feſt.

„Heiliger Gott, und was wird aus dem Grafen Roland, wenn Sie fallen?“

„Keiner vermag ſeinem Schickſal zu entrinnen. Kann ich ihn nicht auf eine ehrliche Art mehr retten, ſo mag kommen, was da will.“

„Aber Sie ſelbſt! Geben Sie ſich keiner trügeriſchen Hoffnung hin. Denken Sie an das Schickſal der Girondiſten. Danton, hören Sie? Ihre Verhaftung iſt Ihr Tod!“

„Das iſt ſie in der That. Ich weiß es.“

„Weshalb aber wollen Sie ſich nicht retten? Es iſt Ihre Pflicht.“

„Meine Pflicht iſt es, auf meinem Poſten zu ſterben. Kann der lebende Danton nichts mehr ausrichten in der Welt, ſo ſoll der todte Danton wirken, und ſei es nur als Warnung. Wir Revolutionsmänner bilden alle eine Kette. Ein Glied zieht das andere nach. Jetzt iſt die Reihe an mir, morgen iſt ſie vielleicht ſchon an Robespierre —“

Unten wurde mit Gewehrkolben an das Thor geſchlagen, was in der ſtillen Nacht ein entſetzliches Gepolter verurſachte. Danton unterbrach ſich in ſeiner Rede. Bürgerin Laurac ſtieß einen halbunterdrückten Schrei aus. Es folgte eine Pauſe, nur kurz, aber ſchrecklich.

„Sie ſind da!“ murmelte Danton.

„Im Namen der Republik, öffnet!“ ſchallte von unten eine ſcharfe, durchdringende Stimme herauf.

„Oeffnen Sie, Jean!“ befahl Danton ſeinem Diener.

„O mein Gott, mein Gott,“ jammerte Bürgerin Laurac faſſungslos, „was ſoll nun werden?“

„Verbergen Sie ſich dort drinnen, Bürgerin, ich möchte nicht, daß Ihnen für Ihre Warnung etwas Nachtheiliges geſchähe.“

„Und was soll nun werden, wenn Sie gehen?"

„Schicken Sie die Bürgerin Aimée zu Robespierre. Er ist gerecht."

„Das sagen Sie? Sie, Danton? In diesem Augenblick?"

„Ja! Gehen Sie, Bürgerin, gehen Sie. Man kommt."

Es ließen sich schwere Schritte auf dem Flur hören. Die Bürgerin Laurac verschwand hastig in einem Nebenzimmer.

Gleich darauf erschien Bürger-Kapitän George Bourdon in der Thür. Hinter ihm standen Kopf an Kopf, soweit Danton sehen konnte, Soldaten.

„Bürger Danton," rief Bourdon mit seiner breiten gewöhnlichen Stimme, „im Namen der Republik erkläre ich Sie für verhaftet."

„Zeigen Sie mir Ihre Legitimation, Bürger-Kapitän," entgegnete Danton ruhig.

George Bourdon zog einen Verhaftsbefehl aus der Brusttasche.

Danton las ihn aufmerksam. Unterzeichnet war der Verhaftsbefehl mit: „Der Wohlfahrtsausschuß: Maximilian Robespierre."

„Ich wußte es," murmelte Danton. Dann rief er laut: „Ich gehorche, Bürger. Gehen wir!"

Wenige Minuten später lag das Haus Danton's todtenstill da, während sein Besitzer inmitten einer starken Bedeckung von Soldaten nach dem Luxemburg-Gefängniß ging, wo er in denselben Räumen untergebracht wurde, in denen er selbst die Girondisten hatte unterbringen lassen.

Im Laufe der Nacht wurden seine vertrautesten Freunde, sechzehn an der Zahl, ebenfalls im Luxemburg-Gefängniß eingekerkert, und als früh Morgens Paris erwachte, vernahm es mit Schrecken, daß man Danton, den Liebling des Volkes, und besonders der Frauen, mitsammt dem

geiſtreichen Camille Desmoulins, Lacroix, Philippeaux und Anderen eingekerkert hatte.

Der „Moniteur officiel“ redete wieder von einer Reinigung des Konvents.

Die Guillotine bekam wieder Nahrung.

15.

Claude Michon, der gewöhnt war, die weichen linden Lüfte der Provence zu athmen, wo er ſo lange Jahre träumeriſch auf den einſamen Felſen gelegen und Gelegenheit gehabt hatte, die Eindrücke einer erhabenen Natur, die ruhige, gleichmäßige Majeſtät des unendlichen Meeres in ſich aufzunehmen, fand weder in dem tollen, aufgeregten Volksgetriebe von Paris einen Halt, noch konnte er bei der ausſchweifenden Lebensweiſe, die er führte, dem harten, rauhen Winter des Nordens ohne Schaden trotzen. Er huſtete viel, und da das einzige Erwärmungsmittel, das er benutzte, der Schnaps in der „Rothen Lampe“, einer Volkskneipe ſchlimmſter Sorte an der Place Percheron, war, ſo ging es mit ſeiner Geſundheit bedenklich bergab.

Er merkte wohl ſelbſt nicht viel davon, denn er lebte immer in einem halben Taumel, und wurde er je einmal nüchtern, ſo war ihm ſo unbehaglich, ſo krank und elend zu Muthe, daß er dieſem Zuſtand ſchleunigſt durch abermaliges kräftiges Trinken ein Ende machte. Es war alſo nicht ſchwer vorauszuſehen, daß ſich Claude Michon bei dieſer fortgeſetzten ſchlechten Lebensweiſe in längerer oder kürzerer Zeit zu Grunde richten würde.

Es kümmerte ſich Niemand um ihn. Bürger Léon getraute ſich nicht, ihm ernſtliche Vorhaltungen zu machen, und Aimée wußte nicht, wie es um ihn ſtand. Aus der Hörigkeit eines ſelbſtherrlichen Adels herausgefallen, durch die Revolution mit einer Freiheit und Unabhängigkeit überraſcht, wovon er keinen rechten Gebrauch zu machen ver-

ſtand, war Claude Michon eigentlich ein genaues Bild ſeines ganzen Volkes; das franzöſiſche Volk hatte auch die Form der alten Adelsknechtung zerbrochen, aber nun wußte es mit der neuen Herrlichkeit ſeiner errungenen Freiheit noch nichts Rechtes anzufangen, ſondern taumelte, wie Claude Michon, aus einem Exceß in den anderen. —

In der „Rothen Lampe" ging es heute wieder hoch her. An den kleinen Tiſchchen des winkeligen, unſauberen Lokals ſaßen ineinander gedrängt ſchwatzende und trinkende Sansculotten, kreiſchende Weiber, alte Megären, widerlich betrunken. Auch auf dem Platz vor dem Wirthshauſe ſtanden und gingen laut ſprechende Gruppen verlumpter Kerle, Spitzbuben, an denen Paris zu jeder Zeit einen erſchreckenden Ueberfluß hatte, und ſonſtiges Gelichter herum, das unter geordneten Zuſtänden in verſteckten Winkeln ſchleicht, jetzt aber, die rothe Souveränitätsmütze frech auf's Haupt geſtülpt, ſich allerorts breit machte.

Man politiſirte natürlich. Man hatte ſich die Hinrichtung von Danton und Genoſſen angeſehen und beſprach nun das Ereigniß, wie es der gerade vorhandene oder nicht vorhandene Verſtand eingab.

„Er war ein Freund des Volkes," ſchrie ein baumlanger Pikenmann, ſeinem Accent nach aus der Normandie, „man kann ſagen, was man will. Er war unſchuldig. Man hat Danton nicht gerichtet, ſondern man hat ihn ermordet."

„Bah," meinte eine neben ihm mit dem Strickſtrumpf ſitzende Frau, „todt iſt todt. Gerichtet oder gemordet, das läuft auf Eines hinaus."

„Man muß ſeine Mörder zur Verantwortung ziehen," rief ein Anderer.

„Zieh' Du doch Deinen Kopf bei Zeiten aus der Schlinge, Du Narr, ſtatt daß Du hier Sachen redeſt, die Du nicht verſtehſt," miſchte ſich ein Dritter hinein.

Wenn der Streit dann mit der Zeit heftiger wurde, so schlug man sich wohl zur Abwechslung einmal die Köpfe blutig, und fing dann wieder von vorn an.

Claude Michon saß mitten unter seinen Freunden und trank ein Glas nach dem anderen. Ihm war heute wieder elender wie je zu Muthe.

Gerade als der Zeitpunkt einer ordentlichen Prügelei in der „Rothen Lampe" wieder eingetreten war, und man eben daran war, sich gegenseitig in die Haare zu fahren, trat in Begleitung mehrerer Nationalgarden der Bürger-Kapitän George Bourdon ein.

„Ruhe!" donnerte er den Streitenden entgegen, „Ruhe, Bürger! Wollt ihr euch schlagen wegen eines Menschen, der vom Schweiße des Volkes praßte, der sich von den Aristokraten bestechen ließ, um sich Geld für sein verschwenderisches Leben zu verschaffen? Danton hat den Tod verdient, und ihr müßt sammt und sonders dem Wohlfahrtsausschuß dankbar sein, der euch von solchen Peinigern befreit. Es lebe der Wohlfahrtsausschuß, Bürger! Heda, Wein her und Gläser! Es lebe Robespierre, es lebe die Republik."

Das war eine Beredtsamkeit, der weder der baumlange Normanne, noch die strickende Vettel, noch sonst Jemand in der „Rothen Lampe" widerstand. Auf der einen Seite etwa ein Dutzend gutbewaffneter Nationalgarden, auf der anderen Seite gefüllte Gläser — wer konnte da widerstehen?

Es brüllten denn auch Alle laut und lärmend: „Es lebe die Republik, es lebe Robespierre, der Wohlfahrtsausschuß!" — Danton war vergessen.

„Wein her, sage ich," fuhr George Bourdon fort, der, wie es sein glühendes Gesicht verrieth, im Laufe des Tages schon viel hatte leben lassen, „und echter Emigrantenwein soll es sein. Hier ist Gold, echtes Emigrantengold dafür. Lustig, Kinder, lustig! Es lebe die Provence!"

Das war ein Lärmen, eine Freude. Nur Claude Michon ſtarrte den Kapitän ſtumm und ſtarr an, als ob er einen Geiſt geſehen hätte. Seine Wunde, die ihm die Bürgerin Aimée ſeiner Zeit verbunden, fing an zu brennen, und er neſtelte an ſeinem Gurt herum, in dem er ein langes Dolchmeſſer trug.

Dann ſah er, wie George Bourdon das rothe, harte Gold auf den ſchmierigen Tiſch warf. Wie kam der Offizier zu Gold? Claude Michon wußte ſehr wohl, daß der Sold in Aſſignaten ausbezahlt wurde, und das Gold aus dem Verkehr wie weggeblaſen war. Es war klar: George Bourdon hatte in jener Nacht in der Provence das Gold genommen, und Claude Michon hatte die Hiebe bekommen.

„Nur ſachte, Brüderchen, nur ſachte," murmelte Claude Michon zwiſchen den Zähnen. — —

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als Bourdon die „Rothe Lampe" verließ. Stark ſchwankend und mit ſeiner rauhen Stimme die Marſeillaiſe brüllend, ging er über die Seinebrücke, als hinter dem Denkmal Heinrich's IV. eine dunkle Geſtalt hervorſprang.

Im nächſten Augenblick fühlte Georg Bourdon, wie ein kaltes Meſſer in ſeinen Rücken fuhr. Dann wurde er von kräftigen Armen in die Höhe gehoben. Man verſuchte offenbar, ihn über das Brückengeländer hinunter in die Seine zu werfen. Er ſchrie laut um Hilfe und wehrte ſich verzweifelt.

„Weißt Du, Brüderchen," flüſterte ihm eine heiße, nach Schnaps riechende Stimme zu, „das iſt die Rache für den Säbelhieb im Schloſſe de la Tour des Meaux. Du biſt zu hitzig, Brüderchen, marſch in's Waſſer. Kühle Dich ab!"

Es war das Werk weniger Sekunden. Dann klatſchte der Körper George Bourdon's laut im Waſſer auf. Claude hörte noch einige heftige, plätſchernde Bewegungen — dann

war Alles ruhig. Claude Michon aber taumelte, dann und wann einzelne Worte lallend, ſeinen Weg weiter.

Er war ein Mörder. Nun ja, warum nicht? Wurden denn nicht Tauſende in jener Zeit in Frankreich gemordet?

Claude Michon ging nach Hauſe. Er dachte daran, daß man ihm nun auch den Kopf abſchlagen könne, wie ſo vielen Anderen. Weshalb denn nicht? Dann war es eben vorbei, und es war, wie Claude Michon in ſeinem phyſiſchen und moraliſchen Elend dachte, gerade recht, wenn es vorbei war mit dem Leben.

Als er in die Rue de l'Arbre ſec kam, gewahrte er durch eine Spalte in dem verſchloſſenen Laden der Schloſſerwerkſtatt des Bürgers Boyer noch Licht. Neugierig, was da drinnen noch vorgehen mochte, trat er näher und ſchaute durch die Lücke des ſchlecht ſchließenden Ladens. Da ſaß Aimée in der Schloſſerwerkſtatt und weinte, daß ihr die Thränen über die hübſchen Wangen floſſen. Und neben ihr ſaß die Bürgerin Laurac und ſprach eifrig auf ſie ein.

Was hatten die beiden Frauen ſo ſpät in der Nacht noch miteinander zu berathſchlagen? fragte ſich Claude Michon. Und was hatte insbeſondere die Bürgerin Aimée ſo bitterlich zu weinen?

Claude hielt beklommen den Athem an und lauſchte geſpannt, um zu vernehmen, um was es ſich handle. Zehn Bourbons hatten nicht das Intereſſe für ihn, wie die Thränen der Bürgerin Aimée.

Aimée! Das war noch der Lichtſtrahl, der aus dämmernder Ferne in ſein elendes Daſein drang, unter dem ſein Herz menſchlich erwarmte.

„Du mußt es thun, Aimée!“ hörte er die Stimme der Bürgerin Laurac, „es iſt das einzige und ſicherſte Mittel, Deinem Vater das Leben zu erhalten. Hörſt Du, Aimée, das einzige! Seit Danton's Tod kann er jeden Tag vor das Revolutionstribunal geſchleppt werden. Darum geh'

zu Bürger Robespierre. Man ſagt allgemein, er ſei tugendhaft und gerecht; er wird es auch gegen Dich und Deinen Vater ſein. Und nun weine nicht mehr, Kind. Der Frauen Loos iſt nun einmal in dieſer Welt dulden, dulden und wieder dulden. Unſere einzige Waffe iſt die Bitte, und wenn die Männer einander erwürgen, ſo bleibt uns nichts übrig als die Bitte um Friede und Ruhe, um Menſchlichkeit und Liebe."

„Aha," dachte Claude Michon, „es handelt ſich um den Seigneur! Nur ſachte. Dabei reden wir noch mit. Und wenn ich die fünftauſend Franken des Bürgers Léon auch nicht bekomme, ſo reden wir trotzdem mit. Gerade deshalb."

Damit torkelte er weiter und kam gleich darauf in ſeiner Wohnung an, wo er ſich ſofort auf ſein Lager warf und einſchlief. Aber noch in ſeinen Träumen ſchienen die Ereigniſſe dieſer Nacht, die Vorgänge in der „Rothen Lampe", der Vorfall auf der Seinebrücke vollſtändig zurückzutreten hinter dem thränennaſſen Antlitz der niedlichen Aimée, wie er es durch die Ladenlücke in der Schloſſerwerkſtatt des Bürgers Boyer geſehen hatte.

16.

St. Juſt, der treue Vertraute Robespierre's, war eine offene, wenig ſkrupulöſe Soldatennatur, die, hineingeworfen in das wüſte Treiben der Schreckensherrſchaft, in Robespierre ihren Heiligen gefunden hatte. Was Robespierre ſagte, war richtig, was er that, war gut, ſo meinte St. Juſt. In letzterer Zeit aber wollte es ihm ſcheinen, als wenn Robespierre mit ſeinen Maßnahmen nicht mehr ſo ganz wie früher der Uebereinſtimmung der großen Maſſe ſicher war, als wenn ſich das Piedeſtal der Volksgunſt, auf dem er ruhte, allmälig verſchöbe. Es floß zu viel Blut. Robespierre war in ſeiner Strenge, in ſeiner gewaltſamen Gleichheitsmacherei unerſättlich. Die Hinrichtungen nahmen

kein Ende, der Revolutionsplatz war mit Blut gedüngt. Der Hinterbliebenen, der Unglücklichen und Elenden wurden immer mehr, so daß es schien, die Herrschaft durch Schrecken sei keineswegs das Mittel zur Erreichung einer glücklichen Zukunft, einer reinen Republik, sondern der Schrecken zeige sich als eine unbarmherzige und unnütze Geißel der geknechteten Menschheit in der Hand von Menschen, die jedes Mitleids, jeder menschlichen Rührung bar waren.

„Du hast's erreicht, Robespierre," sagte St. Just zu ihm, „Du stehst an der Spitze der Macht. Niemand innerhalb der Grenzen Frankreichs wagt Dir zu trotzen. Von dem Dreigestirn der Revolution: Marat, Danton und Robespierre, bist Du allein noch übrig, als Erbe ihrer Macht nicht nur, sondern auch ihres Ruhms. Nun mache aber auch ein Ende mit dem Schrecken, wie Du es immer versprochen hast, und wie es das Volk heute heftiger denn je herbeiseufzt."

„So?" entgegnete Robespierre kalt und bissig. „Wieviel hat man Dir denn gegeben, damit Du so zu mir sprechen sollst?"

„Nichts hat man mir gegeben, Robespierre, und das Mißtrauen, das Du mir gegenüber aussprichst, beleidigt mich auch nicht, denn es ist eben eine unheimliche, gespenstische Zugabe der Macht."

„Ich sage Dir, St. Just, je näher man die Menschen kennen lernt, je mehr mißtraut man ihnen. Ich will Dir glauben, daß Du nicht bestochen bist. Ich würde Dich sogar unter Umständen für ehrlich halten, wenn Du nämlich nicht so zu mir sprechen würdest, wie Du es thust."

„Wie ich es thue? Ich meine es gut mir Dir."

„Auch das ist möglich, daß Du glaubst, Du meintest es gut mit mir, aber die Dummheit, St. Just, hat mit dem beabsichtigten Verbrechen den angerichteten Schaden gemein. Die Dummheit ist sozusagen nur eine mildere

Form des Verbrechens. Und eine Dummheit iſt es, was Du mir da ſagſt. Du meinſt im Ernſt, ich könnte meine Macht behaupten, ohne das Mittel, durch das ich zu ihr kam? Du meinſt im Ernſt, ich könnte nun, da ich oben angelangt bin, die Geißel wegwerfen? — Ich möchte es wohl. So wahr ich lebe, St. Juſt, ich möchte es. Du weißt ja, ich kann keine Ente ſchlachten ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. Aber jetzt das Revolutionstribunal, worauf Du doch wohl ausſpielſt, abſchaffen, hieße nicht nur alles bisher Errungene in Frage ſtellen, ſondern würde auch alle bisherigen Hinrichtungen zu nutzloſen Verbrechen ſtempeln. Hier gibt es keinen Ausweg. Wir müſſen durch bis zum Ende! Das alte Frankreich muß verſchwinden, damit das neue Platz hat."

„Und wann glaubſt Du das Ende zu erreichen?"

„In ganz kurzer Zeit. Noch eine kleine Spanne Zeit trennt uns von dem ewigen Frieden der neuen Republik."

„Und unterdeſſen?"

„Unterdeſſen allerdings müſſen noch Einige fallen."

St. Juſt trat erſchrocken einen Schritt zurück. „Noch Einige? Und immer noch Einige? Weißt Du wohl, Robespierre, daß Du ſchon vor dem Angriff auf die Girondiſten ſagteſt: daß ‚einige' Köpfe fallen müßten. Seitdem ſind aus Einigen Tauſende geworden, und nun ſprichſt Du immer wieder von Einigen?"

„Um ein Land zu retten, muß man vor keinem Opfer zurückſchrecken. Auch iſt die Sache nicht ſo bedeutend, als Du glaubſt. Aber ſage ſelbſt, St. Juſt, ob ich die Republik für gefeſtigt anſehen kann, ſo lange der ſchleichende, kriechende und ſchmeichelnde Tallien mit ſeiner ſchönen Gattin um mich hergeht und nur auf die Stunde lauert, wo er mir den Dolch in's Herz ſtoßen kann?"

„Wer könnte ihn deſſen verdächtigen?" fragte St. Juſt haſtig.

„O, laß das nur gut ſein. Ich weiß Alles. Wenn auch die Bürgerin Amaranthe ſammt ihrer ſchönen Tochter mit dem rothen Korallenhalsband ſich durch ſolche Geſtändniſſe nicht vom Karren herunterhelfen konnte, ſo weiß ich doch nun, woran ich bin. Dann Duval, Legendre, Bourdon von der Oiſe, und vor Allem der alte ſchlaue Vadier, Lecointre, Rovère, Cambon, Moneſtier —"

„Hör' auf, hör' auf. Das iſt ja entſetzlich!"

„Sie ſind die Feinde der Republik. Sie müſſen ſterben."

„Und dann?"

„Dann feiern wir das Feſt der Brüderlichkeit, das Feſt der reinen Republik."

„Robespierre!" rief St. Juſt mit ſtarker Stimme, „Deine ‚reine Republik' iſt ein Trugbild Deiner Sinne, das Du nie erreichen wirſt."

„Nie?" fragte Robespierre ſcharf und ſchneidend. Dann aber ſetzte er ſehr ruhig und gelaſſen hinzu: „O doch!"

In dieſem Augenblick trat Leonore Duplay in das Zimmer.

„Bürger Robespierre," ſagte ſie, „es iſt eine junge Dame draußen, die ſich Bürgerin Aimée nennt und vorgibt, mit Ihnen ſprechen zu wollen."

„Ich kenne die Bürgerin Aimée nicht und bin ſeit Marat's Tod für Unbekannte, beſonders aber für junge, unbekannte Mädchen nicht zu ſprechen," antwortete Robespierre.

„Sie wünſcht dringend —"

„Das glaube ich wohl; Viele wünſchen dringend mit mir zu reden. Die Bittſchreiben und Drohbriefe mehren ſich in letzter Zeit in entſetzlicher Weiſe. Sagen Sie der Bürgerin Aimée nur, daß ich ſie nicht perſönlich empfangen könne. Wenn ſie Ihnen ein Bittſchreiben zu übergeben hat, ſo nehmen Sie es in Empfang."

„Ich kenne die Bürgerin," rief St. Juſt dazwiſchen, „Du kannſt ſie unbeſorgt empfangen."

„So?“ machte Robespierre wieder in seiner bissigen, mißtrauischen Weise, „Du kennst sie. Dann ist sie wohl auch die Ursache Deiner heutigen Menschenfreundlichkeit?“

„Ich verstehe Dich nicht. Die Bürgerin Aimée ist eine ebenso schöne, wie gesittete und feingebildete Dame, die Du genau so gut kennen würdest, wie ich, wenn Du für derlei überhaupt Augen im Kopfe hättest, denn wir haben sie zusammen bei Danton gesehen.“

„Seitdem nicht wieder?“

„Nein.“

„Nun, gerade das muß mich vorsichtig machen. Es bleibt also dabei, Leonore.“

Da sprang die Thüre plötzlich auf und in derselben erschien Aimée, die Wangen hochroth vor Aufregung und Sorge, die rehbraunen Augen in feuchtem Thränenglanz flehend auf die Männer gerichtet, die Hände krampfhaft ineinander verschlungen und gegen die stürmisch wogende Brust gedrückt.

„Bürger Robespierre, Bürger St. Just, Gerechtigkeit!“ rief sie mit flehender Stimme, „nirgends in der Welt kann ich sie erreichen, wenn nicht hier; darum weisen Sie mich nicht von Ihrer Schwelle. Sie ist meine einzige Rettung, meine einzige Zuflucht.“

Dabei machte sie einige unsichere Schritte gegen Robespierre, vor dem sie sich dann demüthig bittend auf ein Knie niederließ — ein wahres Bild der Hilflosigkeit.

Vorsichtig wich Robespierre zurück. „Bürgerin,“ sagte er dann schneidend und scharf, „Sie haben nicht etwa zufällig einen Dolch bei sich versteckt, den Sie mir, je nachdem es Ihnen zeitgemäß erscheint, in die Brust stoßen wollen?“

Erstaunt und erschrocken über einen solchen Verdacht erhob sich Aimée wieder und sah Robespierre betroffen an. „Bürger Robespierre, sehen Sie mich an. Sieht so eine Mörderin aus?

„Ich weiß es nicht, Bürgerin, wie die Mörderinnen in der Provence aussehen. Ich habe bisher nur eine aus der Bretagne gesehen, und das war ein junges Blut, wie Sie. Das macht vorsichtig. Wenn man die altgewohnte französische Galanterie so theuer bezahlen muß, wie weiland der gute Marat, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn die Galanterie ein wenig in Vernachlässigung kommt."

„Ich bin keine Charlotte Corday. Diese Hand führt keinen todbringenden Stahl, sondern hebt sich vor Ihnen nur zur Bitte."

„Das wünsche ich in Ihrem Interesse auch. Glauben Sie, es macht uns Spaß, solche Damen auf dem Karren vor unseren Fenstern vorbeifahren zu sehen? — Und nun zur Sache, Bürgerin: was wünschen Sie? Um was handelt es sich."

„Um meinen Vater, meinen armen, erbarmungswürdigen Vater, der noch immer unschuldiger Weise in der Conciergerie schmachtet, vom gräßlichsten Schicksal bedroht —"

„Ah, richtig," unterbrach sie Robespierre, „ich besinne mich, unter den Papieren Danton's ein darauf bezügliches Aktenstück gefunden zu haben. — St. Just, wie war denn die Sache?"

„Es handelt sich um den Bürger Roland de la Tour des Meaux."

„Roland de la Tour des Meaux! Welch' langer Name. Weißt Du denn nicht die Nummer des Aktenstückes?"

„Wenn ich nicht irre, war es mit 763 bezeichnet. Danton hat das Aktenstück zurückbehalten, weil er den Mann für unschuldig hielt und ihn nicht vom Revolutionstribunal aburtheilen lassen wollte."

Robespierre war mittlerweile auf seinen Arbeitstisch zugetreten und wühlte eifrig in einem Stoß Akten, die sorgfältig nach Nummern geordnet dort aufgeschichtet waren.

Bald zog er ein Aktenstück hervor, auf dem Nummer 763 verzeichnet war, und las sehr aufmerksam darin.

„Ihn nicht vom Revolutionstribunal aburtheilen lassen wollte," wiederholte er mechanisch. „Sagtest Du so, St. Just?"

„So sagte ich."

„Also der Mann hat der Regierung Widerstand geleistet. Und er lebt — die Sache ist noch immer nicht erledigt?" fragte Robespierre, in dem Aktenstück lesend.

Ueber Aimée, die ihn mit athemloser Spannung beobachtete, kam eine rasende Angst. Sie wußte nicht weshalb, denn außer den gewöhnlichen Nervenzuckungen, die in jedem Sinne gedeutet werden konnten, war auf Robespierre's kaltem, bleichem Gesicht nicht die mindeste Veränderung zu bemerken, aber eine geheime Ahnung sagte ihr, daß die Sache ihres Vaters jetzt vor der Entscheidung stehe.

„Bürger Robespierre!" rief sie mit der ganzen innigen Gluth ihrer Kindesliebe, „haben Sie Erbarmen und Mitleid mit einem armen mutterlosen Mädchen, das in der Welt allein steht, wenn Sie ihm den Vater nehmen!"

Halblaut las Robespierre: „Auf seinem Schlosse de la Tour des Meaux, nicht weit von der Hafenstadt Fréjus in der Provence festgenommen wegen Verdachts der Verschwörung gegen die Republik —"

„Bürger Robespierre, denken Sie an Ihre Eltern, die Sie in Ihrer Jugend behütet und bewahrt haben vor jedem Unfall, die Ihren Sinn für Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Nächstenliebe geweckt haben — würden Sie nicht Ihr Alles freudig opfern für die Rettung dieser Eltern? Würden Sie nicht wünschen, auch einmal selbst Kinder zu haben, die in gleicher Dankbarkeit und Liebe für Sie glühten? Bei Allem, was Ihnen heilig ist, Bürger Robespierre, beschwöre ich Sie, üben Sie Gnade und Barmherzigkeit, üben Sie Gerechtigkeit an meinem Vater."

Robespierre las nicht mehr. Seine Augen ſchweiften über das Aktenblatt, das er noch in den Händen hielt, hinab auf die rührende, zarte und hilfloſe Mädchengeſtalt, die wieder zu ſeinen Füßen zuſammengeſunken war und um das Leben ihres Vaters bat. Was ging in dieſem Augenblick hinter der runden Stirn Robespierre's vor? Wünſchte er ſich auch einmal ſolche Kinder, die ihren Eltern in der Noth des Lebens ſo zur Seite ſtehen, oder dachte er an ſeinen eigenen Vater, der in Noth und Kummer in der fernen deutſchen Stadt München gewaltſam ſein Leben hatte endigen müſſen?

Nichts auf ſeinem Geſicht verrieth etwas dergleichen. Nicht einmal die Hand bot er dem jungen Mädchen, um ſie wieder aufzuheben, und als er ſagte: „Stehen Sie auf, Bürgerin!" mußte erſt der lange St. Juſt herbeiſpringen, um Aimée beim Erheben behilflich zu ſein.

„Haben Sie Vertrauen in die Gerechtigkeit Ihrer Sache, ebenſo wie in die Gerechtigkeit der Republik, Bürgerin Aimée," fuhr er dann, ohne merkliche Veränderung in der Stimme fort, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Prozeß Ihres Vaters morgen erledigt werden wird."

Bürgerin Aimée zitterte. Die Worte klangen ja ganz gut, aber ein gerührtes Menſchenherz verkündigte ſich aus der Art und Weiſe, wie er ſie ſprach, nicht.

„Bürger Robespierre," ſtammelte ſie zitternd, „ſagen Sie mir um Ihres Heiles willen, was darf ich hoffen?"

„Gerechtigkeit, Bürgerin."

Noch immer zweifelte Aimée am guten Erfolg ihrer Unternehmung, als St. Juſt ſich ihr höflich nahte und ſagte: „Schöpfen Sie Vertrauen, Bürgerin, und hoffen Sie das Beſte. Robespierre iſt freilich kein ſüßlicher Schwätzer, dem die hübſchen Worte leicht und volltönig zur Verfügung ſtünden, wie etwa Danton. Aber ſein Wort iſt ſo wahr, wie die Erde. Gehen Sie getroſt nach Hauſe. Und

wenn Sie morgen zur Verhandlung in die Conciergerie kommen wollen, so bin ich sicher, Sie werden die Erste sein, die ihren Vater wieder umarmen kann."

Noch einmal näherte sich Aimée Robespierre, scheu, furchtsam, aber doch dankerfüllten Herzens. Diesmal wich ihr Robespierre nicht aus. Sie küßte ihm die Hand und — sonderbar! Dabei war es ihr plötzlich, als ob sie die Hand einer Leiche geküßt hätte, so hart, so knochig, so kalt war diese Hand! Oder war es ihr nur so erschienen, weil ihre Lippen in der Aufregung glühten?

Auch Robespierre blickte sie überrascht an. Es war, als ob Tod und Leben, Tag und Nacht sich geküßt hätten.

Dann ging Aimée in froher Hoffnung fort. Leonore Duplay begleitete sie bis vor das Haus, wo Marguerite Boyer und Claude Michon sie erwarteten.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer waren wieder allein. Sie schwiegen lange Zeit, jeder von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen.

Endlich fragte St. Just: „Du wirst die Freilassung des Bürgers Roland de la Tour des Meaux anordnen?"

Robespierre that, als ob er die Frage nicht gehört hätte.

„Es wird rasch dunkel," bemerkte er. „Wie die Sterne schon leuchten!"

„Robespierre!" sagte Saint Just mit schwerer Stimme.

„Wie? Sagtest Du etwas?"

„Du wirst die Freilassung des Bürgers Roland de la Tour des Meaux anordnen?"

„Vermuthlich. Jetzt laß' mich allein, lieber Freund, auf mich wartet eine lange Arbeitsnacht. Diese Bittstellerin hat mich um meine Zeit gebracht."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Robespierre."

„Auf Wiederſehen.“

St. Juſt ging. Robespierre hatte ihm einen gleichgiltigen, ruhigen Eindruck gemacht.

Robespierre blieb auch, nachdem St. Juſt fortgegangen war, noch eine ziemliche Weile anſcheinend ruhig am Fenſter ſtehen und ſchaute hinauf nach dem geſtirnten Himmel.

Erſt nach einem längeren Alleinſein, als ſei er dadurch ſicher gemacht, nahmen ſeine Züge eine befremdende und peinliche Erregung an, welche Zeichen gab von einer tiefinnerlichen, heftigen Aufregung.

Robespierre war eine verſchloſſene Natur, die nie irgend Jemandem, und ſei es ſeinem vertrauteſten Freunde, einen Einblick in ihr Inneres geſtattete. Waren es die Wucht und Tragweite ſeiner Pläne, die glühenden Ideale ſeiner Gedankenarbeit, die urwüchſige, radikale Neuerungswuth, von denen er ein Verſtändniß bei ſeinen Mitbürgern nicht vorausſetzen zu können meinte? Wozu reden, wo kein Verſtändniß iſt?

Wie dem auch ſei, Niemand kannte Robespierre's letzte Pläne, Niemand ſeine innerſten Gedanken.

Vielleicht er ſelbſt nicht. Vielleicht wurde er unbewußt, mit mehr inſtinktiver Leidenſchaft, als berechnendem Verſtand, nach einer wirbelnden, ſchwindelnden Höhe geriſſen. Wer weiß? Die menſchliche Natur iſt ſo vielgeſtaltig, daß auch dieſe Möglichkeit bleibt.

Nach einem langen Schweigen murmelte er endlich: „Nur vorwärts, vorwärts muß man gehen, nicht ſtille ſtehen. Es ſind ja — nur noch Einige — einige Nebelflecke, um die es ſich handelt. Alſo vorwärts!“

Damit ſetzte er ſich an ſeinen Arbeitstiſch und begann zu arbeiten. Zunächſt faßte er das Aktenſtück Nro. 763 wieder und las es noch einmal aufmerkſam durch. Schließlich griff er zur Feder und machte am Fuße des Akten-

stückes ein kleines, unscheinbares, nur dem kundigen Auge auffälliges c.*)

Dann folgten andere. Der grauende Morgen fand den Mann noch immer am Arbeitstisch.

17.

Hoffnungsfroh bewegt, von allerhand schönen Träumen erfüllt, die ihre endliche Wiedervereinigung mit ihrem Vater betrafen, der ja die ersehnte Vereinigung mit Léon, die glückliche Rückkehr in die Provence folgen sollte, kam Aimée wieder in der Rue de l'Arbre sec an. Klopfenden Herzens wurde sie von der Bürgerin Laurac und Léon, der sich seit dem Sturz der Girondisten noch sorgfältiger als bisher verborgen halten mußte, erwartet. Sie erzählte den Lauschenden ihre Erlebnisse, wie Robespierre ihr sein Wort verpfändet, daß Gerechtigkeit geübt werden sollte, und wie St. Just ihr den besten Ausgang in fast sichere Aussicht gestellt.

Der Schlosser Boyer nahm an der endlichen glücklichen Lösung des Schicksals der so schwer Geprüften innigen Antheil, und die Bürgerin Laurac that sich nicht wenig darauf zu Gute, Aimée zu dem Schritt, den sie bei Robespierre unternommen hatte, gebracht zu haben.

Selbst Claude Michou, der wie ein vergessener Regen-

---

*) Es wird erzählt, daß Robespierre oft auf Verhaftbefehle, Dekrete und sonstige Akten, die dem Revolutionstribunale zur Weiterbehandlung übergeben wurden, am Fuße entweder ein kleines c (d. h. condamné = verurtheilt), oder auch ein kleines a (d. h. acquitté = freigesprochen) gemacht habe, was dann für die Betreffenden Leben oder Tod zu bedeuten hatte. Der Umstand, daß Robespierre seinem Miethsherrn Duplay eine mit 1800 Franken dotirte Richterstelle bei dem Revolutionstribunal verschafft hat, läßt die Erzählung wohl glaublich erscheinen, selbst wenn sie nicht auch in dem diktatorischen Charakter Robespierre's eine gewisse Begründung hätte.

ſchirm an der Thür ſtehen gelaſſen worden war, ſchien geſpannt und innerlich bewegt.

„Was habe ich Dir geſagt, Aimée," fragte die Bürgerin Laurac, von ihrer vorzüglichen Leitung des ganzen Unternehmens überzeugt, „als Du das erſte Mal zu mir kamſt in die Rue Vaugirard und die Franzoſenkronfarbige kaufteſt? Ich habe geſagt: nur den Muth nicht verloren! Nur das nicht. Und ich habe, wie Du ſiehſt, Recht gehabt. Es iſt nichts verloren, ſo lange der Muth nicht verloren iſt. Morgen wirſt Du Deinen Vater nach ſoviel Thränen und Trübſal wieder in Freiheit umarmen dürfen und dann noch Einen — na, ich will nichts ſagen, obgleich das nicht der ſchlechtere Theil der Umarmungen ſein wird, und ihr werdet wie glückliche Menſchen wieder in die ſchöne Provence hinunterziehen, wo ihr gerade ankommen werdet, wenn die Pfirſiche reif werden. Gott ſei's geklagt, hier koſtet jetzt ein einziger Pfirſich, wenn er gut ſein ſoll, fünfzig Franken in Aſſignaten. Dafür kaufte man ſonſt in der Provence einen ganzen Garten. Nun, ihr werdet eure alte Tante Laurac ſchon nicht vergeſſen, wenn ihr wieder im Schloß de la Tour des Meaux ſitzt, und ich werde nicht mehr fünfzig Franken für einen Pfirſich bezahlen müſſen."

„Du wirſt ſie bei uns eſſen, Tante, wie ich doch wohl hoffen darf."

„Nun, hoffen wir das Beſte. Wir müſſen zuſehen, wie es kommt. Aber — aber, was machen Sie denn für ein fürchterliches Geſicht, Léon? Iſt das ein Geſicht für einen glücklichen Bräutigam an einem ſolchen Tag?"

In der That hatten ſich die offenen Züge des jungen Edelmanns bei der Erzählung ſeiner Braut in einer Weiſe verfinſtert, die auf eine tiefe, mißtrauiſche Verſtimmung ſchließen ließ. Ueberraſcht ſah ihn jetzt auch Aimée an.

„Was iſt Dir, Léon?" fragte ſie erſtaunt.

„Du haſt in Deiner Mittheilung vergeſſen, um welchen

Preis Du vom Bürger Robespierre ſolche Vergünſtigungen erlangt haſt," antwortete dieſer bitter.

„Um welchen Preis? Ich verſtehe Dich nicht."

„Haha!" fuhr die Bürgerin Laurac laut dazwiſchen, „wahrhaftig, er iſt eiferſüchtig! Léon, ſind Sie denn ganz und gar des Teufels? Eiferſüchtig auf den Bürger Robespierre? Das iſt aber denn doch zu ſtark!"

Aimée ſchlug die Augen nieder und machte zwei Schritte auf den jungen Mann zu.

„Iſt es das, Léon? Iſt es das?" fragte ſie leiſe.

„Und wenn es das wäre?"

„Sieh mich an, Léon! Glaubſt Du, daß ich Dich belügen könnte?"

„Aimée," flüſterte der junge Herzog, „ſage mir die ganze Wahrheit. „Du haſt ihm nicht — verſtehe mich recht, Aimée, aus Liebe zu Deinem Vater, nicht als ob ich meinte, aus Liebe zu ihm —"

„Weder das eine, noch das andere. Léon, glaubſt Du mir?"

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf, hingebend, bittend, rein und ſchön. Da drückte er raſch mit einem unterdrückten Freudenſchrei ihre Hände und küßte ſie auf die Wange.

Niemand hatte das geſehen, ſo flüchtig geſchah es, ſo ſorgſam und laut plaudernd war Bürgerin Laurac bemüht geweſen, die Aufmerkſamkeit von den beiden Liebenden abzulenken, nur Claude Michon hatte ſich nicht ablenken laſſen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit einer finſteren, peinlichen Genauigkeit achtete er auch auf die kleinſte ihrer Bewegungen, auf ihr Mienenſpiel, auf ihre Augen. Nicht nur eine halb unbewußte Angſt um ſie, eine urwüchſige, mit echter Naturkraft pulſirende Gluth ſchärfte in dieſer Beziehung von jeher ſeinen Blick, ſondern auch eine daraus ſprießende gehäſſige Abneigung gegen den Herzog.

Digitized by Google

Wie ſich nun die Beiden ſo Hand in Hand, himmelſelig und hoffnungsfreudig gegenüberſtanden und in die Augen ſahen, da war es Claude Michon plötzlich, als ob ein Riß mitten durch ſeine kranke Bruſt gegangen wäre. Mit einer Heftigkeit, mit einer Unwiderſtehlichkeit ſtieg der lang verhaltene Groll heraus aus ſeinem Innern, daß er ſich auf der Stelle umdrehte und zur Thüre, in deren Nähe er geſtanden, hinausging. Nicht einen Augenblick länger hätte er das anſehen können, ohne dreinzuſchlagen, und als er ſich jetzt außerhalb der Werkſtatt befand, ſchlug er wirklich wie wüthend um ſich, als ſei er perſönlich in fürchterlichſter Weiſe beleidigt worden.

Niemand hatte bemerkt, daß Claude Michon ſich entfernte. Man kannte ſeinen Zuſtand, namentlich ſeit letzterer Zeit, ſehr wohl und wunderte ſich nicht mehr, wenn er mit einer dieſen Kranken eigenen und das Stadium ihrer Krankheit charakteriſirenden Heftigkeit und Unberechenbarkeit ſich betrug. So fiel ſeine Entfernung auch Niemand auf.

Claude Michon lief die Straße hinunter und eilte über die Seinebrücke hinüber nach der „Rothen Lampe". Er hatte den ganzen Tag noch nichts Rechtes getrunken; das war, wie er meinte, der ganze Fehler, dem er nun ebenſo nachdrücklich wie ausgiebig abhelfen wollte.

Es war ziemlich finſter in den Straßen, und als er die Rue St. Pères hinauf ging, blinzelte er über die Straße hinweg auf eine Geſtalt, die in ſehr fragwürdiger Verfaſſung auf eine Pike gelehnt in der Ecke ſtand. Es war ein Sansculotte, aber eine wahre Banditenerſcheinung; einen zerlumpten, urſprünglich wohl koſtbaren und mit Pelz verbrämten, irgendwo geſtohlenen, jetzt aber zerriſſenen, ſchmutzigen Mantel feſt um die Schultern gewickelt, als ob er fröre, auf dem Kopf die rothe Jakobinermütze mit einer traurig geknickten Hahnenfeder, die Füße mit Lappen ſtatt mit Schuhen bekleidet, über der Schulter an einem

mächtigen weißen Bandelier einen ungeheuren, für die im Ganzen dürftige und nicht sehr furchterregende Gestalt viel zu großen Säbel — das war der Mann, den Claude Michon fixirte.

„Crachot!“ rief ihn Claude Michon an.

„Geh zum Henker!“ stöhnte der Andere.

„Was ist mit Dir, Du Saufaus? Ist das eine Haltung für gute Patrioten? Was ist los, Crachot?“

„Du bist's, Claude, mein Junge? Komm' 'mal her, hilf' mir 'mal auf die Beine. Mir ist es, als ob heute in Paris ein Erdbeben wäre. Ha, und die Leibschmerzen, die mir der verfluchte Emigrantenwein macht — ich sage Dir, Mensch, den hatten die Emigranten vergiftet.“

Claude faßte den Freund unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm. Hole der Teufel die Emigranten und ihren Wein. Schnaps mußt Du trinken, Crachot! Das ist das Wahre!“

„Allons enfants de la patrie,“ stimmte nun Crachot, der durch das Schreiten wieder munter geworden war, an, aber er endigte seinen stolzen Gesang in einem matten, klanglosen Stöhnen.

„Mein Alter, es scheint, Du bist heute nicht ganz bei Stimme,“ meinte Claude Michon.

„Hm, es ist Alles egal,“ versetzte der Trunkene. „Einige müssen in die Seine, und Einige müssen an die Laterne, und Einige müssen erschossen oder durch Wein vergiftet werden. Es muß Abwechslung in die Sache kommen. Der Teufel soll den ganzen Tag an der Guillotine stehen für zwölf Sous.“

Nach dieser philosophischen Betrachtung schien Crachot, obwohl er von Claude Michon immer weiter geschleift wurde, regelrecht einzuschlafen. Zum Glück erreichten die beiden Freunde bald die „Rothe Lampe“, wo sich Crachot

wieder ermunterte. Raſch wurden einige Gläſer Schnaps geleert, bis ſie nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in das Stadium gelangt waren, das für den Trinker die irdiſche Seligkeit darſtellt.

„Was ſoll ich thun?" begann Claude Michon die Unterhaltung in jener unheimlichen rechthaberiſchen Verſchrobenheit, die den Trunkenen eigenthümlich iſt, „ich weiß Alles! Du denkſt wohl Crachot, ich ſehe das nicht?"

„Du haſt ganz Recht, Bruder! Ich machte — es — auch ſo!" lallte Crachot.

„Ich ſehe Alles," fuhr Claude fort. „Morgen kommt der Alte aus dem Gefängniß. Sie waren ja heute ſchon ganz vergnügt darüber. Dann geht's heidi fort nach der Provence, Bürgerin Aimée heirathet den Herzog und ich — haha! Michon, Claude Michon wird wieder Ziegenhirte, Thurmbewohner, Schlafkollege der Eidechſen und Molche. Himmel und Hölle! Was? Da ſoll man nicht dreinſchlagen, daß Alles ſplittert?"

Claude Michon ſchlug auf den Tiſch, daß es dröhnte. Crachot wachte dadurch aus ſeinem Halbſchlaf, in den er während des Vortrags ſeines Genoſſen geſunken war auf, und murmelte etwas.

„Selbſtverſtändlich!" beſtätigte Claude Michon, wahrſcheinlich in der Meinung, Crachot habe etwas geſagt, „es fällt mir auch gar nicht ein, ruhig zuzuſehen. Nur ſtill. Wir ſprechen dabei wohl noch ein Wörtchen mit. Habe ich nicht Recht, Crachot?"

„Natürlich — trink nur, mein Junge. Ich ſage Dir, Einige müſſen in die Seine, und Einige müſſen an die Laterne, und Einige müſſen erſchoſſen werden, wenn ſie der Emigrantenwein nicht vergiftet."

„Weißt Du, wo der Bürger-Kapitän Vivier wohnt?"

„Vivier? Ha, ha! Der Schlingel."

„Wo er wohnt, meine ich, Crachot."

„Wohnen? Hm! Wenn er überhaupt irgendwo wohnt, ſo wohnt er drüben auf der anderen Seite des Platzes Percheron, wo man in die Rue des Cordeliers hineingeht. Aber ich ſage Dir, mein Junge, er iſt ein Schlingel. Das Wohnen iſt ihm zu langweilig."

„Komm, Crachot. Er muß den Herzog verhaften. Noch heute Nacht."

„Was? Einen Herzog?"

„Ja. Einen richtigen Herzog. Wie ich Dir ſage. Komm."

„Nieder mit den Räubern, mit den Blutausſaugern, den Kornwucherern! Heda! Raſch noch zwei Gläſer!"

„Komm. Wir müſſen eilen, Crachot. Morgen iſt Alles vorbei."

„Halt nur, mein Junge, nur ſachte! Wie ich Dir ſage, Einige müſſen in die Seine, Einige müſſen — — Proſit, mein Junge. Ha, der verdammte Emigrantenwein."

Die zwei Edeln, die ſich in ihrer Art mit der Wohlfahrt des franzöſiſchen Volkes beſchäftigten, ſtapften nun in bedenklich ſchiefer Haltung wieder zur „Rothen Lampe" hinaus, gingen quer über den Platz Percheron weg auf ein Haus zu, das Bürger Crachot als Wohnung des Bürgers Vivier bezeichnet hatte. Er war eine elende, verfallene Bude, einſtöckig, mit theilweis herabgeriſſenen, theilweis gebrechlich hängenden Fenſterladen. Nichts deutete darauf hin, daß es bewohnt ſei. Die Fenſter hatten keine Vorhänge, nicht einmal ganze Scheiben, die Thüre war, wahrſcheinlich bei einem früheren Pöbelexceß, zerſchlagen und nicht wieder hergeſtellt worden, und ſomit der Eingang zum Hauſe nicht verſchließbar.

Das war auch nicht nöthig, denn die innere Einrichtung des Hauſes war ſo, daß jeder Spitzbube, der ſich etwa hinein verirrte, aus Mitleid vermuthlich noch etwas da-

gelaſſen hätte, ſtatt etwas mit fortzunehmen. Die Entwerthung des Eigenthums in Paris konnte natürlich Leuten, die nichts beſaßen, wie Crachot oder Claude Michon, nicht beſonders zu Herzen gehen.

„Sind Sie da, Bürger-Kapitän?“ ſchrie Crachot in's Haus hinein. Es erfolgte aber keine Antwort. Nur ein leiſes Schnarchen aus einem der hinteren Räume zeigte, daß Jemand in dem Hauſe war. Crachot ſtrengte alſo ſeine Lunge noch einmal an und ſchrie noch energiſcher: „Hörſt Du nicht, Vivier? Wir haben einen Herzog — einen Herzog gefangen. Der Henker hole die Emigranten.“

„Wer ruft mich?“ klang jetzt eine tiefe Stimme aus der Finſterniß heraus.

„Ei, daß Dich das Wetter holte, Bürger! Hörſt Du nicht, wer Dich ruft? Komm heraus aus Deiner Höhle, das Vaterland iſt in Gefahr.“

Es dauerte nun auch nicht lange, bis der Schläfer ſich von ſeinem Lager erhoben und herausgetreten war zu ſeinen Freunden. Es war ein Mann von vielleicht vierundzwanzig bis ſechsundzwanzig Jahren in der Uniform eines Kapitäns der Nationalgarde. Kaum hatte er vernommen, um was es ſich handelte, als ſeine Züge ſich merkwürdig belebten. Einen wirklichen und wahrhaftigen Herzog abzufangen, das galt in Paris für eine Heldenthat, die nicht geringe Belohnung verſprach.

„Kommt, Freunde, kommt auf das Stadthaus. Dort iſt die Sache mit dem Herzog in zehn Minuten erledigt,“ ſagte Bürger Vivier, und die drei Freunde zogen weiter. —

Kurz nach Mitternacht wurde Herzog Léon v. St. Vallier in ſeiner Wohnung in der Rue de l'Arbre ſec aus dem Bette geholt und verhaftet. Als der Tag graute, dem er mit ſo vielen ſüßen Hoffnungen entgegengeſehen hatte, ſaß er im Luxemburg-Gefängniß, eine Beute wildeſter Verzweiflung und hilfloſer Niedergeſchlagenheit.

Der Tag, der ihm Alles wiederbringen ſollte, auf den er ſo große Hoffnungen geſetzt, ſchien heraufgedämmert zu ſein, ihn zu verderben.

18.

Was man wünſcht, das glaubt man leicht. Deshalb waren auch ſowohl die Bürgerin Laurac, wie Aimée ſelbſt felſenfeſt davon überzeugt, daß Graf Roland heute freigeſprochen werden würde. Schon am Abend vorher hatte ihm Aimée eine Botſchaft zukommen laſſen, des Inhalts, daß er heute zur Verhandlung kommen würde. Ihr Vater hatte ihr antworten laſſen, daß ſeine Vertheidigungsrede ſchon drei Tage nach ſeiner Verhaftung fertig geweſen ſei. Er ſei begierig darauf, ſich endlich vertheidigen zu dürfen.

Der arme Mann! Er hatte noch kein Revolutionstribunal funktioniren ſehen.

Es war kaum Tag, als die Bürgerin Laurac ſchon bei ihrer Nichte in der Rue de l'Arbre ſec eintraf. Sie fühlte ſich um ſo mehr bei der Sache betheiligt, als ſie einen guten Ausgang vorausſah. Sie half, immerzu von den roſigſten Hoffnungen beſeelt, ihrer Nichte beim Ankleiden, polterte über den Langſchläfer Léon, der ſich noch immer nicht ſehen ließ, um die Damen nach der Conciergerie zu begleiten, und unter ihrem fortwährenden Geplauder wurde auch Aimée freudig und zuverſichtlich.

So wurde es neun Uhr, und Bürger Léon war noch immer nicht da. Da es nicht weit bis dahin war, wo er wohnte, ſo ſchickte man hinüber, um zu fragen, an was denn die Verzögerung liege. Der Bote kam zurück und berichtete, Claude Michon ſei ſoeben aufgeſtanden, habe aber ſo verwirrte Antworten gegeben, daß Niemand daraus klug werden könne. Bürger Léon habe er nicht geſehen.

Was ſollte das heißen? Man ſah ſich gegenſeitig rath-

los an, und Boyer erklärte, er wolle ſelbſt einmal hinüber gehen und mit dem Burſchen reden. Bürgerin Laurac ſchloß ſich ihm an.

Claude Michon that erſt, als ob er die Eintretenden nicht ſähe. Er machte ſich mit einem höchſt ſeltenen Eifer an der Garderobe ſeines ſogenannten Herrn zu ſchaffen. Die Ereigniſſe dieſer Nacht ſchienen ihm mehr ein böſer Traum, als Wirklichkeit.

„Bürger Claude Michon, wo iſt Bürger Léon?“ fragte Boyer.

„Im Luxemburg-Gefängniß,“ antwortete Claude.

Sowohl Bürgerin Laurac als auch der Schloſſer prallten entſetzt zurück.

„Was ſagen Sie?“ fragte der Letztere erſchrocken, „im Luxemburg-Gefängniß? Was ſoll denn das heißen? Was thut er denn dort?“

„Ich weiß es nicht, Bürger Boyer. Ich weiß nur, daß er heute Nacht, als wir Beide in unſeren Betten lagen und ſchliefen, von der Nationalgarde abgeholt und verhaftet worden iſt.“

Es war ſonſt Claude Michon's Neigung nicht, zu lügen, und auch jetzt wurde es ihm nicht leicht. Aber das Gefühl, daß möglicherweiſe ein großes Unglück angerichtet worden ſein könnte, beſtimmte ihn, ſeine eigene Thätigkeit dabei zu verſchleiern, zu verleugnen.

Bürgerin Laurac war bleich wie eine Todte geworden. Zuerſt ſchien ſie wie gelähmt und erſt nach einer Pauſe rief ſie: „Sie faſeln, Mann, oder ſind wieder betrunken. Wir ſind nicht hier, um Spaß mit Ihnen zu treiben. Sagen Sie uns deshalb die ganze, volle Wahrheit.“

Claude Michon zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Es iſt alſo wirklich wahr, was Sie da ſagen?“ fuhr der Schloſſer fort zu fragen.

„Wie ich Ihnen geſagt habe, Bürger Boyer, ſo iſt's

geſchehen. Im Uebrigen weiß ich von der Sache nicht mehr wie Sie," verſetzte Claude Michon ſtörriſch.

„Mein Gott, mein Gott, Aimée wird ſterben bei dieſer Nachricht," jammerte die Bürgerin Laurac.

„Man muß es ihr alſo nicht ſagen," warf Claude Michon raſch ein.

„Auf keinen Fall," fügte der Schloſſer hinzu, „um ſo weniger, als wir ja den Zuſammenhang dieſer Verhaftung noch nicht kennen. Irgend ein niederträchtiger Bube muß ihn denunzirt haben. Laſſen Sie mich zunächſt ſehen, Bürgerin Laurac, was in der Sache zu thun iſt, und ſagen Sie der Bürgerin Aimée noch nichts davon. Dahingegen wird man gut thun, den alten Herzog v. St. Vallier, Léon's Vater, zu benachrichtigen."

„Auf dem ſchnellſten Wege muß das geſchehen, Bürger."

„Laſſen Sie mich das machen und kehren Sie zu Aimée zurück. Es wird die höchſte Zeit, nach der Conciergerie zu gehen. Ich denke, Bürger Michon, Sie begleiten die Damen."

„Gewiß, Bürger, wenn das gewünſcht werden ſollte."

„So gehen Sie. Sagen Sie der Bürgerin Aimée irgend etwas, was ſie über die Abweſenheit Léon's hinwegtäuſcht, und verlaſſen Sie ſich im Uebrigen auf mich."

Bürgerin Laurac trocknete ihre Thränen, die ihr im Gedanken an Aimée unwillkürlich in die Augen getreten waren, und verließ mit Claude Michon das Haus, um in die Schloſſerwerkſtatt zurückzukehren.

„Bürger Michon," ſagte ſie unterwegs zu dieſem, „Sie werden ſich Mühe geben, durch nichts den wahren Sachverhalt zu verrathen und ſich in allen Mittheilungen an das zu halten, was Sie mich über die Sache ſagen hören?"

„Gewiß, Bürgerin. Seien Sie ohne Sorge."

Gleich darauf ſtanden ſie vor Aimée, die ſie ungeduldig erwartete.

„Denke Dir, mein Kind," rief ihr die Bürgerin Laurac zu, „welch' ein Zufall!"

„Mein Gott, es ist doch wohl kein Unglück passirt?"

„Nun, hoffentlich nicht. Aber Léon kann uns nicht begleiten, weil er in der Nacht plötzlich heftig erkrankt ist und an einem hitzigen Fieber leidet, das den Arzt, den er sofort hinzugezogen hat, veranlaßte, ihn noch in der Nacht nach dem Hotel Dieu*) bringen zu lassen."

„O mein Gott. Man muß nach ihm sehen."

„Gewiß, gewiß. Bürger Boyer war so freundlich, sich dieser Mühwaltung zu unterziehen, und ich denke, er wird uns die besten Nachrichten bringen. Aber wir müssen uns beeilen. Bist Du bereit, mein Kind?"

„Ja, Tante. Gehen wir."

— — — — — — — — — — — —

Der Saal, in dem das Revolutionstribunal seine Thätigkeit ausübte, war ein längliches Viereck mit kahlen, weißgetünchten Wänden, an dessen einem Ende ein Tisch stand, an dem fünf Leute saßen, die in nichts sich von den Leuten unterschieden, die da und dort in größeren oder kleineren Gruppen im Saale herumstanden oder auf und ab gingen. Sie rauchten Tabak, spien auf die Dielen, zogen ihre Blusen aus, wenn ihnen zu warm wurde, legten ihre Pistolen vor sich auf den Tisch hin, um es sich bequem zu machen, hingen ihre Säbel an den Stuhl, auf dem sie saßen, und plauderten scheinbar sehr aufgeräumt miteinander. Das war das Revolutionstribunal. Eine Unmenge Sansculotten, zerlumpte Männer und Weiber, gingen rauchend im Saale auf und ab oder unterhielten sich laut über den ganzen Saal weg mit der Elite der Zuschauer, die auf einer Tribüne saßen, welche sich an dem, dem Richtertisch entgegengesetzten Ende des Saales befand.

*) Das Pariser Krankenhaus.

Dort saßen die Stammgäste, die tagtäglichen Zuhörer der Verhandlungen, die ihre schlechten Witze den Verurtheilten zuriefen, sie höhnten, ihre Sprache, ihre Art und Weise der Vertheidigung — wenn eine solche stattfand — nachäfften, und in entmenschter Weise mit den armen Opfern unseliger Zustände spielten. Es waren meist alte dicke Vetteln mit schmutzigen Kitteln, rothen, aufgedunsenen Schnapsgesichtern, mit Strickstrümpfen in den Händen.

Das fortwährende Geschrei hin und her, der Tabaksqualm, das Leben und Treiben einer Menge Menschen der niedersten Stände, der Dunst im Saal — Alles dies ließ diesen eher als eine Spelunke für Gauner und Räuber, als einen Gerichtssaal erscheinen.

Sobald Bürgerin Laurac und Aimée auf der Tribüne Platz genommen hatten — es war mittlerweile fast elf Uhr geworden — zogen sie ebenfalls ihre Strickstrümpfe hervor. Man konnte in solchen Versammlungen nicht vorsichtig genug sein, und deshalb gaben sich die beiden Frauen so einfach wie möglich.

Eben stand dort ein junger hochgewachsener Mann mit leidenschaftlich erregten Zügen.

„Sie heißen?" fuhr ihn der Präsident an.

„Jean Evricourt."

„Was sind Sie?"

„Ich bin Kommissar beim Verkauf der Staatsgüter."

„Was? Und als solcher wollen Sie unschuldig sein?"

„Bürger-Präsident," nahm der junge Mann, offenbar zu einer längeren Rede ausholend, das Wort, „ich bin an den mir zur Last gelegten Verbrechen so unschuldig, wie Sie, und wenn —"

„Machen Sie hier keine Redensarten," unterbrach ihn der Präsident. „Wenn wir hier alle Reden anhören wollten, die die Angeklagten zu halten beabsichtigen, so würden sie

reden bis zum jüngſten Tag. Das kennen wir. Sie ſind verurtheilt. Weiter. Zum Nächſten."

Der junge Mann beſchwor ſeine Richter mit Thränen in den Augen in den beweglichſten Worten, und während ihn ſchon die Sansculotten wieder abführten, ſuchte er ſich ihrer mit Händen und Füßen zu erwehren, wobei er immer mit verzweifelter Stimme ſchrie und ſeine Unſchuld betheuerte.

„Ei, mein Junge," rief ihm eine der Strickerinnen von der Tribüne zu, „was willſt denn Du noch? Du mußt in den Sack nieſen, und damit gut. Du haſt hier nichts zu ſagen. Packe Dich!"

Eine Anzahl junger Mädchen im Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren wurde hereingeführt.

„Sie ſind aus Nantes?" fragte der Präſident.

„Aus Nantes," antwortete eine derſelben.

„Sie haben auf einem Balle getanzt, auf dem preußiſche Offiziere anweſend waren."

„Bürger-Präſident, wir wußten es nicht."

„Das kann Jeder ſagen. Ihr ſeid verurtheilt. Weiter. Zum Nächſten."

Bleich und zitternd wurden die Mädchen abgeführt, nicht verſchont von den häßlichſten Zurufen der Tribüne.

So ging das ſtundenlang fort. Die Revolutionstribunale waren unter Robespierre ſo in Anſpruch genommen, daß ſie oft dreißig bis vierzig Menſchen in einer Stunde ſchuldig ſprechen mußten.

Hin und wieder, wenn die Vorgänge gar zu grauſam wurden, ſah die Bürgerin Laurac hinüber zu Aimée, und wenn ſie bemerkte, daß dieſe weinte, ſo ſtieß ſie ſie verſtohlen an und raunte ihr zu: „Sei auf Deiner Hut. Verrathe uns nicht."

Dann kämpfte Aimée mit Heroismus ihre Thränen hinunter und ſtrickte weiter.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als ihr Vater vorgeführt wurde. Er ging frei und hocherhobenen Hauptes in Mitte einiger Sansculotten. Aimée ſtockte der Athem; ihre Pulſe flogen. Ihr war, als müßte ſie wahnſinnig werden.

„Sie ſind der Architekt Beuflot?" fragte ihn der Präſident.

„Nein, Bürger-Präſident, ich heiße Roland de la Tour des Meaux."

„Potztauſend! Habe ich recht gehört?"

Einer ſeiner Beiſitzer raunte ihm in's Ohr: „Numero 763, Präſident. Hier iſt das Aktenſtück."

Der Präſident warf einen Blick darauf. „Richtig. Sie ſind Graf Roland de la Tour des Meaux?"

„Ja."

„Das genügt. Sie ſind verurtheilt."

„Bürger-Präſident, ich habe zu meiner Vertheidigung zu bemerken, daß —"

„Was, zum Henker," unterbrach ihn der Präſident, „Sie haben das Wort hier nicht. Ihre Sache liegt klar. Verſchwörung gegen die Republik, Widerſtand gegen den Kommiſſar der Regierung. Mit ſolchen Leuten machen wir kurzen Prozeß, fort! Halten Sie ſich morgen früh um ſieben Uhr bereit, den Karren zu beſteigen. Weiter. Zum Nächſten."

Der Bürgerin Laurac rieſelte es eiſig über den Rücken. Sie hörte, wie die Stimme des Grafen Roland noch einmal laut den Lärm im Saale übertönte, dann ſah ſie, wie ein paar Sansculotten ihn ergriffen und abführten. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, ſie blickte furchtſam nach Aimée hin. Dieſe ſaß da, die Augen ſtarr und thränenleer in den Saal hinuntergerichtet, aus dem ihr Vater ſoeben fortgebracht worden war. Ihr Antlitz war marmorbleich, ihr Geſicht glich an Empfindungsloſigkeit und Starre dem einer Leiche.

„Aimée, Aimée," flüsterte sie ihr zu, „komm zu Dir. Besinne Dich."

Dann hörte sie einen gräßlichen, durchdringenden Schrei, und gleich darauf lag Aimée wie todt auf dem Boden der Tribüne.

Nun hieß es für die Bürgerin Laurac, ihre ganze Geistesgegenwart zusammenzunehmen, um ihre Nichte zunächst, wenigstens ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Saale und nach Hause zu bringen.

„Es ist die Luft," rief sie, „ich habe es immer gesagt, sie kann es nicht ertragen. Die Luft hier oben ist schuld. Wir wollen hinuntergehen in den Saal."

Claude Michon war sofort zur Stelle. Zum Glück war am Tribunal schon wieder eine der interessanteren Verhandlungen im Gange, gegen einen früheren Offizier der Königin, so daß die Insassen der Tribüne keine Zeit hatten, sich um eine Ohnmächtige zu kümmern. Unbemerkt trugen Claude Michon und Bürgerin Laurac Aimée hinunter, wo sie auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie einen Wagen nahmen und nach Hause fuhren.

Auf der ganzen Fahrt starrte Claude Michon stumpfsinnig vor sich nieder und wagte nur von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die noch immer marmorbleich und marmorkalt daliegende Aimée zu werfen, als ob er sich überzeugen wolle, daß sie noch lebe. Nun, freilich, sie lebte allerdings noch, aber welches Leben! Die kindliche Gestalt allein, in Paris, in der Welt des Schreckens — der Vater nur noch wenige Stunden, der Verlobte vielleicht nur noch einige Wochen oder gar blos Tage am Leben — was sollte nun aus ihr werden? Und wer war an all' dem Schuld? fragte sich Claude. — Er selbst. Bald im thierischen Rausch, bald in leidenschaftlicher Blindheit oder Eifersucht, bald in strafbarer Dummheit war er der Dämon Aimée's, die er mehr liebte als sein Leben, geworden.

Auch die ſonſt ſo ſchlagfertige, nie entmuthigte Bürgerin Laurac war mit ihrem Latein zu Ende. Als ſie Aimée zu Bett gebracht, und Bürger Boyer ſie nach dem Stand der Angelegenheiten gefragt, hatte ſie geantwortet: „Es iſt Alles, Alles verloren!“ —

Aimée war wieder zu ſich gekommen, aber es ſtellte ſich heraus, daß ihr Gedächtniß ſich verwirrt hatte. Die Ereigniſſe der letzten Stunden hafteten in ihren Sinnen nicht mehr, als ein flüchtiger, verworrener Traum, auf den wir uns beim anbrechenden Morgen vergeblich zu beſinnen ſuchen. Und das war ja bei dem jetzigen Stand der Angelegenheiten noch ein Glück, denn die ganze Wahrheit hätte Aimée nicht ertragen. Ein Arzt war gekommen und hatte den Zuſtand der Kranken für äußerſt bedenklich erklärt. Es ſei zu fürchten, hatte er geſagt, daß die Nervenanſpannung eine dauernde Geiſtesſtörung nach ſich ziehe, wenn der Kranken nicht irgend eine große Freude bereitet, ein Herzenswunſch erfüllt werden könne.

„Woher dergleichen nur nehmen in aller Welt?“ hatte die Bürgerin Laurac verzweifelt ausgerufen.

Claude Michon beſann ſich auf den Tag, wo er den Seigneur im Gefängniß geſprochen hatte.

„Willſt Du mein Kind ſchützen?“ hatte er ihn gefragt, und Claude Michon hatte geantwortet: „So gut ich kann.“

„Nun gut,“ ſagte Claude Michon zu ſich ſelbſt, „Du biſt ein Schurke, ein elender Wicht, wenn Du nicht zu ihrem Schutz thuſt, was Du kannſt.“

Stundenlang hatte Claude Michon ſchon für ſich in dieſer Weiſe hingebrütet, als er die Bürgerin Laurac, die eben aus Aimée's Krankenzimmer herauskam, anrief.

„Bürgerin Laurac,“ ſagte er, und ſeine Stimme hatte etwas Entſchloſſenes, „Bürgerin Laurac, werden Sie heute Nacht hier bei Aimée bleiben?“

„Jawohl. Wer ſollte es auch ſonſt?“

„Wollen Sie hier bleiben bis — bis der Seigneur hierherkommt?"

„Bis der Seigneur hierherkommt? Wen meinen Sie, Bürger Michon?"

„Ich meine, bis Graf Roland hierherkommt?"

„Ja, Sie wissen doch, daß das nicht möglich sein wird."

„Ich weiß gar nichts, Bürgerin Laurac. Ich weiß blos, daß der Arzt Recht hat. Aimée braucht eine große Freude. Ob sie möglich sein wird, weiß ich nicht. Aber es soll Alles versucht werden. Wollen Sie mir versprechen, Bürgerin Laurac, bis morgen früh acht Uhr hier zu warten? Entweder ich komme selbst um diese Zeit, oder — wenn das nicht mehr gehen sollte, so schicke ich Jemand, der hier willkommener sein wird. Wollen Sie es mir versprechen, Bürgerin Laurac?"

„Aber, Claude Michon, wie ist Ihnen denn? Was haben Sie vor? Sie sehen so entsetzlich bleich aus."

„Wollen Sie es mir versprechen, nicht von Aimée wegzugehen, ehe ich oder — der Andere kommt?"

„Nun, wenn Ihnen daran so viel liegt, so will ich es Ihnen versprechen. Was haben Sie vor, Claude Michon?"

„Es ist gut, Bürgerin, Sie werden schon an mich denken."

Damit verließ Claude Michon das Haus des Schlossers Boyer, ohne über sein Vorhaben Aufklärung gegeben zu haben.

19.

Bürger Claude Michon trug natürlich schon längst sein getrocknetes Schaffell, das ihm in der Provence so gute Dienste geleistet, nicht mehr, sondern kleidete sich, wie die große Hälfte des Volkes in Paris, in eine Bluse. Das war ein sehr bequemes Kleidungsstück. Man warf es über den Kopf, fuhr in die Aermel und knöpfte es am Halse zu — das war Alles. Diese Toilette beanspruchte nicht mehr

als den Bruchtheil einer Minute. Die Bluse bedeckte den größten Theil des Körpers und war gutmüthig genug, Waffen, Schnapsflaschen und andere Heimlichkeiten, die man etwa verbergen wollte, den Blicken Unberufener zu entziehen.

Als Michon an jenem Abend aus dem Hause des Schlossers Boyer fortging, wählte er nicht den gewöhnlichen Weg zur „Rothen Lampe", sondern blieb auf der Seinebrücke stehen und schaute lange in den Fluß hinab, der brodelnd, rauschend im geheimnißvollen Dunkel unter dem Brückenbogen dahin schoß. Da war es ihm, als ob nicht Wasser in dem Bett des Flusses quirlte und gurgelte, sondern rauchendes dickes Blut, aus dem da und dort Menschenglieder herausragten und Stimmen erschallten, die immer „Mörder, zu Hilfe, Mörder" schrien.

Claude Michon fing bei dieser fürchterlichen Vision an zu zittern. Wie kam es denn, fragte er sich ärgerlich, daß er in letzter Zeit immer Sachen sah und Stimmen hörte, die doch nicht vorhanden waren? Wie oft war es ihm in letzter Zeit passirt, daß er im Schlaf eine Unmenge Stimmen gehört hatte, die alle schrien: „Mörder, zu Hilfe, Mörder!" Ihm hatte es geschienen, als wenn das lauter George Bourbons gewesen wären; er war wie wahnsinnig mitten in der Nacht aus dem Schlafe emporgefahren und hatte nichts, auch nicht das Geringste um sich her entdecken können.

Claude Michon ging weiter und schlug den Weg nach der Conciergerie ein. Er gab sich Mühe, nur Sachen zu sehen, die wirklich vorhanden waren, und Stimmen und Geräusche zu hören, die existirten, freilich, am liebsten hätte er gar nichts mehr gehört und gesehen, aber so weit war es nun einmal noch nicht. Er kam an einem Schnapsladen vorbei und kaufte eine Flasche „Ewiges Feuer", eine damals beliebte, stark berauschende Sorte.

Als er an die Conciergerie kam, ging er halb um das Gebäude herum und kam ſo an einen langen, verdeckten Gang, von dem er wußte, daß er in die Gefangenenſäle mündete und durch den die Gefangenen geführt wurden, wenn ſie den Karren beſtiegen, um auf das Schaffot zu fahren. Der Gang war dunkel und etwas gekrümmt; an dem ſonſt freien Eingang ſtand ein Poſten. Es mochte nicht mehr weit von Mitternacht ſein, als Claude Michon hierherkam.

Trotzdem er am Tag und auch den ganzen Abend noch nichts getrunken hatte, fing er, als er ſich dem Poſten näherte, doch an, etwas zu torkeln. Da er meiſt betrunken war, fiel es ihm natürlich gar nicht ſchwer, ſich auch einmal betrunken zu ſtellen, und ſo machte er es auch täuſchend natürlich, als er jetzt in der Trunkenheit an den Soldaten, der dort ſtand, anſtieß und gleich darauf, wie von Schlaf und Rauſch übermannt, neben der Pforte zuſammenſank.

„O, o," lallte er, wie ſich entſchuldigend. „Es lebe die Republik, Bürger."

Der Soldat ſah ihn an. „Wer ſind Sie, Bürger? Was wollen Sie hier?" fragte er ihn.

„Nichts. Laſſen Sie mich nur hier liegen, Bürger. Wir ſind ja doch erſt Alle gleich, wenn wir verſchieden ſind."

Der Soldat ſchmunzelte über das Wortſpiel. Claude Michon holte ſeine Flaſche hervor, rief dem Poſten ein „Proſit" zu und trank einen tüchtigen Schluck. Dann gab er dem Soldaten die Flaſche, der auch trank. Er hatte kein Arg. Als er aber die Flaſche zurückgeben wollte, ſtellte ſich heraus, daß Claude Michon unterdeſſen vollſtändig eingeſchlafen war.

Der Soldat konnte die Flaſche ſomit nicht wieder los werden. Das ſchien ihm ein Wink des Himmels zu ſein. Er koſtete und koſtete wieder. Als es gegen Morgen friſch wurde, ſchlief der Soldat halb und halb und wartete mit großer Ungeduld auf Ablöſung.

Das war der Zeitpunkt, auf den Claude Michon mit ebenso großer Geduld wie Aufmerſamkeit gewartet hatte. Langſam, ſchlangenähnlich rutſchte er an dem Soldaten vorbei in den Gang hinein. Zoll für Zoll avancirte er. Es war eine Arbeit von Stunden. Aber ſie gelang. Als der Soldat in der Dämmerung wieder einmal die Augen ſchlaftrunken hob, ſah er den Menſchen, der neben ihm geſchlafen hatte, nicht mehr. Er kümmerte ſich weiter nicht darum und tröſtete ſich mit dem Gedanken: er wird wieder fortgegangen ſein.

Claude Michon ſtand nun in dem Gange, wo er am dunkelſten war. Er ſah, wie die Dämmerung draußen immer mehr und mehr Fortſchritte machte. Es wurde hell und lebendig auf dem Platze. Er hatte eine ordentliche Ungeduld, die Sonne aufgehen zu ſehen, trotzdem er ſich ſagte: es iſt das letzte Mal.

Dann hörte er endlich, wie es auch im Innern des Gefängniſſes laut wurde. Kommandorufe ertönten, die Gefangenen, die heute an der Reihe waren, wurden verleſen, ein fernes, murmelndes, wirres Stimmengewirr.

Auch der Poſten draußen am Eingange des Ganges wurde abgelöst. Claude Michon wußte, daß nun ein Anderer da ſtand, der ihn nicht kannte. Schließlich hörte er wie der Karren vorraſſelte. Jetzt mußte die Stunde da ſein — jetzt galt's!

Claude Michon zog ſeine Bluſe aus, trat etwas in eine Mauervertiefung zurück, ſo daß er unmöglich geſehen werden konnte, und wartete. Bald wurden auch die Gefängnißthüren geöffnet. Er hörte, wie die ſchweren eiſernen Schlöſſer und Riegel ſich öffneten. Dann wurden nochmals die Namen der Verurtheilten verleſen.

„Jean Baptiſte de Menil," hörte er eine Stimme, und eine andere antwortete gefaßt:

„Da bin ich. Vorwärts endlich."

„Hier in den Gang. Am Ende desſelben ſteht der Karren."

Gleich darauf gingen ſechs Soldaten durch den Gang an Claude Michon vorbei. Herr de Menil folgte. Er hatte die Guillotinentoilette ſchon gemacht, das heißt er trug ein langes, rothes Hemd über ſeiner Unterkleidung.

„Jérôme Balthaſar Gourſault," tönte wieder die Stimme.

„Joſé Marie Denervant."

„Bartholomée Arnaud."

„François Clément d'Aubique."

Die Aufgerufenen antworteten gewöhnlich ſofort, und gleich darauf ſah ſie Claude Michon an ſich vorübergehen, Alle wie der Erſte mit dem rothen Hemd bekleidet.

Endlich hörte er: „Roland de la Tour des Meaux."

Claude Michon zitterte heftig.

„Jetzt, jetzt, Claude, zeige Dich als ein rechter Kerl, halte Dein Gelübde!" murmelte er leiſe.

Gleich darauf ſah er den Seigneur den Gang daherſchreiten.

Claude Michon ſprang auf ihn zu, faßte ihn und drängte ihn im Nu in die Mauervertiefung, zog mit der einen Hand das rothe Hemd von ſeinem Körper, während er mit der andern ſeine Mütze auf den weißen Kopf des Grafen drückte.

„Rettung, Seigneur!" flüſterte er keuchend. „Still. Kein Wort, keinen Hauch! Aimée wartet in der Rue de l'Arbre ſec im Hauſe des Schloſſers Boyer. Sie ſtirbt, wenn Sie nicht kommen. Fragen Sie nicht. Hier iſt die Bluſe. Sowie Sie Geſchrei draußen hören, ſchleichen Sie ſich hinaus am Poſten vorbei."

Das Alles war das Werk einer Viertelminute. Im nächſten Augenblicke ging Claude Michon ſchon mit dem rothen Hemde bekleidet, traurig, mit geſenktem Kopf an dem Poſten vorbei und beſtieg den Karren.

Graf Roland ſtand da wie betäubt, und regte ſich nicht. Was bedeutete das Alles? Wollte man ihm nach ſo viel Kummer und Leiden doch noch einmal zur Freiheit, zum Leben verhelfen? Er hatte Claude Michon erkannt. Was wollte er? Wollte er an ſeiner Statt zum Schaffot fahren? War das nicht doch am Ende Alles ein Traum?

„Aimée ſtirbt, wenn Sie nicht kommen," hatte der Burſche gerufen. Graf Roland hätte vielleicht das Opfer nicht angenommen, aber dieſes Wort hatte ihn gebannt. Wer weiß auch, was Claude Michon da draußen noch beabſichtigte? Der Graf blieb ſtehen und horchte.

„Sind Alle da? Haben wir ſechs auf dem Karren?" fragte eine Stimme.

„Es ſind ſechs!" antwortete eine andere.

„Dann vorwärts!"

Graf Roland hörte, wie ſich der Karren entfernte. Aber gleich darauf hörte er ein gewaltiges Getöſe. Männer, Frauen und Kinderſtimmen ſchrien durcheinander, und ein eiliges Laufen in einer beſtimmten Richtung wurde hörbar.

Dem Grafen Roland pochte das Herz fühlbar. War das der ihm verſprochene Lärm, während deſſen er ſich am Poſten vorbeiſchleichen ſollte? Er trat heraus aus dem dunklen Gang und ſah um ſich.

„Schlagt ihn zu Boden, reißt ihn in Stücke, werft ihn in die Seine, er hat einen Bürger geſchlagen, er iſt ein Volksverräther!" hörte er draußen Stimmen untereinander kreiſchen.

Graf Roland errieth Alles. Claude Michon hatte in ſeinem klugen Opfermuth einen Streit vom Zaune gebrochen, einen Auflauf verurſacht, um ihm die Entfernung aus dem Gange zu ermöglichen.

Graf Roland trat immer weiter hervor. Er ſah, wie der Poſten dem Getümmel zuſah und ſelbſt einige Schritte vom Eingang ſich entfernt hatte. Dieſen Augenblick be-

nutzte Graf Roland. Unauffällig glitt er hinter dem Soldaten vorbei, stülpte die Mütze fest auf den Kopf und steckte die Hände in die Taschen — so mischte er sich unter das Volk. Der Karren war schon einige hundert Schritt weit in die Straße hineingefahren, immer gefolgt von Pöbelmassen, die Claude Michon zerreißen wollten, weil er einen Bürger in's Gesicht geschlagen habe, der ihn zu nah angegafft hatte. Aber die Gendarmen, die den Wagen als Bedeckung umgaben, und die ihre bestimmte, ihnen zugemessene Anzahl auf dem Revolutionsplatz abliefern mußten, schützten ihn.

Graf Roland hatte Mühe, die ungeheure Aufregung, die ihn bestürmte, hinter einem gleichgiltigen Aeußeren zu verbergen. Frei! Nach einer fünfvierteljährigen Gefangenschaft und nach einer ebenso langen Todesangst frei!

Er ging unter den Menschen, die nach ihrer gewöhnlichen Art gruppenweise in den Straßen zusammenstanden, wie trunken hindurch; die Häuser, die Hunde in den Straßen, der leise wehende Wind, die Wolken, die eilfertig über ihm hinsegelten, der Fluß, der plätschernd seine Wasserwogen dahinrollte — alles das schien ihm neu und schön. Alles das hatte nichts gemein mit den verzweiflungsvollen, todestraurigen Gefängnißmauern, der dumpfen Luft, der schlechten, ungesunden Nahrung. Alles das war wirkliches, echtes Leben, köstliches Leben!

Eine Sorge drückte den Grafen noch. Wie würde er seine Tochter Aimée finden können, ohne sich oder sie zu verrathen? Was sollte das überhaupt heißen: „Sie stirbt, wenn Sie nicht kommen!" — War sie in Gefahr?

Vorsichtig, zagend betrat er endlich die Rue de l'Arbre sec und suchte so unauffällig wie möglich das Haus des Schlossers Boyer. Endlich entdeckte er eine Schlosserwerkstatt in der kleinen schmalen Straße, aber keine Firma, kein Name war daran zu sehen.

Mißtrauiſch ging er einige Male an dem Hauſe hin und her. Er hoffte Jemand zu ſehen, den er vertrauensvoll fragen könne. Oder ſollte er hineingehen und einen Schlüſſel kaufen? Er hatte kein Geld, keinen einzigen Centime in der Taſche.

Plötzlich ſah er ſeine Baſe, die Gräfin v. Laurac unter der Thür erſcheinen. Er hätte beinahe vor Ueberraſchung und Freude laut aufgeſchrien. Sie ſah ſich vorſichtig um und er ging raſch auf ſie zu. Hatte ſie ihn erwartet? Suchte ſie ihn? Es ſchlug eben acht Uhr.

„Herr des Himmels und der Erde!“ rief die Bürgerin Laurac plötzlich aus, „ſind Sie es, Roland, oder iſt es Ihr Geiſt?“

„Amélie —“

„Kommen Sie raſch herein, Roland. Gibt das Grab ſeine Todten heraus, die Guillotine ihre Opfer? Sind Sie nicht todt, nicht verurtheilt? Sie leben wirklich und wahrhaftig? So war es doch nicht trunkenes Geſchwätz, was mir Claude Michon geſtern Abend erzählte?“

„Der gute Burſche. Aber er wollte es nicht anders haben. Er ſtirbt als Graf Roland de la Tour des Meaux. — Aber wo iſt Aimée? Wie geht es ihr?“

„O, nun wird ſchon Alles wieder gut werden. Sie iſt krank, aber warten Sie! Ich gehe gleich zu ihr. Ich will ſie vorbereiten. Warten Sie hier, Roland!“

Graf Roland hatte in den letzten fünf Vierteljahren ſo viel und ſo ſchmerzlich gewartet, daß er nun nicht mehr warten mochte. Er glaubte, daß ſein Kind nirgends beſſer aufgehoben ſein könne, als in ſeinen Armen. So ſchlich er ſich denn hinter ſeiner Baſe her, um das Wiederſehen auch nicht um Augenblicke unnöthigerweiſe zu verzögern.

Er ſah, wie die Bürgerin Laurac in ein Zimmer zu ebener Erde trat, deſſen Thüre ſie nicht ſchloß, ſondern nur anlehnte. „Aimée,“ hörte er ſie ſagen, „mein Herzens-

kind, iſt Dir heute beſſer? Biſt Du im Stande, eine große Neuigkeit zu ertragen?"

„Ach, Tante," ſeufzte die Aermſte ſchwach, „iſt ein Unglück geſchehen?"

„Im Gegentheil, mein Kind, es handelt ſich diesmal um ein großes, langerſehntes, beiſpielloſes Glück, um eine Freude ohne Grenzen. Kannſt Du ſie ertragen?"

Aimée hatte ſich im Bette aufgerichtet, die Augen groß und fragend, die Mienen geſpannt. „Eine Freude ohne Grenzen, ſagſt Du, Tante? Du ſtimmſt meine Erwartung ſo hoch, daß ich fürchte, mich zu irren. Was iſt's? Was willſt Du mir verkünden? Ich kenne nur eine Freude: das iſt die Freiheit meines Vaters."

„Nun? Sollte dieſe ſo ganz und gar unmöglich ſein, Aimée?"

„Tante!" ſchrie jetzt Aimée in höchſter Erregung auf, „was ſagſt Du? Wer iſt dort hinter der Thür? Vater! o lieber Vater!"

Graf Roland war raſch eingetreten. Er flog auf ſein Kind zu und ſchloß es in ſeine Arme.

„Aimée!" ſchluchzte er, „meine ſüße Aimée!"

Sonſt fiel kein Wort. Aber die innige Umarmung von Vater und Tochter, die immer noch zu fürchten ſchienen, das Opfer einer Sinnestäuſchung zu ſein; ihre Augen, die ſich trunken vor Freude ineinander ſenkten, die unartikulirten Laute, die ſie ausſtießen, ſprachen deutlicher und beredter, als alle Worte von der hingebenden Liebe, die Vater und Tochter beſeelte, von dem grauſamen Schmerz, den ihnen die Vergangenheit auferlegt, und von der hohen Freude, die ſie nach ſo viel Kummer und Seelenqualen in ihrem endlichen Wiederſehen, in der Befreiung von Sorge und Noth fanden.

(Fortſetzung folgt.)

Wildes Blut.

Eine Cirkusgeſchichte von **Signor Salkarino.**

Mit Illuſtrationen von R. Kircher.

(Nachdruck verboten.)

Zu der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſpielt, hatte mich das Schickſal, welches mich ſo oft in der Vagantenwelt herumquirlte, nach England geworfen, und zwar bekleidete ich eine etwas anormale Stellung im Dienſte eines gewiſſen Charles Sanger, ſeiner Zeit Beſitzer und Direktor eines ziemlich renommirten Cirkus nebſt Menagerie. Ich weiß heute kaum noch anzugeben, welche Funktionen man mir alle im Cirkus Sanger übertragen hatte: ſoviel nur iſt mir erinnerlich, daß ich das Annoncenweſen beſorgte, die Reiſearrangements traf, die Kaſſierer kontrolirte, in der Pantomime mitwirkte, ab und zu auch eine Quadrille ritt. Und dabei war mein Gehalt ziemlich gering. Die Direktion nutzte den mittelloſen Deutſchen, der unter italieniſchem Namen reiste, eben nach Kräften aus.

Charles Sanger, oder wie er auf den Zetteln genannt wurde, Signor Carlo Sanger, war ſardiniſcher Abkunft und hieß eigentlich Padrilla. Er ſelbſt war zu Portsmouth geboren und nach Sprache, Erziehung und Gewohnheiten ein Vollblut-Engländer. Er zählte etwa 45 bis 50 Jahre, war ein kräftig gebauter, ſchwarzhaariger, blaſſer Mann mit ein paar Stahlaugen und einem Stiernacken, ſicher

und befehlend gegen Alle, welche unter ſeiner Autorität ſtanden und allen Mitgliedern der Truppe verhaßt, obgleich er guten Artiſten gegenüber im Gegenſatz zu meiner Perſon ſich gern als liberalen Zahler zeigte.

Sanger beſaß, was man den „Genius des Erfolges" nennt und dazu noch die allerſeltenſte Eigenſchaft eines wandernden Kunſtreiterprinzipals: einige Hunderttauſend Mark Vermögen. Dieſes hatte er mit ſeiner zweiten Gattin erheirathet, einem hilfloſen, blaſſen, furchtſamen Weſen, das ſchon beim Ertönen ſeiner Stimme, beim Tritt ſeines Fußes erzitterte. Sanger behandelte dieſe Frau barſch und unfreundlich.

Das einzige Weſen, welches Sanger liebte, war Maud, ein kleines, körperlich und geiſtig etwas zurückgebliebenes Kind aus erſter Ehe. Ihr vermochte der Vater nichts abzuſchlagen, zu dem Mädchen ſprach er nie ein zorniges Wort, und Alles, was es that und wünſchte, war recht. Und auch Maud liebte den Vater in einer duldenden ängſtlichen Weiſe wieder, denn die Seele des Kindes war ſchwach und unfrei, und obſchon Maud im Alter von neun Jahren ſtand, handelte ſie kaum mit mehr Intelligenz wie ein Kind von fünf Jahren.

Der Cirkus Sanger war eine der größten reiſenden Geſellſchaften Englands. Wir reisten mit zehn großen Wagen wilder Thiere, fünfzig Pferden, einem dreſſirten Elephanten, einer Menge Artiſten, Muſiker und Gehilfen, im Ganzen an die 80 Perſonen, die unter einem großen Leinwandzelte mit tragbarer Bühne „arbeiteten", d. h. ihre Künſte zeigten. Manchmal theilte Sanger ſeine Truppe in drei Geſellſchaften, die dann als drei verſchiedene Unternehmen agirten: nämlich als Theater, als Cirkus und als Menagerie.

Gewöhnlich beſuchten wir nur größere Städte, wo wir dann einige Wochen zu bleiben pflegten. Sobald wir an-

gelangt waren, hielten wir ſtets einen glänzenden und geräuſchvollen Umzug, die Parade, Alle hoch zu Roß und in phantaſtiſchen Koſtümen, die goldbronzirten Wagen mit nationalen Flaggen geſchmückt, der Elephant mit einer reichen Schabracke angethan, voran die Muſiker mit klingendem Spiel.

Sanger war in ſeinen jungen Jahren ein tüchtiger Parforcereiter geweſen, hatte aber bei einem Sturz ſich ein Bein gebrochen und konnte ſeit längerer Zeit nur in der ruhigſten Weiſe zu Pferde ſitzen. Aber einen geſchickteren Dreſſeur und beſſeren Haushalter gab es nicht. Er allein hatte die Schlüſſel zu den Ställen, zu der Garderobe, zu den Thierkäfigen, er ſelbſt ließ täglich dreimal die Pferde füttern und ſich dieſelben allmorgendlich vor dem Frühſtück eines nach dem andern vorführen. Er ging kontrolirend von Stall zu Stall, von Käfig zu Käfig und unterſuchte die Schlöſſer zu den Gitterthüren Morgens und Abends, damit ja keine der Beſtien ausbrechen könnte; ja er fütterte ſeine wilden Thiere ſogar ſelbſt. Außerdem führte er das Rechnungsweſen, zahlte die Gagen, beaufſichtigte die Proben — kurz Sanger war ein Mann von geradezu unerſchöpflicher Thätigkeit und hatte ſtets Erfolg, weil er bei all' ſeinen Handlungen keine der Bedingungen eines ſolchen außer Acht ließ.

Ich hatte mich ungefähr ein Jahr lang mit dem Cirkus Sanger herumgeſchlagen, als wir, wie es auf den Zetteln hieß, eine „great attraction“ erſten Ranges erhielten und zwar in der Perſon des Mr. Arthur Macdonald, des „Löwenkönigs“, mit fünf wirklich prachtvollen Thieren. Wir befanden uns damals gerade in Mancheſter und ſtanden im Begriff, nach Liverpool zu gehen.

Macdonald war eine echte Kunſtreiterſchönheit, ſechs Fuß hoch, muskulös wie ein Fauſtkämpfer, geſchmeidig wie eine Tigerkatze, bronzefarbig wie ein Zuave und gutmüthig

wie — ein Löwenbändiger. Nie ſah ich Augen ſo dunkel, ſo phosphoreszirend, ſo durchdringend wie die ſeinigen. Im Zorne ſchien es in denſelben zu flammen und zu flackern; nur in dieſen Augen lag die Gewalt über die Beſtien; ein einziger tiefer, ruhiger Blick ſchüchterte dieſe wie Lämmer ein. Sie gehorchten dieſen Augen, ſie zitterten vor ihnen, ſie krochen vor Macdonald demüthig in die Winkel. Lediglich nur dieſer Macht vertrauend und nur mit einer Stahlpeitſche bewaffnet, trat Macdonald in den Löwenkäfig, legte ſich mitten zwiſchen die Thiere, kollerte ſie wie Wollballen durcheinander, ſchmeichelte und ſchalt ſie, packte mit beiden Händen die gewaltigen Kinnbacken und zeigte dem Publikum den heißen, gefahrdrohenden Schlund, oder nahm der Löwin ihre Jungen und trug ſie auf ſeinen Armen herum; kurz, der Bändiger machte die gleichen „Trics", mit denen einſt die Altmeiſter der Dreſſurkunſt brillirt hatten, nur das Eine nicht: er ſteckte niemals den Kopf in den Rachen des Löwen. Macdonald meinte darüber in ſeiner blaſirten Weiſe, wenn er des Lebens müde ſei, wolle er ſich lieber mit einer Kugel das Lebenslicht ausblaſen, als dem Löwen zum Fraße dienen. „Nebenbei geſagt," fügte er dann hinzu, „hat ſo ein Löwe in ſolchen Dingen keinen Geſchmack; er würde den Kopf eines Idioten mit demſelben Vergnügen zermalmen, wie den eines geſcheidten Mannes, und warum ſollte ich den meinigen einem Burſchen preisgeben, der ſeinem Inhalte nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren läßt?"

Wer Macdonald ſonſt war, woher er kam, wie ſein wirklicher Name lautete, alle dieſe Fragen würde er Keinem von uns beantwortet haben, wenn Einer ſie zu ſtellen ſich erdreiſtet hätte. Auf jeden Fall aber war er ein guter Kamerad und ein Gentleman. Der Bändiger ſprach ſechs lebende Sprachen mit der Leichtigkeit eines Eingeborenen; er warf einen Schilling in die Luft und traf ihn im

Herabfallen mit einem Piſtolenſchuß. Von der Manier, wie er zu Pferde ſaß, wie er ſich aus und in den Sattel ſchwang, wie er den Säbel führte und wie er uns Kunſtreiter zu einer Kavallerieattake einübte, konnte man ſchließen, daß er den militäriſchen Dienſt gut kennen gelernt. Er hatte etwas von preußiſchem Drill an ſich.

Doch all' dies war nur eine Vermuthung meinerſeits, da er ſelbſt über ſein früheres Leben nie ſprach und die, welche anfänglich verſuchten, tiefer hineinzublicken, als ihm ſelbſt recht war, in einer Weiſe abwies, daß ihnen jeder zweite Verſuch ein- für allemal verleidet war.

Macdonald ſchien überall geweſen zu ſein. Die Löwen, mit welchen er arbeitete, hatte er angeblich perſönlich gefangen, und manchmal, wenn er bei beſonders guter Laune war, ſprach er mit Humor von den Schwierigkeiten und Gefahren, die er überwinden mußte, bis er ſoviel Thiere erhalten, wie er zu ſeinem Zwecke benöthigte. Seine Gruppe beſtand jetzt aus fünf ausgewachſenen Thieren: zwei Löwinnen und drei Löwen, außerdem zwei Jungen, etwa drei Monate alt.

Vornehm und verſchloſſen, wie Macdonald war, gab es doch zwei Perſonen, denen gegenüber er einen großen Theil ſeines reſervirten Weſens ablegte, und dieſe waren ich ſelbſt und Maud, Sanger's Kind. Was mich anbelangt, ſo fühlte ich mich keineswegs erbaut durch dieſen Vorzug, denn ich konnte daraus nicht die Ueberzeugung ſchöpfen, daß er mich etwa lieber hatte wie ein anderes Mitglied der Truppe, ich bemerkte vielmehr nur, daß er erfreut war, Jemand um ſich zu haben, mit dem er ſich manchmal, wenn er Luſt hatte, auf gleichem geiſtigen Fuße unterhalten konnte.

Für die kleine Maud hegte Macdonald aber doch eine unerklärlich tiefe Zuneigung. Er intereſſirte ſich im hohen Grade für die Entwickelung ihres unbehilflichen Geiſtes,

ſprach oft zu ihr, verſuchte ihre Wißbegierde zu erregen, lauſchte ſorglich auf die unvollkommenen Aeußerungen ihres Verſtändniſſes und zwar mit einer Milde und Geduld, die dem beſten Pädagogen zur Ehre gereicht haben würden. Er pflegte ſie bei ſeinen Gängen durch die Stadt mitzunehmen oder unterhielt ſie in der Menagerie mit Geſchichten der Bären, Wölfe und Affen.

Dieſe Geſpräche waren in der That Unterrichtsſtunden für das kleine Kunſtreiterkind, die einzigen, welche es hatte und die ſeiner Ausbildung dienlich waren. Und je mehr ſich Maud dem Löwenbändiger anſchloß, deſto inniger lernte dieſer das Kind lieben.

* * *

Mittlerweile hatte der Löwenkönig außerordentlichen Erfolg. Wie ich ſchon bemerkte, machte der Cirkus Sanger ſchon vorher gute Geſchäfte, aber Macdonald verdoppelte, ja verdreifachte mit ſeiner Arbeit die Einnahmen. In Liverpool, in Birmingham, in Cheſter, überall hatten wir den Cirkus bis in die Sparren voll, und Abend für Abend wurde ſchweres Geld verdient, trotz der zeitweiſen Erhöhung der Eintrittspreiſe.

Eines Tages verſammelte der Direktor ſechs oder ſieben ſeiner beſten Mitglieder um ſich und theilte ihnen mit, daß er Arrangements für eine Tour in die Provinz getroffen habe und daß diesmal nur große Ortſchaften, wie Oxford, Bath, Briſtol beſucht werden ſollten. Wir ſpielten damals in Rocheſter.

„Es iſt meine Abſicht," ſagte Sanger in ſeiner feſten, entſchloſſenen Art, „die Geſellſchaft auf ein höheres, vornehmeres Niveau zu bringen. Die Menagerie ſoll künftighin eine beſondere Schauſtellung ſein und nur Nachmittags dem Beſuche offen ſtehen, während unſeren Abendvorſtellungen mehr ein dramatiſcher Charakter beigelegt werden muß. Signor Saltarino wird uns ein neues ro-

mantiſch-equeſtriſches Stück ſchreiben, in welchem alle unſere beſten Kräfte und Hilfsmittel vertreten ſein müſſen. Bei der Ausſtattung des Stückes werde ich keine Mittel ſcheuen, die Koſtüme ſollen glänzender ſein als ſie jemals in einem Cirkus gezeigt worden ſind; das Modell zu einer neuen fahrbaren Bühne habe ich mir bereits angeſehen. Wenn wir Erfolg haben, werde ich die Gagen der Mitglieder erhöhen. Ich hoffe, daß die Herren mit dem Plane einverſtanden ſind."

„Das klingt ſo übel nicht," meinte Macdonald, ſeine Cigarette in eine Ecke werfend; „doch um auf das Stück zu kommen: gedenken Sie in demſelben auch Ihren ergebenſten Diener Macdonald mit ſeinen Löwen zu verwenden?"

„Natürlich; Signor Saltarino wird ſein Stück ganz beſonders Ihren Löwen auf den Leib ſchreiben. Haben Sie verſtanden, Saltarino?"

Ich nickte unmuthig.

„Und meine Ohneſattelarbeit auf ‚Wladimir'?" fragte Auſtin, der Parforcereiter. „Ich eigne mich nicht zum Komödianten — ich kann nicht Fratzen ſchneiden — bin eben nur Kunſtreiter!"

„Da ſoll doch der Teufel dreinſchlagen, Herr!" fuhr Sanger auf, „Sie haben am wenigſten Urſache, Schwierigkeiten zu erheben. Signor Saltarino wird ſchon begreifen, daß unſere beſten Reitnummern in dem Stücke Verwendung finden müſſen."

„Mein Antheil wird komiſcher Art ſein müſſen," bemerkte Dianta, der Clown. „Ich habe dabei die Bedingung zu ſtellen, daß ich mein neues äußerſt effektvolles Entrée ‚Friſche Fiſche, gute Fiſche!' dem Publikum präſentiren darf."

„Du lieber Himmel," rief ich verzweifelt, „glauben Sie denn, Dianta, daß ich nach berühmten Muſtern eine

Poſſe mit Geſang in drei Akten ſchreibe? Was hat Ihr Fiſch-Entrée in einem equeſtriſchen Drama zu thun?"

„Poſſe oder nicht, mein neues Entrée macht Effekt," erwiederte der Clown.

„Herr Dianta hat Recht," warf der Direktor ein, „es darf auch das komiſche Element nicht fehlen. Sie können den Dialog irgendwo anbringen."

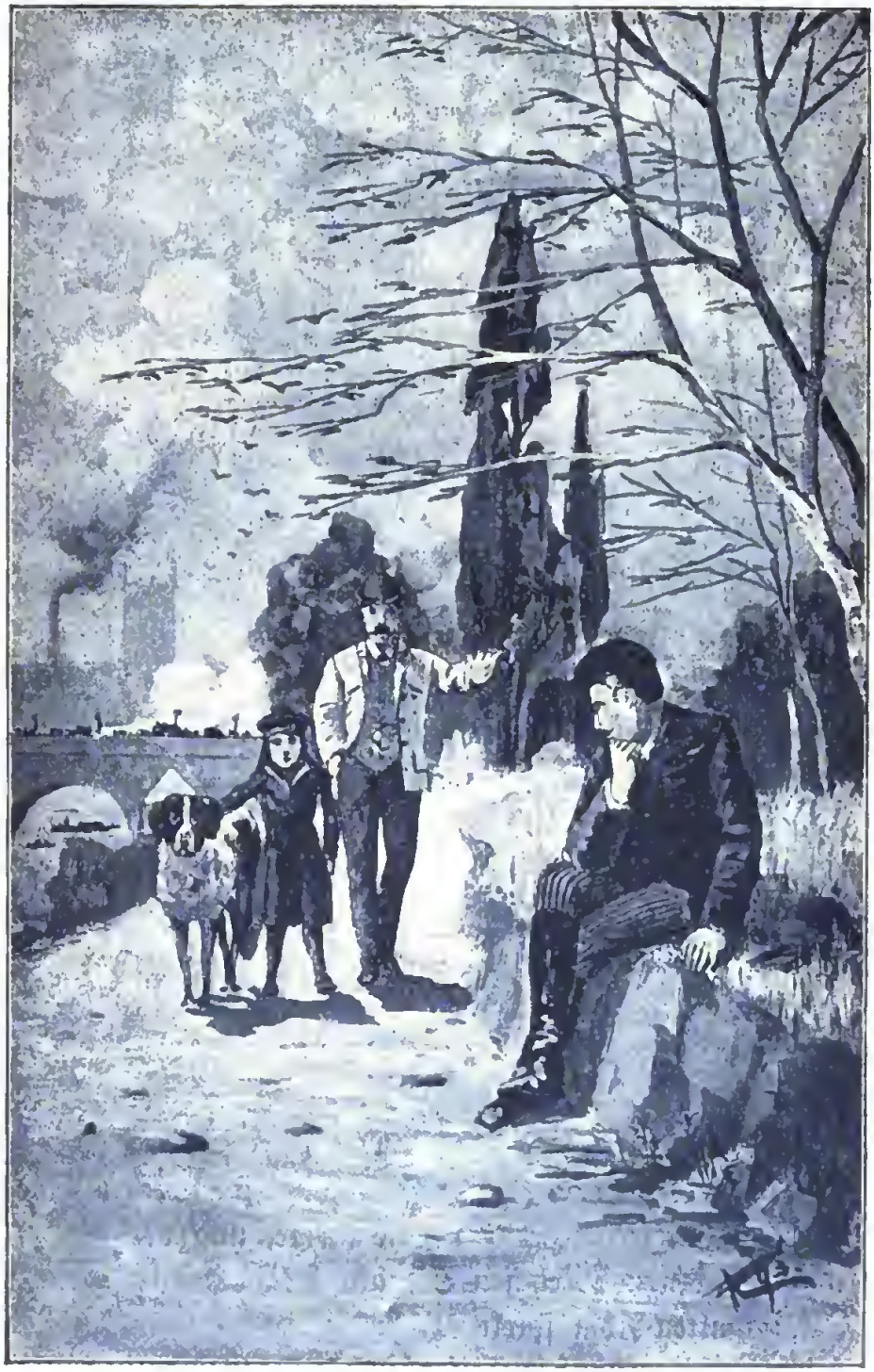
„Nun, wie wird's mit dem Elephanten?" fragte der Dreſſeur Thompſon.

„Der Elephant muß ebenfalls hinein — verſteht ſich! Haben Sie verſtanden, Saltarino?"

Ich ergriff ganz verblüfft meinen Hut, um mich zu entfernen.

„Ich muß mir erſt einmal die ganze Geſchichte in Ruhe überlegen, Herr Sanger!" rief ich dem Direktor zu, verließ den Cirkus und ſchlug ſofort den Weg über die Brücke ein, um an's jenſeitige Ufer zu gelangen, an dem ein ſchmaler Pfad, von Bäumen und Gebüſch flankirt, ſich hinzog — mein täglicher Spaziergang, ſeitdem wir uns in Rocheſter befanden. Hier überdachte ich die Schwierigkeiten der mir zugefallenen ſonderbaren Aufgabe.

Je mehr ich nachſann, deſto hoffnungsloſer erſchien mir die Sache. Ich ſollte ein romantiſch-equeſtriſches Stück ſchreiben. Gut. Dazu gehörten vor Allem ein Held, eine Heldin, ein Heldenvater, ſo ein recht ſchlechter Kerl von Intrigant, ein furchtbarer Zweikampf und noch andere ſchöne Dinge mehr. Nun kam aber noch anderer, ganz toller Kram. Da war zuerſt Macdonald mit ſeinen Löwen — die mußten unbedingt hinein, etwa zur Rettung der Tugend oder als Werkzeug des Intriganten. Dann kamen die Saltomortale zu Pferde, Thompſon mit dem dreſſirten Elephanten und der Clown mit ſeinem Fiſch-Entrée! — War das nicht ein verzweifeltes, unausführbares Beginnen?



Ich jetzte mich in's Gras, stützte den Kopf in die Hände und versuchte zu denken. (S. 76)

Ich ſetzte mich in's Gras, ſtützte den Kopf in die Hände und verſuchte zu denken. Da ſah ich plötzlich vom jenſeitigen Ende des Weges ein Kind und einen Hund ſich nähern, denen ein hochgewachſener Mann folgte. Es war Macdonald mit Maud Sanger in Begleitung ſeines großen Bernhardiners „Barry". Eine Cigarre rauchend, die Hände in den Hoſentaſchen, ſchlenderte der Löwenbändiger gemächlich einher.

„Aha," rief er ſchon von Weitem, „ich dachte mir, daß ich Sie hier treffen würde. Sinnen Sie nach über Ihre Aufgabe? — Hier nehmen Sie eine Cigarre — die Muſen lieben den Tabak."

„Die Muſen mögen hängen," erwiederte ich ärgerlich. „Ich habe mein Gehirn jetzt zerrieben und bin doch nicht im Stande geweſen, eine geſunde Idee zu faſſen. Löwen, Pferde, Elephanten und Clowns im Rahmen eines romantiſch-equeſtriſchen Drama's — es iſt unmöglich!"

„Na, na, Ritter des Geiſtes und des ungeſattelten Pferdes," lachte Macdonald, ſich in's Gras werfend, „ſo ſchlimm iſt die Geſchichte nun gerade nicht. Ich zum Beiſpiel hätte eine ganz paſſende Idee."

„Sie?"

„Eine gute Idee, ſage ich Ihnen; hiſtoriſch, romantiſch, klaſſiſch, moraliſch, rührend und unterhaltend."

„Macdonald, Sie ſind mein Retter!" rief ich begeiſtert. „Heraus mit Ihrer Idee!"

„Na, dann paſſen Sie auf. Du, Maud, ſetze Dich und Du, Barry, kuſch Dich ſchön."

Der Hund gehorchte, Maud ſetzte ſich dicht zu Macdonald, nahm ſeine Hand in die ihrige, und der Löwenbändiger begann: „Nehmen Sie an, Saltarino, daß unſer Stück im alten Rom ſpielt. Unſere erſten Charaktere ſind: Septimius Severus, der Kaiſer, und ſeine Gemahlin Julia; dann die beiden Söhne des Kaiſers von ſeinem erſten

Weibe, Caracalla und Geta, ferner die kleine Tochter aus zweiter Ehe. Ob er wirklich eine ſolche Tochter hatte, kann uns gleichgiltig ſein; wir bedienen uns der Freiheit des Poeten, erfinden das Kind und nennen es Livia. Dazu ein großer Feldherr, der einen hochklingenden Namen und eine ſchöne Tochter hat. Nennen wir ſie meinetwegen Irene; zuletzt der Prinz von Cypern, ein chriſtlicher Gefangener. Dies iſt der Held des Stückes. Ich werde den Prinzen ſpielen, ſchreiben Sie dem daher eine Menge rührender Aeußerungen auf den Hals, ich möchte die Gallerien heulen laſſen."

„Gut, aber die Handlung?"

„Sehr einfach! Wir beginnen mit dem Forum romanum. Unzufriedene Bürger wünſchen eine Aenderung ihrer Lage und erregen einen kleinen Aufruhr. Ein Herold tritt auf und verkündet Sieg auf Cypern. Die Stimmung des Volkes ſchlägt um in großen Jubel.

Zweite Scene: Campus Martius; das Kaiſerpaar ſitzt auf einem Throne, Caracalla, Geta und Livia um ihn gruppirt. Am Fuße des Thronbaldachins die liebliche Irene. Im Hintergrunde römiſche Bürger. Aus der Ferne Trompetenſtöße. Der ſiegreiche Feldherr naht im Triumphzuge, während ſeine Tochter preiſend die Götter anruft. Voran erſcheinen Prätorianer hoch zu Roß, Muſik, römiſche Adler, chriſtliche Gefangene, je Zwei und Zwei aneinander gefeſſelt, dann ein Elephant mit Schätzen beladen, der Prinz von Cypern in Ketten, noch mehr Reiter, Fußvolk, der zurückkehrende Feldherr im Triumphwagen, von Schimmeln gezogen. Der Kaiſer hält eine Anſprache, welche der Feldherr erwiedert. Auf Befehl des Cäſar bekränzt die ſchöne Irene ihren Vater mit Lorbeer, dieſer, das heißt der Vater, iſt tief gerührt, umarmt die Tochter — großes Tableau.

Die Pforten des Cirkus werden aufgethan. Der Feldherr entſteigt dem Wagen und nimmt Platz im Staats-

ſeſſel, zu ſeinen Füßen die liebliche Maid Irene. Und nun, paſſen Sie auf, bringen wir unſere ganze Bande zu Ehren des Triumphators in's Spiel. Auſtin kann ſeine Saltos auf dem Ungeſattelten machen, Miß Adele ſpringt durch Feuerreifen, Mr. Rivalli verſchluckt brennendes Werg und gibt es in Form von Bindeband wieder von ſich, Herr Blennow kann eine Quadrille auf Schulpferden und im Koſtüm der altrömiſchen Zeit aufführen. So könnte ein großer Theil unſerer Artiſten beſchäftigt werden."

„Ganz ausgezeichnet, Herr Macdonald, das eben habe ich geſucht!"

„Nun weiter! Die ſchöne Irene und der Prinz von Cypern müſſen ſich beim erſten Erblicken ſofort ineinander verlieben — das gibt eine ſchöne Pantomime. Caracalla, welcher in die Feldherrntochter gleichfalls verliebt iſt, merkt das und geräth in Wuth. Da verkündet der Kaiſer am Schluß des Schauſpiels für den nächſten Tag im Amphitheater den Kampf der Gladiatoren gegen wilde Thiere. Caracalla bittet ihn vor allem Volk mit gebeugtem Knie, er möge den Prinzen von Cypern den Löwen preisgeben zu Ehren der Götter und zur würdigen Feier des Sieges. Das Volk jubelt, Irene fällt in Ohnmacht — Tableau. Ende des erſten Aktes.

Im zweiten erſcheint zunächſt der gefangene Prinz im Kerker und mit Ketten belegt; er hält einen Monolog. Die Thür zum Kerker öffnet ſich, Irene tritt herein und fällt vor ihm nieder, ihn anflehend, ſich zu retten, indem er den Gott der Chriſten abſchwöre. Eine ſchöne Scene folgt. Kampf zwiſchen Liebe, Pflicht und Ehre. Religion und Ehre triumphiren, und Irene wendet ſich ſelbſt dem Chriſtenthume zu.

Die zweite Scene ſpielt im Amphitheater. Der Kaiſer, die Kaiſerin, Caracalla, Geta, Livia, der Feldherr, Irene, Volk ſind anweſend. Kämpfe der Gladiatoren, Scenen

der Kraft und Gewandtheit folgen und geben unſeren Artiſten Gelegenheit genug, zu zeigen, was ſie gelernt haben.

Trompetenſtöße; der Hintergrund öffnet ſich und läßt die Käfige der wilden Thiere ſehen. Jetzt kommen meine Löwen an die Reihe.

Der Prinz von Cypern wird hereingeführt. Der Kaiſer will ihm das Leben ſchenken, wenn er ſeinen Gott verflucht. Er weist ſtolz dieſes Anerbieten zurück. Jetzt gibt der Kaiſer das Zeichen, und die Wachen treten vor die Käfigpforten. Da, wie der Blitz, überſpringt der Prinz, dem die Ketten abgenommen worden ſind, die hohe Schranke, eilt zu den Stufen des Thrones, ergreift die kleine Tochter des Kaiſers und eilt mit ihr in die Arena zurück. Noch ehe Jemand ſich von der Beſtürzung erholen kann, ſteht er, das Kind auf den Armen, vor dem Löwenkäfig. ‚Noch einen Schritt,‘ ruft der Prinz den Wachen zu, ‚und ich werfe das Kind den Löwen vor!‘

Allgemeiner Schrecken. Die Kaiſerin ringt verzweifelt die Hände. Tableau.“

„Glänzend, außerordentlich!“ rief ich entzückt.

„Geduld, mein Lieber, das Beſte kommt noch. Was ſagen Sie, wenn ich dem kaiſerlichen Kinde ein Kreuz um den Hals hänge, alle Anweſenden als Zeugen der Kraft des heiligen Symbols anrufe und mit dem Kinde auf den Armen in den Käfig der Beſtien gehe, ohne daß ſie mir oder dem Kinde etwas Uebles zufügen?“

„Genial! Das wird Effekt machen!“

„Das denke ich auch. Das kaiſerliche Kind ſoll durch die kleine Maud dargeſtellt werden, und ich weiß, daß ſie nicht die leiſeſte Furcht vor den Löwen hat. Nicht wahr, mein Herz?“

Das Kind blickte vertrauend zu Macdonald auf und lächelte. Es wäre in demſelben Augenblick bereit geweſen, mit ihm in den Käfig zu gehen, wenn er es gewünſcht

hätte. Ich aber dachte an Sanger, was der zu dieſem Plane ſagen würde.

„Maud wird in meinen Armen unter den Löwen ebenſo ſicher ſein, wie in ihrem Bettchen," fuhr Macdonald fort. „Nun iſt der Reſt meines Planes ſchnell erzählt. Das Kind wird von dem Prinzen unbeſchädigt wieder ſeiner Mutter überliefert, das Volk bricht aus ſtarrer Bewunderung in lauten Jubel aus. Der Kaiſer ſchenkt dem Prinzen das Leben und erſucht ihn, ſich eine Gnade auszubitten. Da ergreift derſelbe die Hand der ſchönen Irene und bittet um die Genehmigung ſeiner Verbindung mit ihr. Caracalla ſtellt ſich dazwiſchen und fordert den Prinzen zum Zweikampfe auf. Großes Schwertgefecht, der Prinz ſiegt, ſchenkt aber dem entwaffneten Caracalla das Leben und gibt ihm ſein Schwert zurück. Dann wirft er ſich zu den Füßen Irene's. Deren Vater vereint ſegnend Beider Hände. Fanfarengeſchmetter. Schluß. — Nun, wie gefällt Ihnen mein Plan, genügt er?"

„Und ob er genügt! Er iſt unſchätzbar, unübertrefflich!"

„Doch da fällt mir eben ein, daß wir nicht an das Fiſch-Entrée des tollen Dianta gedacht haben."

„Es geht unmöglich — man würde das Ganze verderben!"

„Keineswegs. Dianta will ſein Entrée haben, alſo mag er als kaiſerlicher Narr auftreten und ſeinen Beifall einheimſen. — Und nun komm, Maud, wir wollen weiter gehen. Allons, Barry! — Leben Sie wohl, Sohn der Muſen, glückliche Arbeit!"

Damit verließ mich der Löwenbändiger. Ich aber eilte nach Hauſe und ſchrieb mit Begeiſterung ein romantiſch-equeſtriſches Ausſtattungsſtück, das bald darauf unter dem impoſanten Titel: „Ariobarzanes, Prinz von Cypern, und die ſchöne Irene," oder „Der königliche Löwe Tamer im

Amphitheater des Flavius," auf den Zetteln des Cirkus Sanger prangte.

Das neue Stück gefiel außerordentlich. Es gelangte nach sorgfältigen Proben zuerst in Reading zur Aufführung und wurde wohl vierzigmal hintereinander gegeben. Dann ging seine Aufführung in allen größeren Städten der westlichen und mittleren Grafschaften vor sich, überall volle Häuser und volle Kassen erzielend. Das Engagement Macdonald's wurde auf weitere sechs Monate verlängert, die Artisten erhielten von Sanger die versprochene Zulage, während mir, als Verfasser des zugkräftigen Stückes, außer der Gehaltserhöhung ein Extrahonorar von zehn Pfund Sterling zu Theil wurde. Kurz, wir hatten eine Epoche beispiellosen Erfolges, und Sanger stand auf der Höhe des Geschäftsglückes.

Indessen schien er, seltsam genug, in dieser Zeit weniger zufrieden zu sein, als sonst. Je strahlender der Erfolg im Cirkus, desto düsterer ward sein Gemüth. Es verging Monat auf Monat, die Fluth der Einnahmen ging täglich höher, und doch wurde der Mann, welcher das Meiste dabei profitirte, täglich einsilbiger, zurückgezogener, finsterer. Er machte den Eindruck eines von geheimer Qual belasteten Mannes. Die tiefen Linien um seinen Mund wurden bleibend und schärfer, seine Blicke irrend und sein Gang schleppend.

Sanger war nie gesellig gewesen, nun wurde er geradezu menschenscheu. Die geringste Veranlassung konnte ihn zu den wildesten Wuthausbrüchen verleiten, während er auf der anderen Seite, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, die größten Nachlässigkeiten passiren ließ.

Da wir ihn immer als einen verschlossenen, finsteren Menschen kennen gelernt, fiel uns erst dann die tiefe Ver-

änderung in seinem Wesen auf, als sie bereits zur Gewohnheit geworden war.

Was war die Veranlassung? Hatte Sanger Geld in geheimen Spekulationen verloren? Hatte er irgend etwas verbrochen, dessen Entdeckung er zu fürchten hatte? Oder hatte aus irgend einem räthselhaften Grunde sein Geist gelitten?

Wir hatten alle Ursache, wegen dieser Veränderung besorgt zu sein, denn von Sanger's Energie und Scharfsinn hing das Wohl der ganzen Gesellschaft ab.

Wie ich schon früher bemerkte, waren mir die verschiedensten Funktionen aufgetragen, und ich mußte deswegen täglich in persönliche Berührung mit dem Direktor kommen. Mochte er sich vor den anderen Artisten zurückziehen, wie er wollte, mich zu sehen war er genöthigt. Hätte er sich auch dem entziehen wollen, so wäre unser Geschäft zum Stillstand gelangt, weil ich nichts ohne Sanger's Genehmigung unternehmen durfte. Sobald er nicht im Cirkus erschien, mußte ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen.

Bei solchen Gelegenheiten saß er oft da mit abgewandtem Gesicht, kaum hörend auf das, was ich ihm sagte und entweder in gleichgiltiger Weise oder gar nicht antwortend. Oft aber geschah es auch, daß er dabei ohne jede Ursache plötzlich in wildester Ungeduld auffuhr.

Seine Gattin schien sich um diese Zeit mehr denn je vor ihm zu fürchten; ja, selbst die Gegenwart des Kindes störte den sonderbaren Mann. Es schien mir manchmal, als sei ihm der Anblick desselben unerträglich, und ein Fremder, der ihn beobachtet hätte, konnte in den Glauben versetzt werden, Sanger hasse das Kind. Da ich wußte, wie er früher die kleine Maud zu vergöttern pflegte, so war ich durch dieses veränderte Wesen mehr betroffen, wie durch alles Andere.

„Ich möchte doch zu gern den Grund von Sanger's Verſtimmung kennen," ſagte eines Tages Macdonald zu mir, als ich gerade im Begriff ſtand, zum Direktor zu gehen; „er ſchaut mich ſtets an, als wollte er meine Knochen zu Pulver zermalmen und Brod daraus backen."

„O, ſo macht er es mit Allen," erwiederte ich.

„Das glaube ich nicht; mich beehrt er mit ſeinem ganz beſonderen Haß. Sie hätten das Geſicht am letzten Sonnabend ſehen ſollen, als ich mir meine Gage holte!"

„Nein, Macdonald, er iſt wüthend auf Alle. Ich gehe jetzt mit dem morgigen Programm zu ihm und wette, er macht ein Geſicht, als ob er mich freſſen wolle. Denken Sie ſich, ſelbſt ſeine Tochter iſt ihm jetzt zuwider."

Der Löwenbändiger drehte bei dieſen Worten betroffen an den Spitzen ſeines Schnurrbartes und blickte einige Zeit in tiefem Sinnen vor ſich hin. Dann ſagte er: „Wenn dem Prinzipal nun irgend etwas Menſchliches zuſtoßen ſollte, was ſollte aus dem Kinde werden? Frau Sanger bekümmert ſich, ſoviel ich zu bemerken Gelegenheit hatte, herzlich wenig um das Mädchen."

„Nun, Sanger hat Geld."

„Wer weiß — es kann ihm Alles bei irgend einem Schwindel durch die Finger geſchlüpft ſein. Und dann iſt auch die Frau noch da, für die geſorgt werden muß. Sie hat ihm ja das Geld zugebracht. Wahrhaftig, ich hätte dann nicht übel Luſt, das Schickſal des Kindes in meine Hände zu nehmen."

Als er bemerkte, daß ich ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, fügte er ſchnell hinzu: „Allerdings, ganz gegen meine Art. Es ſteht mir mehr an, Löwen zu adoptiren, als Kinder."

Hierauf nickte er grüßend und verließ mich. —

Einige Minuten ſpäter befand ich mich in Sanger's Wohnung. Wir ſpielten jetzt in Leeds, wo der Direktor

am Marktplatze wohnte. Ich fand ihn am Fenster sitzend, mit dem Rücken nach der Thüre, durch welche ich eintrat.

„Nun, was gibt's?“ fragte er, ohne sich umzuwenden.

„Ich bringe den Abschluß von gestern und das Programm für morgen.“

Sanger murmelte einige unverständliche Worte, ohne sich zu erheben, noch sich umzudrehen.

„Mr. William Croß aus Nottingham hat geschrieben,“ fuhr ich fort, meine Papiere auf dem Tische ausbreitend, „er wünscht zu wissen, wann wir dort anfangen können. Die Ausstellung —“

„Ich kann mich nicht verpflichten!“ unterbrach Sanger ungeduldig.

„Was soll ich ihm denn schreiben?“

„Ich weiß nicht — ich kann nichts sagen!“

„Beiläufig, Herr Direktor: Mr. Macdonald's Engagement geht in vierzehn Tagen zu Ende.“

Sanger machte eine plötzliche Bewegung, sagte aber nichts. Nach wenigen Augenblicken fuhr ich fort: „Wünschen Sie, daß ich über diesen Punkt eine Aeußerung thue?“

„Ueber was?“

„Ueber die Erneuerung des Kontrakts mit Herrn Macdonald.“

Jetzt drehte er sich um, sein Gesicht in grenzenloser Wuth verzerrt.

„Nein,“ rief er wild, „nicht ein Wort sollen Sie sagen!“

„Gut, Herr Sanger, dann reden Sie lieber selbst mit ihm!“

„Alle Teufel sollen mich holen, wenn ich's thue,“ schrie er. „Ich will mit ihm nicht sprechen — den Kontrakt nicht erneuern. Macdonald kann gehen!“

„Mr. Macdonald gehen? Das ist doch unmöglich.“

„Warum unmöglich?“

„Weil er unſere ‚Attraktion‘ iſt, und wir ohne ihn nicht das neue Stück aufführen können!“

„Ganz einerlei,“ erwiederte er, ſich in einen Seſſel werfend und zornig mit den Fingern auf dem Tiſch trommelnd. „Mr. Macdonald kann gehen — Sie können es ihm ſagen.“

„Haben Sie ſich die Sache auch reiflich überlegt, Herr Direktor?“

Sanger gab mir keine Antwort.

In dieſem Momente hörte ich Maud's Stimme auf der Treppe, nicht heiter plaudernd, wie ſonſt Kinderſtimmen klingen, ſondern ſchüchtern, ängſtlich, als ob das Kind eine Zurechtweiſung, oder nur gehört zu werden fürchte. Dann, als Maud draußen auf dem Vorſaale näher kam, ſank ihre Stimme zu einem kaum vernehmbaren Geflüſter herab, und ich hörte, wie ihr kleiner Fuß an Sanger's Zimmer vorbeiſchlich. Ich blickte dem Direktor in's Geſicht — ein plötzlicher Impuls trieb mich dazu.

Doch welch' ein Antlitz ſah ich! Die Zornesröthe war von demſelben gewichen und hatte einer finſteren Bläſſe Platz gemacht. Er ſprach kein Wort, aber er lauſchte, und als das Mädchen nicht bei ihm eintrat, ſondern vorüber in das nächſte Zimmer ging, da ſchwoll ſichtbar auf ſeiner Stirn eine ſtarke, ſchwarzblaue Ader, und ich konnte das Pulſiren derſelben beobachten. Was ich ſah, war mehr die gewaltſame Unterdrückung einer tiefen Bewegung, als das Gepräge furchtbarer Leidenſchaft.

Jetzt erinnerte ich mich deſſen, was Macdonald vor meinem Gang zum Direktor geſagt hatte, und ein unklarer Verdacht durchzuckte mich. Ich konnte nicht umhin, über die Kleine zu ſprechen.

„Ihr Töchterchen, Herr Sanger, hat neuerdings ſichtbar an Körper und Geiſt zugenommen,“ begann ich.

Sanger blickte verwirrt auf.

„Um ihretwillen," fuhr ich fort, „könnten Sie kaum wünschen, daß Macdonald in ein anderes Engagement geht, das würde dem armen Kinde das Herz brechen."

Der Direktor sprang auf wie ein Rasender und brach in einen Strom von Flüchen und Verwünschungen aus. Er schwur hoch und theuer, daß Macdonald ihm aus den Augen müsse, und wenn er selbst dabei zu Grunde gehen solle. Dann fiel er ermattet in den Sessel zurück, stützte den Kopf in seine Hände und weinte.

„Ich wollte Alles, Alles, was ich besitze, darum geben, wenn ich mit diesem Menschen nie zusammengekommen wäre!" rief er aus. „Wir waren vorher glücklich, ich hatte kein Verlangen, mein Kind klüger zu sehen — seine Klugheit genügte mir. Ich wünschte nur, von dem Kinde geliebt zu werden. Und Maud hatte mich lieb, und ihre ganze Welt war ich — ich allein!"

Nun ward mir Alles klar, und ich bedauerte den Mann von Grund meines Herzens. Es war offenbar: sein ganzes Dasein wurzelte in dem Kinde, und er litt jetzt die Folterqualen der Eifersucht. Ich versuchte, ihn zu trösten; doch er wollte nicht getröstet sein.

„Nein, nein!" rief er, „es ist nutzlos — ich weiß es besser! Er hat mir die Liebe meines Kindes geraubt. Verdammt soll er sein, der Schuft! O, wie ich ihn hasse — wie ich ihn hasse!"

Da ich sah, daß jetzt nichts auszurichten war, so verließ ich die Direktorswohnung, besorgter als je. Was sollte ich Macdonald sagen? Sanger haßte ihn aus dem Grunde seiner Seele — ich fühlte, daß es keine leeren Worte waren: „Wie ich ihn hasse — wie ich ihn hasse!" Das war der Haß des Südländers, gepaart mit dem Haß des Artisten. Die Leute des Cirkus haben wildes Blut.

Wildes Blut! Macdonald schien es nicht zu haben,

als ich ihm von den Absichten des Direktors Mittheilung machte. Aber es schien nur so.

„Wie es Herrn Sanger beliebt," sagte er kalt und achselzuckend. „Ich sagte Ihnen ja, daß er mich mit seinem ganz besonderen Wohlwollen beehrt, und da haben Sie nun den deutlichsten Beweis. Wohlan — Jeder nach seinem Geschmack."

Der Bändiger drückte keinen Aerger, kein Bedauern aus, sprach auch kein Wort über die kleine Maud. Und doch kostete es ihm Mühe, seine Unruhe zu verbergen, wenn das Kind auch nur eine Stunde seinem Gesichtskreis entrückt war. Es entging mir dies nicht.

* * *

Nach etwa vier Tagen gab Macdonald die Absicht zu erkennen, nach Glasgow zu reisen, um den dortigen steinernen Cirkus zu miethen und eine Reihe von Vorstellungen auf eigene Faust zu veranstalten. Es dauert eine Fahrt von Leeds nach Glasgow acht Stunden, hin und zurück also sechzehn Stunden.

Wir spielten den „Prinzen von Cypern" noch jeden Abend, ausgenommen Sonnabends, an welchem Tage stets eine Nachmittagsvorstellung stattfand. Nun gehen in England und Schottland keine Züge an Sonntagnachmittagen, es blieb also dem Löwenbändiger nichts Anderes übrig, als am Sonnabend gleich nach Beendigung der Vorstellung abzureisen, so daß er Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in Glasgow eintraf, dann mußte er den Sonntag dort zubringen und Montags so zurückkehren, daß er noch rechtzeitig zu unserer Abendvorstellung um halb sieben Uhr eintreffen konnte. Dazu entschloß sich denn Macdonald auch.

„Hören Sie, Saltarino," sagte er halb scherzend, „wollen Sie während meiner Abwesenheit ab und zu einen Blick auf meine Familie werfen?"

„Wie, auf Maud?"

„Nein, auf die Löwen. Mein Wärter Grey ist zwar ein sehr zuverlässiger Mann, aber ich bin ein zärtlicher Vater, und es geht mir zu Herzen, wenn ich meine Lieben, die mir theuer genug sind, der alleinigen Obhut eines Wärters anvertrauen soll."

„Ja, Macdonald, ich muß gestehen, daß ich herzlich wenig von wilden Thieren und ihrer Lebensart weiß. Doch gleichviel — ich thue mein Möglichstes. Soll ich die Löwen füttern?"

„O nein, dies macht Grey, der weiß genau Bescheid. Aber Sie können doch nachsehen, ob er pünktlich ist, denn die Thiere werden leicht ungeduldig, wenn man sie warten läßt. Ich verlange nichts Besonderes von Ihnen, lieber Saltarino, nicht ein thätiges Eingreifen, sondern möchte nur, daß Grey ersieht: es ist Jemand da, der Dich kontrolirt. Wenn Sie daher ein- oder zweimal des Tages an den Käfigen herumschlendern und etwas reden, meinetwegen vom Wetter, dann würden Sie mich verpflichten. Ich weiß, daß Sie mich nun verstehen."

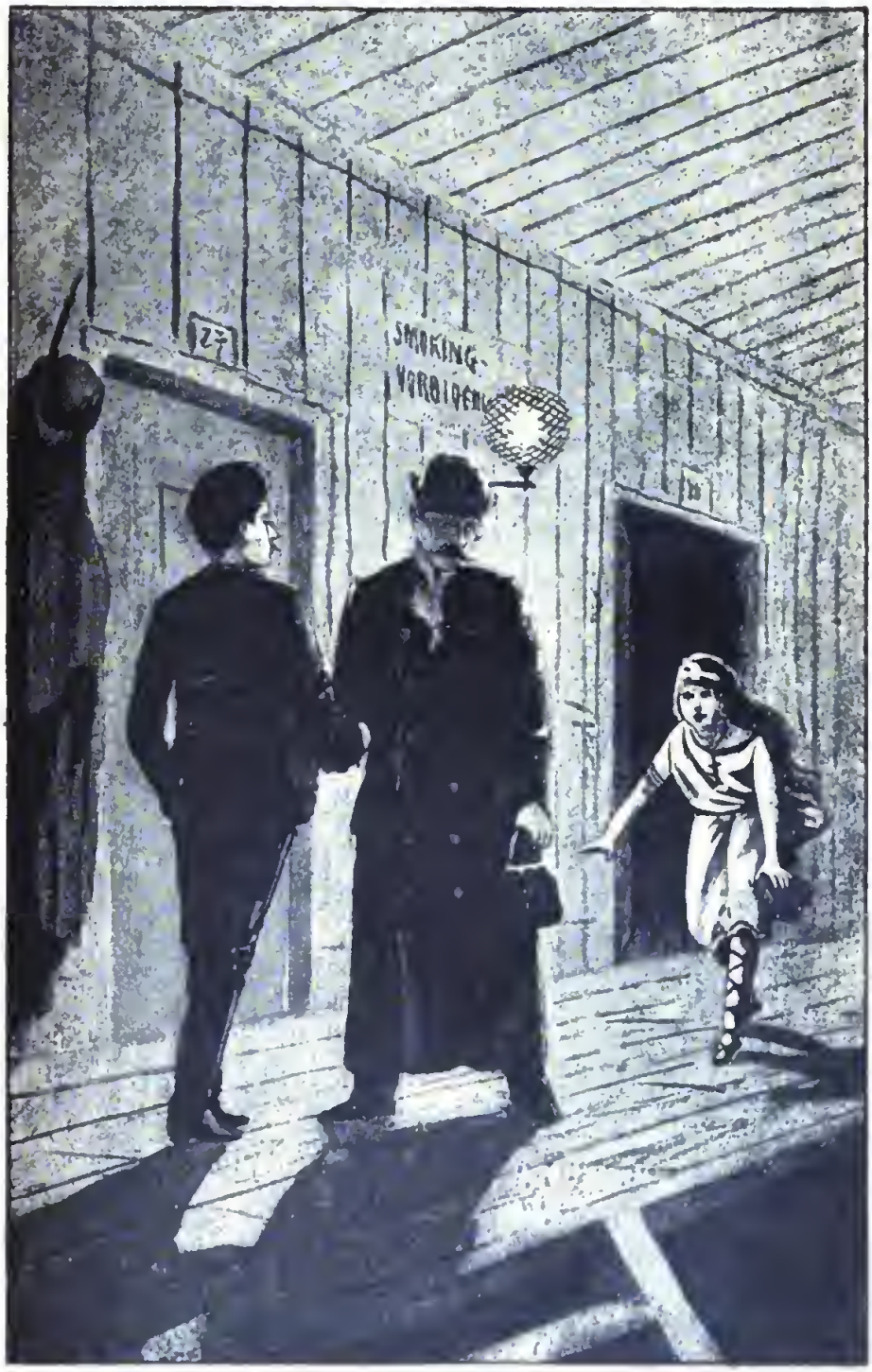
„Vollkommen. Ich werde mein Bestes thun — verlassen Sie sich darauf."

„Tausend Dank! Ich würde Sie nicht belästigen, wenn ich nicht so lange von hier fort sein müßte; über fünfzig Stunden — denken Sie nur!"

Als er dies sagte, bebte die Stimme des Bändigers etwas, und es kam mir vor, als dächte er in diesem Augenblicke mehr an die kleine Maud, als an die Löwen. —

Diese Unterredung fand am Sonnabend Nachmittag in Macdonald's Garderobe statt, unmittelbar nach der Vorstellung, als sich der Löwenbändiger zur Reise anschickte. Das Gas brannte noch, und die letzten Musiker verließen eben den Cirkus.

„Nun leben Sie wohl, Saltarino," schloß er, „auf Wiedersehen!"



Maud Sanger, noch im Flitterſtaat des Kaiſerkindes, eilte auf Macdonald zu. (S. 90)

„Glückliche Reiſe, Macdonald!"

Wir reichten einander die Hand. In dieſem Augenblick ertönte ein klagender Ruf, und Maud Sanger, noch im Flitterſtaat des Kaiſerkindes, eilte auf Macdonald zu.

„O bitte, bitte, laß mich mit," flehte ſie, ſich an den ſtarken Mann klammernd, „nimm mich mit oder bleibe hier!"

Macdonald nahm das Mädchen auf ſeine Arme. „Sei nicht traurig, mein Engel," flüſterte er, des Kindes Wange küſſend, „weine nicht, ich komme ja übermorgen wieder."

„Nein, nein, Du kommſt nicht wieder, man hat es mir geſagt, Du kommſt nicht wieder! Warum gehſt Du denn fort? Und warum nimmſt Du mich nicht mit? Ich mag nicht hier bleiben, wenn Du fortgehſt!"

„Mein Liebling, ich komme ganz gewiß wieder," betheuerte der Löwenbändiger; „frage doch nur hier Herrn Saltarino. Bitte, Kamerad," wandte er ſich an mich, „ſagen Sie dem Kinde etwas Tröſtendes, ich habe keine Minute mehr zu verlieren. — Nun lebe wohl, mein Herzchen — ich wollte, ich könnte Dich mitnehmen! Adieu! Adieu!"

Er küßte das Kind nochmals, ſtellte es dann zärtlich auf ſeine in goldglänzenden Schuhen ſteckenden Füßchen und eilte von dannen.

Ich verſuchte, das Kind zu beruhigen, indem ich ihm ſagte, daß Macdonald am Montag Abend zurückkehre und wieder mit ihr im „Prinz von Cypern" ſpiele.

„Iſt es denn ganz gewiß," fragte Maud da zweifelnd, „daß er wiederkommt?"

„Ganz gewiß."

„Und dann geht er gar nicht mehr fort?"

„Haſt Du denn Herrn Macdonald ſo lieb, daß Du wünſcheſt, er möge immer bei Dir bleiben?" fragte ich ausweichend.

„Ich habe ihn ſo lieb — lieber wie Alle," erwiederte Maud mit Thränen in den Augen.

Was war das für ein Geräuſch in dieſem Augenblicke? Es klang wie ein Stöhnen. Rührte es von einem der Stallknechte her, die noch beſchäftigt waren, die Manège auszuräumen?

Da ertönte die Stimme der Frau Sanger aus der Garderobe. „Maud, denkſt Du denn heute gar nicht an's Auskleiden. Komm, ich warte auf Dich!"

Ich nahm das Kind bei der Hand und führte es in die Garderobe. Und ich bemerkte dabei im Halbdunkel des Stallganges einen Mann, der ſein Geſicht in beiden Händen barg.

Es war Sanger. —

Am folgenden Morgen ging ich, meinem Verſprechen gemäß, in die Menagerie, um nach den Löwen zu ſehen. Sie waren in drei Käfige vertheilt: die Löwin mit den Jungen in dem einen, je ein Löwe und eine Löwin in den beiden anderen. Alle drei Käfige waren dicht aneinander gerückt und hatten Verbindungsthüren, die in den zu den Vorſtellungen benutzten Geſammtkäfig führten. Die Löwenkäfige rangirten zwar mit in der Sanger'ſchen Menagerie, waren aber von denen der übrigen Thiere durch eine breite Wand getrennt.

Ich fand den Wärter Grey vor den Käfigen, ſeine Pfeife rauchend, während die Thiere wie ſonſt in ihrem Gefängniß unruhig hin und her liefen oder am Boden lagen. Für mich gab es alſo weiter nichts zu thun, als mit Grey einige freundliche Worte zu wechſeln und mich dann zurückzuziehen.

Es war Sonntag. Ich hatte den ganzen Tag für mich, keine Probe, keine Rechnungen, keine geſchäftlichen Konferenzen. Ich ging daher den ganzen Vormittag ſpazieren, und es war gerade zwei Uhr, als ich mich auf dem Heimwege befand.

Digitized by Google

Bevor ich in meine Wohnung ging, beſchloß ich, einen Abſtecher in die Menagerie zu machen. Diesmal ſah ich Grey auf einer Bank an dem Eingange ſchlafen. Er erwachte ſofort, und als ich näher kam, war er bereits ganz munter.

„Alles in Ordnung mit den Löwen, Grey?“ fragte ich ſo leichthin mit einem Seitenblick auf die Käfige, in welchen die Thiere in lebhafter Unruhe hin und her liefen.

„Ja, Herr, natürlich Alles in Ordnung,“ erwiederte der Wärter verdrießlich.

„Die Thiere ſcheinen hungrig; die Fütterungsſtunde iſt nah. Sie füttern ja wohl um drei Uhr, nicht wahr, Grey?“

Der Wärter, augenſcheinlich durch meine Einmiſchung unangenehm berührt, nickte und ſah zur Decke empor. In dieſem Momente brach einer der Löwen in ein markerſchütterndes Gebrüll aus, und ich trat ſofort meinen Rückzug an, indem ich mir ſagte, daß ich an dieſem Tage in Macdonald's Sinne bei ſeiner „Familie“ meine Schuldigkeit gethan hatte.

Am nächſten Morgen ging ich wieder zur Menagerie, nicht ohne Ahnung einer unangenehmen Aufnahme. Grey, welcher eine Reihe Macdonald'ſcher Stiefeln wichſte, ſah feindſeliger aus denn je. Ich wünſchte ihm guten Morgen, als ich an ihm vorbeiging, aber die Beſtien da drinnen brüllten ſo mächtig und anhaltend, daß ich kaum meine eigenen Worte hören konnte.

Ich trat ein. Die Löwin lag mit ihren Jungen in gemächlichem Schlafe, aber die anderen Thiere peitſchten ihre Flanken mit dem Schweife, ſchritten raſtlos in ihren Käfigen auf und ab, richteten ſich dann und wann auf ihren Hintertatzen an den Gittern empor und ſcharrten mit ihren gewaltigen Pranken an den Eiſenſtäben, als wollten ſie dieſe in Stücke zerreißen. Dabei waren die ſämmtlichen übrigen Thiere von Sanger's Menagerie in große Auf-

regung verſetzt durch das Gebrüll der Löwen; die Affen kreiſchten, die Bären brummten, die Papageien ſchrien ohrenzerreißend, die Hyänen knurrten, die Wölfe heulten — kurz, es war ein ungeheures Stimmengewirr in der Menagerie, die ich ſofort verließ, um mit Grey zu ſprechen.

„Man ſollte glauben, die Löwen ſeien in Wuth," ſagte ich zu ihm. „Machen ſie denn öfters ſolchen Lärm?"

Der Wärter ſchüttelte mit dem Kopfe. „Ich weiß nicht, was mit ihnen iſt," entgegnete er; „ſie müſſen ihren Herrn vermiſſen. Niemals zuvor habe ich die Thiere in ſolcher Aufregung geſehen."

„Wahrhaftig, wenn ſie heute Abend den gleichen Lärm machen, Grey, dann wird das Publikum kein Wort verſtehen."

Der Wärter kratzte ſich hinter'm Ohr, ſagte aber nichts.

„Ganz abgeſehen davon," fügte ich hinzu, „daß die Pferde durch das Brüllen ſcheuen dürften. Nun, adieu, Grey, ich werde noch einmal nachſehen."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr," ſagte der Wärter, als ich gehen wollte, „ich möchte noch etwas von der Leber bringen, ehe Sie ſich entfernen — es drückt mich. Ich wollte nämlich ſagen, daß mir die Art und Weiſe nicht gefällt, wie man mich behandelt. Herr Macdonald kennt mich ſeit Jahren, er weiß, daß er mir vertrauen kann; er weiß auch, daß ich mit ſeinen Thieren umzugehen vermag. Es paßt mir alſo nicht, auf dieſe Weiſe kontrolirt zu werden, und es gefällt mir nicht, daß man mir meine Arbeit aus der Hand nimmt. Hält Herr Macdonald mich für die Löwen verantwortlich oder nicht?"

„O, wenn Sie damit ſagen wollen, daß Ihnen mein gelegentliches Nachſehen Verdruß macht, lieber Freund, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß meines Wiſſens Herr Macdonald in Sie das vollſte Vertrauen ſetzt."

„Ich meine nicht Sie, Herr, ſondern Herrn Sanger!"

„Wie? Herrn Sanger?"

„Ja! Welches Recht hat er oder ſonſt Jemand aus dem Cirkus, in meine Pflichten einzugreifen? Wenn Herr Macdonald mir das Thierfüttern oder die Schlüſſel zu den Käfigen nicht anvertrauen wollte, ſo hätte er es mir doch ſagen können, ehe er abreiste!"

„Das Füttern der Thiere und die Schlüſſel? Sie wollen doch damit nicht ſagen, daß der Direktor ſich hineingemiſcht hat?"

„Gewiß! Herr Sanger kam am Sonnabend ſchon, um ſeine eigenen Thiere zu füttern, forderte mir die Schlüſſel zu unſeren Käfigen ab und ſagte mir, er ſei für die Sicherheit der Löwen während meines Herrn Abweſenheit verantwortlich, und Niemand dürfe ſie füttern, als er ſelbſt. Mag er nun dafür einſtehen — ich kann's nicht ändern."

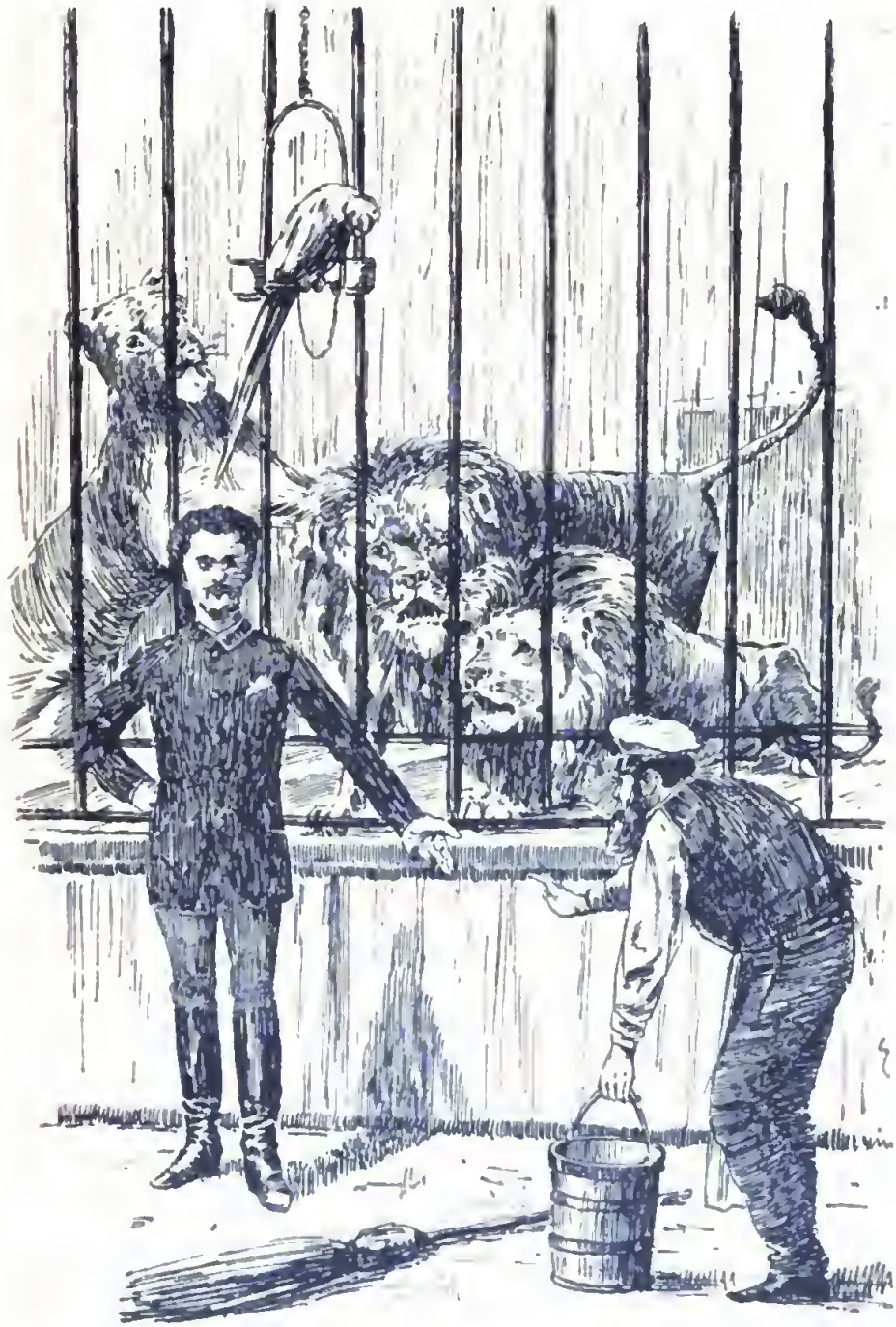
„Was, Sie gaben ihm die Schlüſſel und überließen ihm die Fütterung?"

„Was ſollte ich machen? Herr Sanger ſagte mir, er ſei hier Herr und Gebieter — und das konnte ich nicht leugnen. Er drohte mir, mich ſofort hinauszuwerfen, ſobald ich den Mund aufthue. An ſolchen Sklavendienſt bin ich nicht gewöhnt. Sobald Herr Macdonald zurückkommt, kündige ich."

Was ich darauf ſagen ſollte, wußte ich in der That nicht. Ich hatte einen unbeſtimmten Verdacht, daß Sanger irgend einen böſen Streich auszuführen im Begriff ſei oder ſchon begangen habe. Hatte er etwa die Löwen vergiftet? Von dieſem Gedanken beherrſcht, ging ich nochmals an die Käfige, deren Inſaſſen ſich noch grimmiger zeigten, als vorhin.

„Alſo Sie meinen, daß nichts Außergewöhnliches mit den Löwen paſſirt iſt?" fragte ich beſorgt den Wärter. „Aber warum ſind ſie denn ſo furchtbar aufgeregt, wenn ihnen nichts fehlt?"

„Etwas fehlt? Meiner Ansicht nach nicht. Sie würden nicht gefressen haben, wenn sie krank wären. Wie viel



Futter sie freilich seit Sonnabend bekommen haben, weiß ich nicht, aber wenn ich in die Menagerie kam, war jedes-

mal ſchon Alles abgeräumt. Sie hatten Alles bis auf ein paar Knochen verzehrt. Ich denke, ſie ſind ſo aufgeregt durch das ewige Knurren der Hyänen. Sonſt wüßte ich keine Urſache."

In dem Glauben, daß Grey Recht habe, doch vollkommen überraſcht durch die plötzliche Einmiſchung des Direktors in Macdonald's Angelegenheiten, ging ich nach dem Cirkus. Hier fand ich zu meiner Ueberraſchung Sanger in lebhafter Thätigkeit, ſo energiſch befehlend und geſchäftsmäßig, wie in früheren Tagen. Er hatte eben eine Reitprobe abgehalten, Ställe und Orcheſter zu ſäubern befohlen, die Garderoben inſpizirt und ſchalt bei meinem Eintritt mit den Zimmerleuten.

Ich glaubte meinen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen. Seine Augen leuchteten, in ſeinem Geſichte zuckte es, unruhig eilte er bald hierhin, bald dorthin. Er ſprach feſt und laut, ſah Alles, leitete Alles. Er kam mir vor wie ein Mann, der lange, lange geſchlafen hat und nun mit einem Male das Verſäumte nachholen will.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde vor Beginn der Vorſtellung begab ich mich wie gewöhnlich nach Sanger's Wohnung, um zu hören, ob er für den Abend noch beſondere Wünſche habe. Zum erſten Male, ſo lange ich mich erinnern konnte, fand ich den Direktor nicht zu Hauſe; als ich aber zurückging, traf ich ihn auf dem halben Wege zwiſchen dem Cirkus und dem Marktplatz. Sanger war hochroth im Geſicht, und ich bemerkte auf den erſten Blick, daß er ziemlich getrunken hatte.

„Sie haben mich geſucht, Saltarino," ſagte er haſtig, „ich habe Ihnen nichts Beſonderes zu ſagen. Da ich mich nicht wohl fühle, ſo will ich nach Hauſe gehen — ich habe mich heute zu ſehr angeſtrengt. Unſer Programm bleibt

natürlich unverändert: zuerst die Cirkusnummern, dann Macdonald mit den Löwen und zum Schluß des ersten Theiles das Ballet. Im zweiten Theil der ‚Prinz von Cypern', wie gewöhnlich. Ich hoffe, daß Macdonald den Zug nicht versäumt."

„Ich glaube nicht. Herr Macdonald sagte mir wenigstens, er wolle aus Glasgow mit dem Zuge abfahren, der hier in Leeds um 6 Uhr 15 Minuten eintrifft."

Der Direktor nickte zustimmend und eilte weiter. Ich ging schnell nach dem Cirkus, wo ich Macdonald bereits anzutreffen vermeinte. Der Bändiger war aber noch nicht da. Es war bereits ein Viertel vor Sieben; der Zug mußte um diese Zeit schon eingetroffen sein. Doch der Cirkus lag vom Bahnhof ziemlich entfernt, und Macdonald konnte noch unterwegs sein.

Ich machte einen Gang durch alle Räume des Cirkus, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Das Orchester intonirte einen Marsch, die Pferde waren gesattelt und die Artisten für die ersten Nummern im Kostüm.

Es schlug ein Viertel nach Sieben, und der Bändiger war noch immer nicht zu sehen.

Nun wurde ich ernstlich unruhig. Ich verzögerte zwar das Oeffnen der Thüren bis halb Acht, dann aber mußten wir das Publikum hereinlassen.

Dies geschah. Es verging abermals eine Viertelstunde — Macdonald war noch nicht da. Er hatte zweifellos den Zug verfehlt. Aus dem Fahrplan ersah ich, daß erst gegen elf Uhr wieder ein Zug aus Glasgow eintreffen konnte.

Was nun anfangen? Für den ersten Theil des Programms war das Ausbleiben Macdonald's ohne Bedeutung — wir konnten einfach eine Kunstreiternummer einlegen. In der ersten Nummer des Löwenbändigers begab dieser sich einfach in den Käfig, rief die Löwen einen nach

dem anderen bei den Namen, öffnete ihnen den Rachen, ließ ſie über Barrièren ſpringen u. ſ. w. Dieſe Nummer beinträchtigte nach meiner Auffaſſung ſtets den effektvollen Auftritt im „Prinz von Cypern", es ſchadete alſo nichts, wenn ſie wegblieb.

Doch was ſollte an Stelle des zweiten Theiles unſeres Programms gegeben werden? Kein Anderer konnte den Prinzen ſpielen, kein Anderer mit den Löwen umgehen, als Macdonald ſelbſt.

Inmitten meiner Verlegenheit, gerade als der Regiſſeur das Klingelzeichen zum Beginn der Vorſtellung gab, erhielt ich ein Telegramm, das all' meiner Pein ein Ende machte:

„Eiſenbahnbrücke zwiſchen Bradford-Apperley zerſtört. Alle Züge genöthigt, in Bradford zu halten. Werde aber zum Beginn der Pantomime da ſein.

Macdonald."

Der Regiſſeur trat mit dem Telegramm in der Hand in die Manège und erklärte dem Publikum den Grund der Aenderung des Programms im erſten Theil, indem er um die Erlaubniß bat, an Stelle der erſten Nummer Macdonald's Signor Pierantoni's unvergleichliche Pirouetten und Saltomortales auf ungeſatteltem Pferde ſetzen zu dürfen. Unter einer Beifallsſalve zog ſich Herr Cottrelly zurück.

Alles ging gut von Statten. Macdonald erſchien gerade während der Pauſe im Cirkus. Er war ſchnell angezogen und plauderte noch ein wenig mit mir hinter der Portière, ehe es Zeit für ihn war, als vornehmer chriſtlicher Gefangener in dem Triumphzuge einherzuziehen.

„War Ihre Reiſe von Erfolg?" fragte ich ihn flüchtig.

„Gewiß! Ich habe den Cirkus in Glasgow ſicher und kann den Kontrakt bei guten Geſchäften auf vier Wochen

verlängern. Auch habe ich einige wirklich gute Artiſten engagirt, mit denen ich ein gutes Programm zuſammenſtellen werde. Ich und meine Löwen reichen ſelbſtredend allein nicht aus. Nebenbei geſagt: wie geht es den Thieren? Alles in Ordnung?

„So viel ich weiß, Alles in Ordnung. Nur ungemein aufgeregt waren die Thiere, als ich ſie zuletzt ſah. Sie brüllten, daß es eine Art hatte."

„Prächtige Thiere. Und Grey, der trefflichſte aller Löwenwärter?"

„Dieſer prächtige Menſch war keineswegs in der beſten Laune," verſetzte ich lachend. „Doch halt, Sie werden gerufen. Nachher erzähle ich Ihnen mehr davon."

Von dieſem Augenblicke an befand ſich Macdonald ohne Unterbrechung bei dem Publikum, und ich hatte vorläufig keine Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen.

Während einer etwa zehn Minuten langen Pauſe zwiſchen den beiden Abtheilungen eilte er nach der Menagerie, um ſeine Käfige in die Manège fahren zu ſehen und kehrte nun zurück, um in der Gefängnißſcene weiter zu wirken. Da traf ich ihn einige Sekunden an.

„Saltarino," flüſterte er, „ich wünſchte, Sie könnten mir ein Glas Wein verſchaffen, denn ich fühle mich etwas abgeſpannt und — ich weiß nicht, was das iſt, aber das Ausſehen meiner Löwen gefällt mir nicht."

„Das Ausſehen der Löwen? Inwiefern, Macdonald?"

„Ja, ich weiß ſelbſt nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Aber ich vermiſſe den gewöhnlichen Blick des Erkennens in ihren Augen, wenn ich mich ihnen nahe. Bei Beſtien dieſer Art ſollte der perſönliche Einfluß auch nicht einen Tag fehlen."

„Auch wenn ſie ſo vollkommen gezähmt und geſchult ſind, wie die Ihrigen?"

„Den Teufel auch," entgegnete der Bändiger ungeduldig.

„Kein wildes Thier vom Katzengeſchlecht wird je vollkommen geſchult und gezähmt. — Aber wir verſchwenden die Zeit mit müßigen Worten. Ich bitte Sie, holen Sie mir ein Glas Wein oder noch beſſer ein Glas Brandy.“

Ich eilte ſofort nach dem Buffet und brachte dem Bändiger ein großes Glas Brandy.

Die Amphitheaterſcene war bereits im Gange, als ich zurückkam, und die Gladiatoren kämpften in der Arena.

Mr. und Mrs. Roſe als Kaiſer und Kaiſerin ſaßen auf ihrem Throne, während die kleine Maud, gekleidet in blaßroſa Seide und Silber, als kaiſerliches Kind ſich an's Knie der Kaiſerin lehnte und mit ihren großen melancholiſchen Augen den Prinzen von Cypern ängſtlich zu ſuchen ſchien.

Macdonald nahm das Glas, ſtürzte ſeinen Inhalt haſtig hinunter, die Trompeten erklangen, der Bändiger ſtand in demſelben Augenblick mitten in der Arena und ward als gefangener Chriſt vor die Stufen des Thrones geführt.

Beim Anblick der majeſtätiſchen Löwen brach das Publikum in eine Beifallsſalve aus, und ich erwartete nichts Anderes, als daß die Beſtien dieſes Kompliment mit einem entſetzlichen Gebrüll beantworten würden. Doch hörte ich ſtatt deſſen nur ein lang anhaltendes, dumpfes, grollendes Murren.

Nun begann die wirkungsvollſte Scene des Stückes. Nachdem der gefangene Prinz vorgeführt worden, richtete ſich der Kaiſer auf ſeinem vergoldeten Sitze empor und gebot ihm, ſein Loos zu wählen: Abſchwörung des Chriſtenthums oder Tod unter den Krallen der Löwen.

Der Prinz will für ſeinen Glauben ſterben.

Der Kaiſer gibt ihm einige Minuten Bedenkzeit; doch vergeblich: der Prinz beharrt auf ſeinem Entſchluß.

„So ſtirb denn, Thor, nach Deiner eignen Wahl!
Nichts rettet Dich vom Abgrund des Verderbens!“

ruft der Kaiſer. Die Wachen treten auf den Käfig zu. Der Gefangene ſtürzt nach den Stufen des Thrones, reißt das Kaiſerkind von der Mutter Seite, trägt es bis an die Pforte des Käfigs und legt die Rechte auf den Drücker des Schloſſes.

Die Kaiſerin ſpringt auf, die vornehmen Römer ziehen ihre Schwerter, die Wachen wollen auf den kühnen Kindesräuber eindringen. „Halt!“ ruft der Prinz donnernd,

„Nur einen Schritt noch, nur ein Waffendrohen,
Und bei dem Gott, den bis zum Tod ich ehre:
Das Kind ſoll ſterben in der Löwen Rachen!“

Dann nimmt er ſich das große goldene Kreuz von der Bruſt und hängt es dem Mädchen um den Hals.

„Doch ſeht, ihr Läſterer, auf des Kindes Bruſt
Leg ich das heilige Symbol der Gnade,
Dies wird es ſchützen vor der Löwen Grimm,
Dies rettet ſelbſt vor Tod und Hölle es.
Und nun, daß ihr die Kraft des Zeichens ſeh't,
Geh' ohne Furcht ich in den Löwenzwinger.“

Macdonald legt wieder die Hand an's Schloß des Käfigs, er iſt im Begriff, das Kind auf den Armen, die Thüre zu öffnen und mitten unter die ſchauerlich ruhigen, ſeltſam lauernden Beſtien zu treten*) — da hört man hinter der Portière zu dem Stallgange einen entſetzlichen, markerſchütternden Schrei, ein „Halt!“ wie ich es nie wieder aus einer Menſchenbruſt gehört habe.

„Halt! Um Gottes willen halt! Mein Kind! Mein Kind!“

Es war Sanger, der wie ein Wahnſinniger hervorſtürzte und die Arme nach Maud ausbreitete.

---

*) Siehe das Titelbild.

Seltsamerweise, als ob das ganze Stück sich in furchtbaren Ernst verwandeln sollte, hält Macdonald mit einer halben Wendung des Körpers das Kind zurück und mit ausgestrecktem Arme den Direktor von sich.

„Was ist's mit dem Kinde?" fragte der Bändiger mit wuthverhaltener Stimme.

„Die Löwen — die Löwen —" stammelte Sanger und sank mit schlotternden Knieen zu Boden.

Macdonald, kreidebleich geworden, gab das Mädchen einem der Stallmeister, faßte den Direktor am Kragen, hob ihn empor und stellte ihn wieder auf die Beine.

„Was ist's mit den Löwen?" fragte er so laut, daß es sämmtliche Besucher des Cirkus hören konnten. „Antwort! Was ist's mit meinen Löwen?"

Und der starke Mann schüttelte den Direktor wie eine Strohpuppe.

„Sie — sie — sind seit zwei Tagen nicht — gefüttert worden!" stammelte Sanger hervor.

Der Auftritt, welcher nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Während Sanger die äußersten Anstrengungen machte, sich dem furchtbaren eisenharten Griffe Macdonald's zu entreißen, maß ihn der Löwenbändiger, bleich wie der Tod, mit einem einzigen, langen, furchtbaren Blick, und im Publikum tobte die Entrüstung wie das Grollen des Meeres im Gewittersturme.

Eine Minute lang schien es, als werde Macdonald seinen Feind vor den Augen des Publikums ermorden, er hob ihn empor, als wollte er ihn in die Barrière schleudern, dann ließ er ihn wie eine leblose Masse zu seinen Füßen hinfallen. „Elender Schurke!" knirschte er, „Deine Berechnung war gut. Wäre ich zur rechten Zeit eingetroffen, so mußte ich schon vor einer Stunde allein in den Käfig, und die Löwen hätten mich zerrissen! Das wolltest Du, verächtliche Seele! Sie hätten mich unfehlbar

zerriſſen!" fügte er lauter, gegen das Publikum gewandt, hinzu.

Einen Augenblick legte es ſich wie ein Froſt auf dasſelbe. Dann aber brach das Unwetter los.

„Mörder! Schurke! Es iſt ſchändlich!" tönte es von allen Seiten, und ſelbſt die Artiſten machten ihrem langverhaltenen Groll gegen den Direktor in wilden Worten Luft.

Weiß der Himmel, von welcher Seite plötzlich der Ruf kam: „Werft ihn hinein!" und in einer Sekunde erſcholl es hundertſtimmig von der Gallerie: „Werft ihn hinein — hinein — in den Käfig!"

Die Sache gewann ein drohendes Ausſehen. Bereits wurden die Bänke und Barrièren überſtiegen, das Publikum näherte ſich wie eine wilde Woge dem Schauplatze der Scene, und der ganze Auftritt wäre zu einem furchtbaren Skandal ausgeartet, wenn nicht wie auf Kommando die Eiſenfäuſte der Artiſten auf die Köpfe der Eindringenden getrommelt hätten. Im Cirkus hält man ſelbſt Polizei.

Dieſer Augenblick ſchien dem Direktor das Bewußtſein wiederzugeben. Mit einem Satze war er auf und hinter der Stallportière verſchwunden; gleich darauf krachte auch ſchon ein Schuß, und die Stallburſchen fanden Sanger mit zerſchmettertem Schädel in der Box ſeines Schulpferdes „Mayflower" liegend. Seine Hand hielt feſt umklammert den noch rauchenden Revolver. Der Direktor hatte ſich auf dieſe Weiſe der irdiſchen Gerechtigkeit und ſeiner eigenen Seelenqual entzogen.

Macdonald entfernte ſich tief ergriffen aus dem Cirkus, nachdem er Grey den Befehl zur ſofortigen Fütterung der Löwen gegeben hatte. Und das Publikum ſtand dabei und ſchrie unaufhörlich „Bravo!" wenn die langen weißen Zähne der Thiere ſich in die Fleiſchſtücke ſenkten.

Das war das Ende der Vorſtellung und des Cirkus Sanger.

— — — — — — — — — — — —

In den nächſten Stunden hatte ich Gelegenheit, das würdige Benehmen der Frau Sanger zu bewundern. Sie weinte nicht, ſie geberdete ſich nicht wie eine Tiefbetrübte, denn ſie war durch ihren Gatten zu lange Zeit mißhandelt worden, aber ſie wich nicht von der Seite der Leiche, ordnete Alles ſelbſt mit bebender Stimme an und entfernte ſich nur, um den Todten nach der Leichenhalle bringen zu laſſen.

Später verkaufte ſie den werthvollen Cirkus und zog ſich in eine kleine Stadt zurück.

Und Maud?

Es muß ein großes, unerſchütterliches Gefühl geweſen ſein, welches Macdonald trieb, das Kind zu ſich zu nehmen. Frau Sanger gab es nach einigen Verhandlungen gern her; nahe hatte das Kind einer Anderen ihrem Herzen ja doch nie geſtanden. —

Zehn Jahre ſpäter, längſt, längſt lagen die ſoeben geſchilderten Vorgänge mir wie in grauer, nebelhafter Ferne, und längſt ruhte ich von einem wilden, ſtürmiſchen Vagabundenleben aus, da trat eines Tages ein großer, graubärtiger Herr in Begleitung einer ſchwarzäugigen, ſchlanken jungen Dame bei mir ein, als ich gerade meinen Stall revidirte. Es waren Macdonald und Maud.

„Wildes Blut!“ meinte lächelnd der alte Bändiger, als Maud die weißen Arme um den Hals meines Hengſtes legte und ſich lachend von dem unwillig bäumenden Thiere emporziehen ließ. „Wildes Blut, wie wir es auch einſt hatten, mein Kamerad. Doch ich bin grau und alt geworden, und Sie ſind — verheirathet!“

Schuldbewußt.

Kriminalnovelle von **Paul Blumenreich.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein merkwürdiger Vorfall erregte die Bevölkerung der ſonſt ſo ruhigen Kleinſtadt. Hier, wo Jeder den Anderen kannte, wo es, ſozuſagen, keine Geheimniſſe gab, hier mußte die ſonderbare Geſchichte Allen zu denken geben. Und in der That, ganz Neuſtadt beſchäftigte ſich mit der Löſung des Räthſels — wobei leider nichts herauskam.

Geſtern früh, noch bevor der amtliche Verkehr eigentlich eröffnet war, erfuhr der Bürgermeiſter und Polizeivorſtand von Neuſtadt, daß in der verfloſſenen Nacht der ihm wohlbekannte alleinſtehende Holzhändler Auguſt Soberski vor ſeinem Bette todt aufgefunden worden war.

Einem der beiden Stadtpoliziſten, der eben an dem Soberski'ſchen Holzhofe vorüberging, war dieſe Thatſache behufs weiterer Veranlaſſung von dem Buchhalter des ſo plötzlich aus dem Leben Geſchiedenen, einem gewiſſen Bolten, gemeldet worden. Pflichtſchuldigſt hatte ſich der Beamte auf den Schauplatz des Unglücks, in das Schlafzimmer Soberski's begeben und hier durch Augenſchein Folgendes feſtgeſtellt.

Der Leichnam lag, bis auf das Hemd entkleidet, etwa zwei Schritte vor dem offenbar benützten Bett, platt auf dem Rücken; äußere Verletzungen waren auf den erſten

Blick hin nicht wahrnehmbar. Auch zeigten ſich im Zimmer keinerlei auffällige Spuren. Schränke und Kommode waren wohlverſchloſſen; auf dem Nachttiſchchen vor dem Bette lag des Verſtorbenen goldene Uhr, ſein Portemonnaie. Ein rieſiges Schlüſſelbund, an welchem auch der Schlüſſel zu dem im gleichen Raume untergebrachten großen, eiſernen Geldſchranke hing, lag nahe der einzigen, in's Schlafzimmer führenden Thür am Boden. Der Gedanke an ein Verbrechen wäre auf dieſen Befund hin vollkommen ausgeſchloſſen geweſen, wenn nicht neben dem Todten der lebloſe Körper des in der ganzen Stadt bekannten Soberski'ſchen Hündchens gefunden worden wäre — blutbeſpritzt, mit eingeſchlagenem Schädel.

Der Poliziſt that, was in ſolchem Falle allein richtig iſt; er verſchloß das Zimmer ſorgfältig und beeilte ſich, ſeinem Vorgeſetzten Meldung zu machen. Daß ärztliche Hilfe hier nicht mehr angebracht war, hatte der Beamte erkannt. Soberski's Körper war bereits ſtarr und erkaltet.

Der Bürgermeiſter nahm dieſen, mit vorſchriftsmäßiger Kürze erſtatteten Bericht entgegen, während er bei der Frühtoilette war. In wenigen Minuten war der gewiſſenhafte Mann fertig und befand ſich auch ſchon in Begleitung des Poliziſten auf dem Wege zum Soberski'ſchen Holzhofe, wo er die Angaben ſeines Untergebenen auf's Genaueſte beſtätigt fand. Sofort ordnete er einen Boten ab, der den zwei Meilen von hier amtirenden Staatsanwalt verſtändigen ſollte. Ein zweiter berief den einzigen Arzt von Neuſtadt zur Stelle, damit womöglich ſogleich die Todesurſache feſtgeſtellt werde. Bis der Doktor und der Staatsanwalt kamen, ſollte nichts angerührt werden.

Während ſolchermaßen das Erforderliche mit Umſicht eingeleitet war, bemühte ſich der Bürgermeiſter, ſchon ſeinerſeits Licht in die Sache zu bringen, indem er zur Vernehmung des Buchhalters Bolten ſchritt. Von dieſem allein

war zunächſt etwas zu erfahren. Was er hier hörte, war ihm freilich im Weſentlichen ſchon bekannt.

Der alte Soberski, ein reicher, etwas wunderlicher Mann, betrieb auf ſeinem Grundſtück ſeit Jahrzehnten einen ausgedehnten Holzhandel. Hinter dem altmodiſchen kleinen Wohnhauſe, in welchem ſich außer dem Komptoir, dem erwähnten Schlafzimmer und noch einem, von Soberski benutzten Raum, auch die Wohnung des Buchhalters befand, dehnte ſich ein großer Lagerplatz aus, der nach der Feldſeite hin durch eine hohe Mauer abgeſchloſſen war. Nachts wurden hier zwei rieſige Doggen losgelaſſen. Von dieſer Seite her konnte Niemand in das Haus dringen, es ſei denn, daß ihn die Hunde gekannt hätten. Ein dritter Hund, jener, der nun verendet neben ſeinem Herrn lag, kam nur ſoweit in Betracht, als Bello zwar ein gutmüthiges, aber überaus wachſames Thierchen war, ein allerliebſter brauner Seidenpinſcher, der aus der Zucht eines in Neuſtadt lebenden leidenſchaftlichen Hundefreundes ſtammte.

Bello, ſchon bei Jahren, that Niemanden etwas zu Leide; auch Fremde pflegte er nur anzubellen, gleichſam, um ſeinen Herrn, dem er auf Schritt und Tritt folgte, auf ſie aufmerkſam zu machen. Was ihn von anderen Zierhunden unterſchied, war, daß er auch die täglich im Hauſe Verkehrenden, auch die ihm genau bekannten Perſonen oft recht heftig anfuhr, ſobald ſie ſeinem Herrn allzu nahe kamen. Man mußte daher Soberski immer drei Schritte vom Leibe bleiben, wollte man nicht eine ſehr vernehmbare Willensäußerung des Pinſchers herbeiführen.

Das Alles leitete zu dem Schluß, daß Jemand in der Nacht bei Soberski eingedrungen war, daß der Hund „gemeldet“ und ſeine Pflichttreue mit dem Leben bezahlt hatte.

Es ſtand nur noch die Frage offen, wer der Eindring-

ling geweſen ſein konnte. Ein Raubanfall erſchien ausgeſchloſſen. Welcher Räuber hätte, nachdem der Hund einmal beſeitigt war, und Soberski kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, die koſtbare Uhr, das wohlgefüllte Portemonnaie liegen laſſen? Auch ſonſt wies nicht das leiſeſte Zeichen auf einen geplanten oder gar ausgeführten Raub hin.

Vielleicht aber kam man der Sache näher, wenn man an einen Akt der Rache, an eine geplante Erpreſſung oder an Aehnliches dachte. Denn ein Unbekannter war zweifellos im Spiele, ſelbſt wenn ſich ergeben ſollte, daß Soberski eines natürlichen Todes geſtorben war.

Wie ſtand es denn um die perſönlichen Verhältniſſe des Verſtorbenen?

Soberski war ein weltſcheuer, alter Junggeſelle, ein Mann von über ſiebzig Jahren, der ſich ſchon ſeit mehr als einem Menſchenalter — vermuthlich weil er einmal ſchwer getäuſcht worden war — ganz in ſich ſelbſt zurückgezogen hatte. Von ſeinen wenigen Verwandten war nur ein Sohn ſeiner jüngſten Stiefſchweſter am Leben geblieben; und für ihn ſchien ſich der alte Herr noch einmal erwärmen zu wollen. Leopold Dahlmann ſtand heute im zwanzigſten Lebensjahre und hatte eben die Univerſität bezogen. Der Onkel Soberski war ſchon damals lebhaft für ihn eingetreten, als Leopold eines Tages verwaist daſtand. Auf ſeine Koſten wurde der Knabe einer Erziehungsanſtalt übergeben, wie auch jetzt die Mittel zu ſeiner ferneren Ausbildung vom Onkel zur Verfügung geſtellt worden waren.

Anfangs, als Leopold noch ſeine Ferien in Neuſtadt verbrachte, ſtanden die Beiden ſehr gut miteinander. Soberski nahm regen Antheil an Allem, was den Jüngling betraf; er bereitete ihm allerlei Ueberraſchungen, wenn er zu Beſuch kam, wurde auch für Andere wieder zugänglicher. Aber es mußten ſich mit der Zeit Dinge ereignet haben,

welche dem jungen Manne das Herz seines Wohlthäters nach und nach völlig entfremdeten.

Jetzt war Leopold schon seit drei Jahren nicht hier gewesen. Der für ihn ausgesetzte Betrag wurde mit großer Pünktlichkeit alle Vierteljahr einem Bankier in der Hauptstadt überwiesen; Gesuche um besondere Zuschüsse, die der junge Mann wiederholt an seinen Oheim richtete, waren regelmäßig abgewiesen und zuletzt gar nicht mehr beantantwortet worden.

Soberski hätte somit völlig vereinsamt dagestanden, wenn ihn nicht eine gewisse, wenn auch durchaus äußerliche Beziehung mit der kleinen Familie seines Buchhalters verbunden hätte.

Als nämlich das Greisenalter sich bemerklich zu machen begann, vor reichlich einem Jahrzehnt, da fing Soberski an, sich recht unbehaglich zu fühlen in seinem einsamen Häuschen. Mit Dienern und Dienerinnen hatte der alte Herr unangenehme Erfahrungen gemacht. Das Essen in dem einzigen guten Gasthofe von Neustadt schmeckte ihm nur noch ausnahmsweise; allerlei körperliche Beschwerden plagten ihn — wie manches Mal wäre er am liebsten gar nicht ausgegangen! Wie oft beneidete er die Holzknechte und Kutscher, denen die Frau oder ein Kind die einfache Mahlzeit zum Arbeitsplatze brachte. Kurzum, er beschloß, sich auch eine Art von Familie zu begünden. Aber er that es mit zögernder, ängstlicher Hand, wie ihn denn seine üble Meinung von den Menschen allmälig zu einem richtigen Geizhalse gemacht hatte. Nur, wer die Menschen haßt, kann dazu gelangen, ihnen nichts zu gönnen.

Die Komptoirarbeiten versah neben dem bis an sein Lebensende immer fleißigen Soberski ein Mann, der damals, also vor zehn Jahren, schon in gewissem Grade das Vertrauen seines Prinzipals besaß. Wilhelm Bolten war mit kaum achtzehn Jahren von Soberski angestellt

worden. Er war armer Leute Kind, hatte zahlreiche Geſchwiſter und war froh, einen, wenn auch noch ſo ſchlecht bezahlten Platz zu finden. Konnte er nun doch ſeine Eltern, die ihm unter ſchweren Opfern bis hierher geholfen, eine Stütze ſein. Wirklich lebte er auch in dem armſeligen Hauſe ſeines Vaters, begnügte ſich damit, an dem kärglichen Tiſche ſatt zu werden, ſich anſtändig zu kleiden und gab dafür bereitwillig hin, was er verdiente.

Dieſer enge, aufopferungsvolle Anſchluß an die Familie war faſt das Einzige, was Soberski an ſeinem Buchhalter nicht gefiel. Er hatte den fleißigen, gewiſſenhaften und beſcheidenen jungen Mann vom erſten Augenblick an gern gehabt; er würde ihn vollends in ſein Herz geſchloſſen haben, wenn Jener nicht gar ſo ſehr an den Seinen gehangen hätte. Das verdroß den ſelbſtſüchtigen Alten, in dem der Familienſinn längſt abgeſtorben war. Am liebſten hätte er den Buchhalter ſyſtematiſch zum Junggeſellen erzogen, dann wäre er, Soberski, doch nicht mehr allein geweſen.

Nur zu bald zeigte ſich, wie wenig auch ein reicher Mann unter Umſtänden für ſeine Wünſche thun kann. Wilhelm Bolten war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, da hatte er ſich leidenſchaftlich in ein hübſches, junges, aber armes Mädchen verliebt. Vergebens drohte ihm Soberski mit Entlaſſung, wenn er an's Heirathen dächte. Wilhelm hätte lieber das Leben hergegeben, als auf ſeine Liebe verzichtet.

Soberski dünkte ſich als der Klügere: er gab nach. Jawohl, er wollte den Buchhalter in ſeinem Dienſte belaſſen; er wollte ihm ſogar die Mittel zu einer, natürlich ſehr billigen Einrichtung vorſtrecken. Aber er knüpfte daran die Bedingung, daß Wilhelm Bolten mit ſeiner jungen Frau hierherzöge auf den Holzplatz. Auf das kleine Häuschen, das bis dahin Soberski allein bewohnt hatte, ſollte

ein Stockwerk aufgesetzt werden — zwei Zimmer und eine Küche — und dort oben wollte mit dem jungen Paare auch er, der Prinzipal, speisen, als der Kostgänger seines Buchhalters.

Aufjubelnd vor Glückseligkeit nahm Bolten den ihm so großherzig erscheinenden Vorschlag seines Brodherrn an, und ein halbes Jahr später hätte der junge Gatte seine beiden Stübchen nicht mit einem Königsschlosse vertauscht.

Eine Zeitlang ging auch Alles vortrefflich. Wilhelm Bolten war womöglich noch fleißiger, noch unermüdlicher als zuvor, und auch der alte Soberski schien sichtlich zufrieden. Er hatte seinem Buchhalter eine kleine Zulage gewährt, zog den bewilligten Vorschuß in geringen Beträgen ab und zahlte für seine Verpflegung einen zwar sehr genau bemessenen, aber doch leidlich hinreichenden Preis.

Wenn die junge Frau gelegentlich einmal in ihrer liebenswürdigen Art scherzend bemerkte, daß sie bei dieser oder jener Mahlzeit bares Geld zusetze, dann lächelte der alte Herr vielsagend und verheißungsvoll und meinte, es sei ja noch nicht aller Tage Abend, die Ausgleichung würde sich mit der Zeit schon finden.

Nun, Soberski steuerte auf die Siebzig los; er war sehr vermögend, hatte bis auf jenen Neffen keinen Anhang — da lag es am Ende nahe, wenn man sich solche Andeutungen als eine Anweisung auf die Zukunft auslegte, und so lange das Pärchen allein blieb, genügte ja dieser ferne und unbestimmte Sichtwechsel, wenn man sich auch manches Mal gewaltig zusammennehmen mußte, um durchzukommen.

Soberski hatte begreiflicherweise nicht das allerleiseste Verständniß für die unabweisbaren Bedürfnisse des Haushalts. Noch weniger sah er ein, daß eine junge hübsche Frau — auch wenn sie noch so anspruchslos ist — mancherlei wünscht und entbehrt, was für ihn kaum dem Namen

nach exiſtirte. Völlig entſetzt aber war er, als Bolten ihm eines Tages mit der Bitte um ein Darlehen kam, weil Familienzuwachs zu erwarten ſtand.

Von dieſem Tage an datirte denn auch der Umſchwung in der Geſinnung des alten Sonderlings. Schon den bei jenem Anlaß erbetenen Vorſchuß gab er nur verkürzt, nur widerwillig her, und jedes Anwachſen des Bedarfs rief einen Kampf zwiſchen ihm und ſeinem Buchhalter hervor. Wiederholt hatte ſich dem jungen Manne die Erwägung aufgedrängt, ob es unter ſolchen Umſtänden nicht rathſam wäre, ſich eine andere, auskömmlicher bezahlte Stellung zu ſuchen. Immer aber hielt ihn eine geheime Hoffnung von dem entſcheidenden Schritte ab. Soberski, ſo tröſtete ſich Wilhelm Bolten, war ja im Grunde kein ſchlechter, kein hartherziger Menſch, nur erbittert, nur egoiſtiſch geworden durch trübe Erfahrungen, dazu ein Junggeſelle, und ſo mochte ihm der Maßſtab für die berechtigten Anforderungen einer Familie fehlen. Wenn man ſich geduldig zeigte, ſo könne ja der Lohn nicht ausbleiben, der Alte würde und müſſe ihn und ſeine Familie in ſeinem Teſtamente bedenken. Alſo nur geduldig ausharren!

Allerdings wurde es immer ſchwerer mit der Geduld. Dem erſten Kinde waren in den nächſten Jahren zwei weitere gefolgt, die freilich — faſt erſchien es den Eltern bei ihrer Armuth wie ein Glück — bald wieder ſtarben. Ella allein, die Aelteſte, war ihnen geblieben; aber dieſe Eine brauchte von Jahr zu Jahr mehr. Sie ging jetzt ſchon zur Schule, war ein reizendes, ein wenig verzogenes Ding, das die Eltern gar zu gern zierlich und niedlich herausgeputzt hätten.

Der alte Herr wurde immer unleidlicher, immer unzugänglicher auch für die allervernünftigſten Vorſtellungen. Der Kindeslärm, meinte er, hätte ihm ſeine Ruhe genommen; Krankheiten und Neugeburten und Todesfälle — Alles,

was ſich da unter ſeinem engen Dache ereignet, ſeine Nerven aufgeregt, ſeine Behaglichkeit verſcheucht. Seine böſe Laune wurde mit der Zeit geradezu unerträglich.

Längſt nahm er ſeine Mahlzeiten nicht mehr oben bei Boltens ein; man brachte ihm dieſelben herunter. Natürlich hatte er jetzt auch an der Güte, an der Auswahl der ihm vorgeſetzten Speiſen ſtetig herumzunörgeln.

Immer mehr verkroch er ſich in ſich ſelbſt. Mit ſeinem Neffen ſchien er völlig gebrochen zu haben. Und auch Wilhelm Bolten hörte ihn nur noch in mürriſchem, zänkiſchem Tone vom Geſchäft reden.

Ella war nun zehn Jahre alt geworden. Die Noth, unter welcher der mit Arbeit überhäufte Buchhalter des reichen Mannes litt, wurde faſt zuſehends größer, ſie wuchs, jemehr die Kränklichkeit der jungen Frau zunahm. Ueberdies hatten ſich ja in ſo langer Zeit alle Preisverhältniſſe geſteigert, während das Einkommen Bolten's noch immer daſſelbe geblieben war, wie damals, als er hoffnungsfroh ſein junges Weib heimführte.

Wiederholt waren in letzter Zeit heftige Zuſammenſtöße zwiſchen Soberski und ſeinem Buchhalter vorgekommen. Ein Grund dafür ergab ſich immer. Einmal hatte Soberski zum Beiſpiel wie ein Raſender gezetert, weil er die Tochter Bolten's mit ſeinem Hündchen, mit Bello, ſpielend gefunden hatte.

Ernſter, als je zuvor, ging Wilhelm Bolten jetzt mit dem Plan um, ſeine Stellung aufzugeben. Nur konnte das gerade in der nächſten Zeit nicht geſchehen, da ſeine Frau ſich in einem Zuſtande befand, der keinerlei Aufregung zuließ.

So ſah er ſich denn in einer troſtloſen Zwangslage — er wußte nicht mehr ein noch aus ...

* * *

Der Staatsanwalt, der Unterſuchungsrichter, ein

Protokollführer und der Arzt waren am Thatorte erſchienen.

Aber die Behörde fand keinen Anlaß, einzuſchreiten.

Mit voller Sicherheit konnte der Arzt nach eingehendſter Beſichtigung erklären, daß ein Herzſchlag dem Leben Auguſt Soberski's ein jähes Ende geſetzt hatte. Dafür ſprachen untrügliche, von der Wiſſenſchaft als unanfechtbar anerkannte Merkmale. Auch war die ganze Konſtitution des zur Beleibtheit neigenden, kurzhalſigen Greiſes ganz dazu angethan, ſolch' einer Todesart Vorſchub zu leiſten.

Keine Spur einer Verletzung ließ ſich feſtſtellen; auch ſonſt lag nicht das ſchwächſte Anzeichen für einen gewaltſamen Eingriff vor.

Der Unterſuchungsrichter, den der Fall lebhaft intereſſirte, fragte den Buchhalter Bolten, ob er in der Lage ſei, über die Vermögenslage Soberski's Auskunft zu geben. Vielleicht lag doch ein Diebſtahl vor, bei deſſen Entdeckung die tödtliche Kataſtrophe eingetreten war.

Sehr korrekt antwortete der wohl infolge der Erregung etwas blaſſe Bolten: „Mein Prinzipal führte perſönlich ein kleines Hauptbuch, und er hat wiederholt mit Stolz darauf hingewieſen, daß man aus demſelben mit einem einzigen Blick eine genaue Ueberſicht über ſein Vermögen haben könne."

„Und Sie wiſſen, wo ſich jenes Buch befindet?"

„Vermuthlich in der Kaſſette des Geldſchrankes, zu dem hier die Schlüſſel ſind."

Man öffnete den Geldſchrank, ließ einen benachbarten Spritfabrikanten als Sachverſtändigen kommen, und dieſer nannte der Reihe nach mehrere Summen, welche ſich in Werthpapieren, Wechſeln, Banknoten und barem Gelde vorfinden müßten. Eine ſofort vorgenommene Vergleichung ergab, daß die Kaſſe auf Heller und Pfennig ſtimmte. Noch geſtern hatte der Verſtorbene einen kleinen Ausgabe-

poſten für Briefmarken gebucht; die Marken fanden ſich bis auf zwei Stücke vor, von denen Bolten nachweiſen konnte, daß ſie geſtern Abend verbraucht worden waren.

Hier konnte von irgend einem Vermögenseingriff nicht die Rede ſein. Da aber auch der Tod Soberski's ſich auf natürliche Weiſe erklärte, ſo blieb an dem ganzen Vorgang nur ein Punkt dunkel: Wer hatte den Hund erſchlagen, und weshalb war das geſchehen?

Allein der Mord an Bello war dem Geſetze gegenüber doch nur eine Sachbeſchädigung, und wegen einer ſolchen einzuſchreiten ſah ſich die Behörde nicht veranlaßt.

Soweit waren die Verhandlungen gekommen.

Der Leichnam war inzwiſchen aufgebahrt worden. Auch den todten Bello ſchaffte man hinaus, eben als Ella aus der Schule kam. Die Kleine fiel ſchluchzend über ihren blutbefleckten Geſpielen her. Man hatte Mühe, ſie davon loszureißen. Vielleicht war es das erſte Mal in ihrem Leben, daß der Vater ſie heftig anfuhr.

„Plärre nicht wegen des dummen Hundes!“ rief er ihr zu.

Er war völlig verſtört. Die Augen in ſeinem bleichen, man hätte ſagen können übernächtigen Geſicht lagen tief in den Höhlen und funkelten, als hätte er Fieber.

Die Kommiſſion hatte ſich in das Komptoir begeben, um dort das Protokoll aufzunehmen. Der Bürgermeiſter, der Arzt, der Spritfabrikant und der Poliziſt hatten das Schriftſtück unterzeichnet. Und nun ſetzte auch Wilhelm Bolten mit leiſe bebender Hand ſeinen Namen darunter.

Die Angelegenheit war erledigt.

Jetzt zog der Gerichtsſchreiber einen großen mit dem Amtsſiegel verſchloſſenen Brief hervor, und begann: „Sobald an Gerichtsſtelle das Ableben des Herrn Auguſt Soberski bekannt wurde, erhielt ich den Auftrag, das bei Gericht hinterlegte Teſtament des Verſtorbenen hierher

mitzunehmen und es vor Zeugen zur Verleſung zu bringen. Die Herren haben wohl die Güte, dieſem Akte beizuwohnen."

Ueber das todesmatte Geſicht Wilhelm Bolten's glitt es wie ein belebender Schimmer. Mit angehaltenem Athem lauſchte er dem, unter Wahrung aller Formalien vor ſich gehenden Vorgange.

„Sind Sie Alle ſicher," fragte der Beamte, „daß der Verſtorbene wirklich der vormalige Holzhändler Ernſt Auguſt Soberski war, der am 4. Januar 1818 zu Stettin geboren und ſeit mehr als dreißig Jahren hier anſäſſig geweſen iſt?"

Nachdem Alle mit „Ja" geantwortet, ſich auch durch Augenſchein überzeugt hatten, daß das Siegel unverletzt war, erfolgte die Oeffnung des Umſchlags und die Verleſung des Aktenſtückes. Sein Inhalt lautete mit Hinweglaſſung des hier Ueberflüſſigen, alſo:

„Ich habe den heutigen Tag gewählt, um meine letztwilligen Verfügungen zu treffen, weil mein noch verfügbares Vermögen ſich gerade heute auf die runde Summe von fünfhunderttauſend Mark beziffern läßt. Etwa noch eintretende Veränderungen in meinem Beſitzſtande werden jederzeit aus dem von mir ſelbſt geführten ‚Kleinen Hauptbuche' zu erſehen ſein, welches ſich im Treſor meines Geldſchrankes vorfinden muß.

Erbberechtigte leibliche Verwandte hinterlaſſe ich nicht. Der Sohn meiner Stiefſchweſter, Leopold Dahlmann, dem ich urſprünglich mein Geſchäft vererben wollte, der ſich aber eigenwillig meinen Abſichten widerſetzte, indem er nicht Kaufmann wurde, ſondern ſich dem Studium der Rechte zuwandte, will ich zunächſt nicht bedenken. Wenn er jedoch bis zu ſeinem dreißigſten Geburtstage niemals mit dem beſtehenden Rechte in Konflikt gekommen ſein wird, mag er aus dem, meinem Teſtament beigefügten verſchloſſenen Schreiben erkennen, daß ich es gut mit ihm gemeint habe. Könnte er aus irgend einem Grunde dieſen

Brief nicht erheben, oder hätte er nach dem Geſagten keinen Anſpruch darauf, ſo ſoll der Staat das Schreiben öffnen und nach meinem Willen verfahren.

Den geſammten Beſtand meines buchmäßig nachzuweiſenden Vermögens vermache ich meinem Buchhalter Wilhelm Bolten, als Lohn dafür, daß er treu bei mir aushielt . . ."

Bei dieſen Worten wankte Bolten und ſank, am ganzen Körper zitternd, in einen Stuhl. Er hörte auch wohl kaum, daß dieſes merkwürdige Teſtament noch eine Schlußbeſtimmung enthielt, durch welche ihm, als Univerſalerben, die Verpflichtung auferlegt wurde, den Pinſcher des Erblaſſers, den kleinen Bello, bis an's Lebensende treulich und liebevoll zu pflegen.

Der Staatsanwalt und der Unterſuchungsrichter, denen ſchon vorher das erregte Weſen Bolten's aufgefallen war, wechſelten einen Blick des Einverſtändniſſes. So, wie ſich hier der Erbe einer halben Million betrug, ſo wird man nicht von der Freude getroffen! Kein Zweifel — dieſer Mann kannte oder ahnte den Inhalt des Teſtaments und Niemand anders als er war es, der den Tod des Erblaſſers herbeigeführt hatte. Niemand als er hatte ein Intereſſe an dem Ableben Auguſt Soberski's. — —

Eine Stunde ſpäter wurde Bolten verhaftet.

Die mit peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit gepflogene Unterſuchung führte jedoch zu keinem Ergebniß. Aus der benachbarten Univerſitätsſtadt waren mehrere Aerzte nach Neuſtadt entſendet worden, um eine Obduktion der Leiche Auguſt Soberski's vorzunehmen. Und Wort für Wort wurden die Angaben des Neuſtädter Doktors beſtätigt: der Dreiundſiebzigjährige war einfach einem Herzſchlage erlegen.

Man ſtellte aber auch feſt, wie das Hündchen um's Leben gekommen war. Die Verletzungen an dem kleinen

Schädel wieſen auf einen Schlag oder Stoß mit einem harten Gegenſtande hin. Nach einigem Suchen gelangte der Gerichtsarzt zu der Annahme, daß dieſer Schlag vermuthlich mit dem großen Schlüſſelbunde geführt worden war, welchen man am Boden liegend gefunden hatte. Und nun ergab ſich eine ganz natürliche Löſung.

Der Verſtorbene, ein mißtrauiſcher, auch nicht eben feſtſchlafender Mann, glaubte ein verdächtiges Geräuſch gehört zu haben, griff nach ſeinem, auf dem Nachttiſche liegenden Schlüſſelbund und ſtand auf, um der Störung nachzuſpüren. In dieſer Abſicht hatte ihn das aus dem Schlafe aufgeſcheuchte Hündchen durch unzeitiges Gebell geſtört und nun ſchlug Soberski in der Dunkelheit nach dem Thierchen. Vielleicht auch war der Schlag nur eine unfreiwillige Bewegung geweſen, hervorgerufen durch die Beängſtigungen, welche die ſtockende Herzthätigkeit verurſacht hatte.

Zu alledem fehlte es auch an dem geringſten Nachweis oder nur Anhalt dafür, daß der Angeſchuldigte wirklich Kenntniß gehabt hatte von dem Inhalt des Teſtaments. Man mußte alſo Bolten, als durchaus unverdächtig, auf freien Fuß ſetzen und das Verfahren einſtellen.

— — — — — — — — — — — —

Neuſtadt wäre wieder vollends ruhig geweſen, wenn nicht der Tod Soberski's noch einen zweiten Todesfall faſt unmittelbar nach ſich gezogen hätte.

Frau Bolten, deren Geſundheit ohnehin ſchwer erſchüttert war, hatte die plötzliche Verhaftung ihres Gatten nur um wenige Stunden überlebt.

Und aus dem Unterſuchungsgefängniß mußte ſich der von allem Verdacht gereinigte, zu gleicher Zeit ſo reich und doch ſo arm gewordene Bolten in eine Heilanſtalt begeben, um dort Heilung zu ſuchen für die entſetzliche Nervenzerrüttung, in welche ihn die ſchnell aufeinander folgenden Aufregungen geworfen hatten.

2.

„Komm, Muzi, komm, mein liebes Hündchen!“ ſo rief eine helle, fröhliche Mädchenſtimme in den Straßenlärm hinein.

Der niedliche, braune Seidenpinſcher aber, dem dieſes Locken galt, widerſtrebte beharrlich den Bemühungen einer eleganten jungen Dame, die ihn an einem Schnürchen führte. Bis hierher war das Thierchen ihr leidlich gefolgt, freilich mehr gezwungen als aus freiem Willen. Plötzlich aber, an einer ſehr belebten Straßenecke, war Muzi ſtehen geblieben und ſtemmte ſich nun mit allen Kräften dagegen an, ſich weiterzerren zu laſſen.

Ein der Dame entgegenkommender Herr hatte den Hund angerufen: „Bello! Bello! Da biſt du ja!“

Und nun ſprang Muzi wie beſeſſen an dem Herrn empor, allen Lockrufen und ſogar der ſanften Gewalt, die von der anderen Seite angewandt wurde, zum Trotze.

Die junge Dame war außer ſich vor Verlegenheit, denn ſchon hatte ſich eine Gruppe von Neugierigen um ſie gebildet.

„Dieſer Hund gehört mir — er iſt mir geſtohlen worden!“ erklärte der Herr entrüſtet.

Sie wäre am liebſten vor Scham und Beſtürzung in die Erde geſunken; Thränen traten ihr in die Augen, und ſchon wollte ſie die rothſeidene Schnur fahren laſſen, als ein zweiter Herr, ſehr verbindlich den Hut ziehend, ſich ihr näherte.

„Rechtsanwalt Dahlmann,“ ſagte er, ſich vorſtellend, „wollen Sie mir geſtatten, daß ich Sie zu einer Droſchke führe?“ Und mit einer Wendung zu dem angeblichen Beſitzer des Hundes fuhr er fort: „Ich habe die Ehre, dieſe Dame zu kennen. Wenn Sie etwas von ihr wünſchen, muß ich Sie bitten, mich in mein Bureau zu begleiten —

ganz hier in der Nähe, Kronenſtraße 37. Dort wird ſich die Sache zweifellos aufklären! Hier iſt offenbar kein geeigneter Ort zu Auseinanderſetzungen irgend welcher Art."

Ohne noch eine Antwort von einer der beiden Parteien abzuwarten, winkte er einem eben leer vorüberfahrenden Kutſcher, geleitete die junge Dame zum Wagen, nicht ohne zuvor das bellende Hündchen mit einem energiſchen Griff erfaßt zu haben. Er hob das Thier in die Droſchke, nannte die Adreſſe, und der Wagen fuhr unter dem Gelächter der Umſtehenden davon. Das Publikum ſtimmt immer dem momentanen Erfolge zu.

„Das iſt doch aber empörend," fuhr jetzt der erſte Herr den jungen Rechtsanwalt an, „wie kommen Sie dazu —"

„Ich ſagte Ihnen ja, daß ich die Dame kenne: Fräulein Ella Bolten, deren Vater ich vielfach vertrete. Ich bat Sie ſchon, ſich zu mir bemühen zu wollen."

„Fällt mir gar nicht ein!" verſetzte der Andere grob, „ich werde mein Recht auch ohne Sie finden. Ella Bolten, ſagten Sie?"

„Thiergartenſtraße 108," ergänzte der Anwalt.

„Nun, das Weitere findet ſich," ſchloß Jener und ſchritt ohne Gruß davon.

Ella Bolten fuhr inzwiſchen nach Hauſe. Muzi hatte ſich beruhigt unter ihren Schmeichelworten, und auch ſie ſelbſt, jung und heiter, wie ſie war, hatte das kleine Abenteuer faſt vergeſſen. Waren doch alle ihre Gedanken bei dem jungen Manne, der ſich ſo ritterlich ihrer angenommen hatte.

Alſo das war Leopold Dahlmann, der Sachwalter ihres Vaters, der Neffe des guten, alten Soberski! Denn von dem Verſtorbenen war ihr nur das Eine in Erinnerung geblieben, daß er der Wohlthäter ihres Vaters geweſen.

Zwar der Vater ſprach nicht gern von ihm, aber Ella war ja damals, als die große Veränderung in

ihrem Schickſal eintrat, ſchon ein verſtändiges Kind, ein Mädchen von zehn Jahren geweſen. O, ſie erinnerte ſich ganz genau jener furchtbaren Tage, in denen nach dem Tode Soberski's der Vater in's Gefängniß geführt wurde, die Mutter vor Schreck und Aufregung ſtarb, und ſie ſelbſt zu fremden Leuten in Penſion kam. Ein ganzes Jahr lang ſah und hörte ſie nichts von dem Vater, als daß er krank ſei. Endlich — endlich ließ man ſie zu ihm. Aber ſie hätte ihn kaum wiedergekannt, ſo ſehr hatte die Krankheit an ihm gezehrt.

Langſam, ganz langſam, erholte er ſich. Inzwiſchen war jener große Umſchwung in den Verhältniſſen eingetreten. Auf Schritt und Tritt ließ man ſie merken, daß ſie eines reichen Mannes Tochter ſei. Kein Wunſch wurde ihr verſagt, keine Laune ihr verargt. Sie wuchs auf wie eine kleine Prinzeſſin.

Der Vater hatte ſich, ſo wollten es die Aerzte, von allen Geſchäften zurückgezogen, hatte die ererbten Liegenſchaften verkauft und war auf Reiſen gegangen.

Und endlich an ihrem ſechzehnten Geburtstage war er gekommen, ſie aus der Penſion zu holen. Er hatte ſich ein hübſches kleines Landhäuschen erbaut draußen im Park, dicht vor den Thoren der großen Stadt, und dorthin entführte er nun ſeine Tochter, die er über Alles in der Welt liebte, die ihn vergeſſen machen ſollte, was er erlitten.

Wirklich gelang es dem frohen, ſonnenhellen Kinde, den Vater aufzuheitern. Er ſchien ſich förmlich zu verjüngen ſeit dem Tage, wo Ella heimgekehrt war. Er begann wieder Antheil zu nehmen an ſeiner Umgebung, arbeitete in ſeinem großen Garten, lauſchte, wenn Ella ſang oder ſpielte, kurz, das Glück, die Ruhe waren endlich gefunden.

Die Verwaltung ſeines Vermögens hatte Wilhelm Bolten

jenem jungen Anwalt übertragen, der eigentlich nähere Anwartschaft gehabt hätte, als er, den reichen Soberski zu beerben. Irgend eine andere Entschädigung anzunehmen, hatte sich Doktor Dahlmann entschieden geweigert.

„Mein Onkel wußte, was er that, ich will ihn nicht noch im Tode ärgern," sagte der junge Mann.

Gewundert hatte sich Ella manches Mal, weshalb der Vater seinen Sachwalter nicht auch zu privatem Verkehr in's Haus rief. Nur ganz gelegentlich, wenn Jener einmal mit einer Abrechnung oder einem wichtigen Vorschlage kam, hatte sie ihn flüchtig gesehen. Erst heute war er ihr wirklich näher getreten. O, sie bewunderte ihn, und der Vater war ihm jetzt auch zu Dank verpflichtet — er mußte ihn einladen. Gewiß war Doktor Dahlmann musikalisch, und dann konnte man vierhändig mit ihm spielen.

Der Vater versagte ihr ja nicht leicht einen Wunsch. Was hatte sie nicht Alles bei ihm durchgesetzt! Das Vogelhaus, das Wägelchen, der Wasserfall im Garten — Alles war eigentlich nur auf ihr Betreiben angeschafft worden. Was ihr seit einiger Zeit noch mehr Vergnügen bereitete, war ein gewisser Wohlthätigkeitssport. Sich so irgendwo auf der Straße ein armes zerlumptes Kind auflesen, es mit nach Hause nehmen, baden lassen und von Kopf bis Fuß neu und niedlich anziehen und dann das verdutzte kleine Ding seiner noch verdutzteren Mutter zuführen — das war ein großes Vergnügen! Und sie durfte Alles — zu Allem gab der Vater bereitwillig die Mittel her.

Neulich wurde ihr auch durch Zufall ein Wunsch erfüllt, dem der Vater bisher immer einen stillen Widerstand entgegensetzte: sie hatte nun auch ein Hündchen — fast das Einzige, was ihr noch zu wünschen geblieben war.

Und sonderbar genug war die Art, wie sie zu dem allerliebsten Thierchen gekommen war.

Neustadt, ihr Heimathsstädtchen, lag gar nicht weit ab

von der Reſidenz, in der ſie nun wohnten. In knapp einer Stunde war es mit der Eiſenbahn zu erreichen, und Bolten machte dort von Zeit zu Zeit einen Beſuch, um die Gräber ſeiner Lieben neu zu ſchmücken.

Vor einigen Tagen nun war Ella mit dem Vater in ihrem Ponywägelchen hinüberkutſchirt. Das gab ein Aufſehen, als das zierliche Geſpann über das holperige Pflaſter von Neuſtadt raſſelte. Vorn auf dem Kutſchbock ſaß Ella, die Zügel führend, und im Wagen Herr Bolten, der übrigens hier in hohem Anſehen ſtand, da er ſeither ſchon Mancherlei für die Stadt gethan hatte.

Auf der Rückfahrt wurde ein kleiner Hund, der bellend an den Pferden emporgeſprungen war, von dem einen derſelben getreten. Ella hielt das Wägelchen an und ſprang leichtfüßig von demſelben, um mitleidig nach dem Thierchen zu ſehen, das winſelnd zur Seite geflogen war.

Vergebens rief und lockte ſie — der Hund kauerte in einer Mauerecke. Eben kam ein Arbeiter vorüber, der Herrn Bolten kannte. Er zog die Mütze, und als er Ella rufen hörte, mochte er wohl glauben, der Hund gehöre ihr. So ſprang er hinüber, ergriff das zitternde Thierchen und hob es in den Wagen.

„Ach Papa — Papa," bat Ella, „das iſt ein glücklicher Zufall — das Hündchen mußt Du mir kaufen! Ich hatte mir ſchon ſo lange eines gewünſcht!"

„Nicht doch, mein Kind," wehrte der Vater ab, „ich weiß ja nicht einmal, wem er gehört!"

„O, der treibt ſich ſchon tagelang hier herum — der kommt ja auf der Straße um," meinte der Arbeiter, „nehmen Sie ihn nur mit!"

„Bitte, bitte, Papachen!" ſchmeichelte Ella.

Bolten, der ſchon vorher nach einer kleinen Münze geſucht hatte, um dem dienſtbereiten Mann ein Trinkgeld

zu geben, reichte ihm nun einen Thaler hin und ſagte: „Meinetwegen denn — auf Ihre Verantwortung!“

Und ſie hatten den Hund mitgenommen.

Als Ella heute dem Vater von ihrem Begegniß erzählte, wurde er ſehr ernſt.

„Du hätteſt dem Herrn ohne Weiteres den Hund zurückgeben ſollen,“ ſagte er.

„Das wollte ich ja auch! Aber Herr Rechtsanwalt Dahlmann kam dazwiſchen und hinderte mich daran. Und dann — Du haſt ihn ja gekauft! Haſt ihn doch jenem Manne bezahlt, der ihn Dir in den Wagen gab. Wer weiß, ob ſich der Herr auf der Straße nicht irrte, ob das wirklich ſein Bello war, wie er ihn nannte.“

Diesmal ſchrak der Vater leicht zuſammen.

„Bello — Bello heißt der Hund?“ rief er.

Und Muzi kam, als er ſeinen altgewohnten Namen nennen hörte, herbei und wedelte mit dem Schweif.

„Gut denn,“ ſagte Bolten nach einer Pauſe, „gut denn — wir wollen ihn behalten und ihn treu und liebevoll pflegen bis an ſein Ende!“

Ella ſchaute ganz verwundert auf. Sie hatte den Vater ſeit langer Zeit nicht mehr ſo ernſt geſehen, wie eben in dieſem Augenblick.

* * *

„Mein Himmel — was iſt Ihnen denn begegnet, Herr Bolten?“

Mit dieſer Frage empfing Doktor Dahlmann ſeinen Mandanten, der eben ganz bleich und verzagt bei ihm eintrat.

Er rückte dem augenſcheinlich ſchwer leidenden Manne einen Seſſel zurecht und ließ ihm Zeit, ſich zu faſſen.

„Iſt irgend ein Unglück geſchehen?“ wiederholte er nun.

„Leſen Sie!“ ſagte Bolton und zog aus der Bruſttaſche ein nach amtlicher Form länglich zuſammengefaltetes Schriftſtück. „Leſen Sie!“

„Was ſoll denn das bedeuten?“ fragte Dahlmann kopfſchüttelnd. Vor ihm lag eines jener, mit dem entſetzlichen Lakonismus des Amtsſtyls abgefaßten, zum Theil vorgedruckten Aktenſtücke folgenden Inhalts:

„In der Unterſuchungsſache wider Sie wegen Diebſtahls werden Sie hiermit aufgefordert, am 8. September d. J., Vormittags 9 Uhr vor dem Unterſuchungsrichter Herrn Haſſelmann, Zimmer Numero 28 im Kriminalgerichtsgebäude, zu erſcheinen. Im Falle Ihres Ausbleibens wird Ihre zwangsweiſe Vorführung angeordnet werden.“ Und unten hieß es: „An die unverehelichte Ella Bolten, hier.“

„Niederträchtig!“ fuhr der Anwalt empört auf. „Da läuft irgend eine unſinnige Anzeige — vielleicht ſogar eine anonyme — bei der Behörde ein, und das Erſte, was die hohe Obrigkeit thut, iſt, daß ſie dem Beſchuldigten in dieſer Form eine niederſchmetternde Beleidigung in's Geſicht ſchleudert!“ Und ſich wieder an Herrn Bolten wendend, bat er: „Bitte, Herr Bolten, erklären Sie mir doch . . .“

„Es kann ſich um nichts Anderes handeln, als um den Hund. Sie erinnern ſich vielleicht Ihrer Begegnung mit meiner Tochter?“

Das Geſicht des jungen Anwalts hellte ſich auf. „Alſo die Hundegeſchichte! Nun, das hat ja nichts zu bedeuten! Erzählen Sie doch einmal: wo haben Sie den Hund her?“

Bolten berichtete, wie das kleine Thier faſt von Ella überfahren worden war, wie es ihm dann ein Arbeiter — den er übrigens kenne — gebracht, und wie er dieſem einen Thaler dafür gegeben habe.

„Wenn ich die Sache richtig auffaſſe,“ meinte der Anwalt nach kurzem Bedenken, „ſo ſtehen Sie auf dem Standpunkt, daß jener Arbeiter den Hund, der herrenlos

ſich umhertrieb, an ſich nahm und Ihnen dann ſeinen Findling verkaufte? Iſt es ſo?"

Wilhelm Bolten horchte auf. Ja — ſo war es geweſen! Und wenn es ſo war, dann konnte man auch gegen ſein einziges, gegen ſein geliebtes Kind keine Unterſuchung wegen Diebſtahls einleiten!

„Weiß Ihre Fräulein Tochter von dieſer Vorladung?" fragte Doktor Dahlmann weiter.

„Wie können Sie glauben . . ."

„Nun ſo kommen Sie, mein verehrter Herr Bolten, laſſen Sie uns zum Unterſuchungsrichter eilen. Wir werden ihn ohne Mühe davon überzeugen können, daß vor Allem Fräulein Ella vollkommen außer Frage ſteht."

„Und gegen wen wird ſich dann die Unterſuchung richten?"

„Allenfalls gegen jenen Arbeiter, den man vielleicht einen ſogenannten Funddiebſtahl zum Vorwurf machen kann."

„Iſt das ein mit ſo ſchwerer Strafe belegtes Vergehen?"

„Ich glaube," beruhigte der Rechtsanwalt ſeinen Mandanten, „daß man bei dieſer Sachlage unmöglich über eine geringe Geldſtrafe hinausgehen kann!"

Einigermaßen erleichtert, erhob ſich Bolten. „So gehen wir, Herr Doktor!" —

„Halten Sie es für ſchwierig, den rechtmäßigen oder vielmehr den urſprünglichen Beſitzer des Hundes ausfindig zu machen?" fragte Bolten, während ſie Beide zum Gerichtsgebäude gingen.

„Durchaus nicht, dürfte er doch mit dem Denunzianten identiſch ſein. Nur erſchiene es mir bedenklich, mit dem Manne jetzt in Unterhandlung zu treten."

„Wieſo bedenklich?"

„Weil in jedem Angebot, das Sie ihm machen, ein Zu-

geſtändniß läge — eine Anerkennung der von ihm geltend gemachten Anſprüche."

„Könnte er denn ſeinen Antrag nicht zurückziehen, wenn man ihm entweder den Hund zurückgäbe oder ihm denſelben gut bezahlte?"

Der Anwalt mußte dieſe Frage verneinen. Diebſtahl und Aehnliches wird vom Staate auch ohne Antrag verfolgt.

„Ich meine," fuhr der Anwalt mit eindringlicher Betonung fort, „es handle ſich vor Allem darum, Ihre Fräulein Tochter vor der Berührung mit den Behörden zu ſchützen!"

Bolten drückte ihm warm und feſt die Hand. Ja — darum handelte es ſich in der That! Ella ſollte auch nicht in Gedanken beunruhigt werden. —

Sehr freundlich hörte der Unterſuchungsrichter mit an, was man ihm zu melden hatte. Er bedauerte lebhaft, daß ſich einerſeits die Vorerhebungen nach der unrechten Seite hin erſtreckt zu haben ſchienen, und andererſeits die geltenden Beſtimmungen es leider unmöglich machten, ſolche Erhebungen in anderer Form einzuleiten, als hier geſchehen. Aber darüber beſtände ja nicht der leiſeſte Zweifel: wenn Herr Bolten den Hund von einem Dritten gekauft und dann ſeiner Tochter geſchenkt habe, ſo ſcheide dieſe Letztere für die Behörde ein- für allemal aus. Natürlich werde zu erweiſen ſein, daß dieſer Kauf wirklich ſtattgefunden und auch, daß ihn Herr Bolten für einen rechtsgiltigen habe halten dürfen.

„Der Hund wird nämlich von einem gewiſſen Hermes als ſein Eigenthum reklamirt. Aber Sie wußten offenbar nicht anders, als daß er jenem Arbeiter gehöre. Nicht wahr?" fügte er hinzu. „Dieſer Beweis wird ja hier ſehr leicht zu erbringen ſein. Ich werde einfach die eidliche Vernehmung jenes Arbeiters in Neuſtadt verfügen. Bis

dahin läßt ſich leicht auf die Ausſage Ihrer Fräulein Tochter verzichten."

Bolten war ſo erregt, daß es ſchien, als wandle ihn eine Ohnmacht an.

Hatte er denn den Hund wirklich gekauft? Konnte der Arbeiter denn unter ſeinem Eide ſo ausſagen? Doch gleichviel! Seiner Tochter war das Furchtbare erſpart! Mehr hatte er für den Augenblick ja nicht erreichen wollen.

Er hatte ſich kaum mit einigen Worten des Dankes von ſeinem Sachwalter verabſchiedet, ſo warf er ſich auch ſchon in eine Droſchke, die ihn zum Bahnhof bringen ſollte, Mit dem nächſten Zuge eilte er nach Neuſtadt.

— — — — — — — — — — — —

Friedrich Kieland ſaß bei ſeinem ſehr frugalen Mittagseſſen, als ihn Bolten endlich ausfindig gemacht hatte.

„Wiſſen Sie, Kieland, wem der kleine Hund gehörte, den wir neulich — beinahe überfahren haben?" begann Bolten ohne Weiteres das Geſpräch.

„Nein, Herr Bolten, das weiß ich nicht! Ich hatte das Thierchen ſchon am Tage vorher mit mir nach Hauſe nehmen wollen — es lief hin und her, als hätte es ſeinen Herrn verloren. Aber da fällt mir ein: der Fleiſcher Hermes hat ſolche Pinſcher von jeher gehabt. Beſinnen Sie ſich nicht? Auch der Bello des verſtorbenen Soberski ſtammte von den Hermes'ſchen Hunden ab."

Bolten wurde es ſchwarz vor den Augen. Wollte denn dieſe grauenhafte Geſchichte nie zur Ruhe kommen? Der nervös überreizte, krankhaft erregte Mann begann in dieſem Zuſammentreffen eine beſondere Fügung der Vorſehung zu erblicken.

Aber ſchnell raffte er ſich zuſammen. „Ich habe ja den Hund von Ihnen gekauft, Kieland!" ſtammelte er.

Der Arbeiter horchte verwundert auf.

„Gekauft," betonte Bolten nun abſichtlich, „aber ich möchte doch nicht, daß ſich irgend Jemand durch mich geſchädigt ſähe. Und deshalb wäre es gut, Sie ſuchten ſich mit dem früheren Eigenthümer auseinander zu ſetzen. Dabei werden Sie ja Zeit verlieren. Vielleicht auch fordert der Mann nun wer weiß wie viel. Alſo nehmen Sie, Kieland, und — bringen Sie die Sache in Ordnung!"

Bolten legte einen Hundertmarkſchein auf den Tiſch neben die Kartoffelſchüſſel und ging.

Frau Kieland hatte ſich reſpektvoll in die Küche zurückgezogen, als der Beſuch kam. Nun trat ſie wieder in das niedrige Zimmer und fand ihren Mann in ſonderbarer Stellung über den Tiſch gebeugt. Er hatte, ſtehend, beide Ellenbogen auf den Tiſch und den Kopf in die Hände geſtützt, ſeine langen Beine ſtemmten ſich wie ſchräge Steifen gegen den Boden.

Unverwandt, wortlos ſtarrte der arme Teufel die blaue noch faſt neue Banknote an. Er mochte einen Schein von ſolchem Werthe überhaupt noch nicht oft, wenigſtens nicht aus ſo unmittelbarer Nähe geſehen haben; denn bis zu einem höheren Betrage, als ſein Wochenlohn ausmachte, war er wohl kaum je gelangt. Da lag nun aber reichlich fünfmal ſo viel vor ihm auf dem Tiſch, als er in einer, wenn auch noch ſo guten Woche verdienen konnte. . . . Hundert Mark! Ein Vermögen! Ein wirkliches Vermögen, denn man konnte davon zwei Jungſchweine und eine Ziege kaufen. Und ſelbſt dann behielt man noch mehr im Kaſten, als man jemals gehabt. . . . Hundert Mark! Es war gar nicht auszudenken!

„Frau," ſagte er endlich, als ſeine Ehehälfte ſich kopfſchüttelnd an die inzwiſchen kalt gewordenen Kartoffeln machte, „Frau, das gehört uns! Die ganzen hundert Mark!"

Frau Kieland ſchielte ihren Gatten an — war er jetzt ſchon betrunken? Das kam doch ſonſt nur Abends vor und auch dann eigentlich ſelten. Sie ging gar nicht auf ſeinen Spaß ein.

„Mach lieber, daß Du fertig wirſt mit Eſſen! Daß Du nicht wieder einen Viertelstag verſäumſt, wie neulich, wo Dir Herr Bolten zwei Mark geſchenkt hat.“

Eine Mark ſchien alſo der brave Kieland ſeiner beſſeren Hälfte unterſchlagen zu haben!

„Mit Dir iſt nicht zu reden,“ meinte nun Kieland. Er griff nach ſeiner Mütze, ſchob den Hundertmarkſchein in die Hoſentaſche und ging, die Kartoffeln verächtlich mit dem Blicke ſtreifend, zur Thür hinaus.

„Iſt das ein dummes Weib!“ dachte er ſich. „Fragt nicht einmal, wofür ich das viele Geld bekommen habe! Und ſie ſieht doch, daß ich's habe — daß es frei da auf dem Tiſche lag! Alſo nicht etwa geſtohlen! Nein — ehrlich verdient.“

Nun, Kieland war eben nicht ſo dumm, wie ſeine Frau! Und er ſagte ſich: „Ich verſtehe Sie ganz gut, Herr Bolten! Sie kommen in Schwulitäten wegen des Hundes, und das wollen Sie nun mir aufhalſen! Da haben Sie ja auch ganz Recht. Denn — gefunden habe ich den Hund ja! Hätte ihn ſchon früher mitnehmen können. Nur weil wir manchmal ſelber nichts haben, ließ ich's ſein! Wie ich aber ſah, daß man ihn verkaufen konnte — ei, den Kukuk auch — da nahm ich ihn und ließ ihn mir bezahlen! Natürlich, weil's ja Unſereiner nicht verſteht, viel zu billig! Aber Herr Bolten iſt ein feiner Mann, der nichts geſchenkt haben will! Und weil ſeine ſchöne Tochter für hundert Mark Vergnügen an dem Thierchen hat, ſo ſieht er ein, daß er mir dieſe hundert Mark noch ſchuldig iſt und — er bringt ſie mir, von dem er den Hund gekauft hat.“

Als Kieland einige Tage ſpäter vorgeladen und ver-

nommen wurde, ſagte er unter ſeinem Eide aus: „Ich habe den Hund gefunden, habe ihn für herrenlos gehalten und habe ihn an Herrn Bolten verkauft.“

3.

Vor dem Schwurgericht der Hauptſtadt ſtand Wilhelm Bolten, angeklagt der Verleitung zum Meineide.

Er ſollte den zur Zeit unauffindbaren Arbeiter Friedrich Kieland, zuletzt in Neuſtadt wohnhaft, durch Zuwendung von Geld zur Abgabe einer wiſſentlich falſchen Zeugenausſage veranlaßt haben.

Nachdem damals der als Zeuge vernommene Kieland, wiederholt zur Wahrheit ermahnt, ſeine Ausſage beſchworen hatte, konnte das Gericht nicht anders, als gegen ihn, der ſich ſelbſt als den Finder des Hundes bezeichnet hatte und behauptete, den Hund verkauft zu haben, wegen Fundunterſchlagung vorzugehen.

In tiefer Beſtürzung hatte der bis dahin unbeſcholtene Mann die Vorladung mühſam entziffert. Und nun erſt begann ihm aufzudämmern, daß er wahrſcheinlich ſehr unklug gehandelt hatte, den klaren Weiſungen des Herrn Bolten nicht unbedingt Folge geleiſtet zu haben.

Hatte Bolten nicht geſagt, er, Kieland, ſolle ſich mit dem früheren Beſitzer auseinander ſetzen? Nun, dazu war's wohl auch jetzt noch nicht zu ſpät.

Welch' ein Glück, daß ſeine Frau wenigſtens energiſch und ſparſam war! Sie hatte ihm den Reſt des gleich am erſten Tage angeriſſenen Geldes heimlich weggenommen: es ſollte liegen bleiben bis zum Viehmarkt, damit man auch wirklich etwas davon kaufen könnte.

Er wollte alſo zu dem Schlächter Hermes gehen, ihm die ganze Geſchichte erzählen und die Sache in's Reine bringen. Dazu würde denn auch ſeine Frau das Erforderliche wieder herausgeben.

Hermes hatte denn auch ruhig zugehört, hatte noch einen Gesellen herbeigerufen, und sich vor diesem die wesentlichen Punkte der Kieland'schen Mittheilungen noch einmal wiederholen lassen und hatte dann — in Gemeinschaft mit dem Gesellen — den Arbeiter zur Thür hinausgeworfen.

Lächerlich! Er, Hermes, wollte ja kein Geld! Er wollte sein Recht! Nichts als sein Recht!

Und nun war Kieland in Todesangst nach der Hauptstadt gefahren zu Herrn Bolten.

„Hier, Herr Bolten," sagte er mit schlecht verhehltem Groll, „hier haben Sie Ihr Geld wieder! Es fehlen gegen zwanzig Mark, aber die habe ich auch versäumt!"

Und er zählte das Geld auf den eleganten Schreibtisch Bolten's hin.

„Vor Allem setzen Sie sich einmal und sagen Sie mir, was Sie plötzlich zu mir führt," versetzte Bolten.

Nur mit Mühe war der Mann zu beruhigen. Eine Stunde fast war er bei Bolten gewesen. Und er verließ das Landhaus im Thiergarten nicht allein an diesem Abend. Bolten begleitete ihn, führte ihn zum Bahnhofe, löste auch eine Fahrkarte für ihn — aber nicht nach Neustadt.

Mit offenem Auge, mit klarem Bewußtsein hatte Wilhelm Bolten aus den Mittheilungen des Arbeiters erkannt, was unabwendbar kommen mußte. Und so hatte er Jenen, mit Mitteln reich versehen, in Sicherheit gebracht.

Seine Tochter war schon bei der Nachttoilette, als Bolten, bleich, aber gefaßt und ruhig, bei ihr eintrat.

„Ich muß auf kurze Zeit verreisen, Ella," sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ein größeres Kapital, das ich im Auslande angelegt habe, ist in Gefahr, und ich will selbst darnach sehen. Nur wünschte ich nicht, daß Du während meiner Abwesenheit hier allein bliebest. Du wirst also morgen früh Deine Koffer packen lassen, mein Kind,

und Dich zur Tante Sophie begeben, die ſchon ſo lange um Deinen Beſuch gebeten hat. Du kommſt gerade um die Zeit der Weinleſe hin, und niemals iſt die Natur ſchöner, als im Frühherbſt! Du wirſt Dich außerordentlich wohl dort fühlen, Ella!“

Erſchreckt fiel ihm das Mädchen um den Hals. „Dir iſt doch nichts geſchehen, Vater? Du biſt doch nicht krank?“

„Sei ganz ruhig, mein Liebling! Es iſt, wie geſagt, nur eine Geſchäftsſache, eine Abrechnung!“

„Und werde ich von Dir hören?“

„Gewiß, mein Kind! Von mir und von Deinen Lieblingen hier im Hauſe! Ich werde Herrn Doktor Dahlmann bitten, während unſerer Abweſenheit hier Quartier zu nehmen, und er ſoll Dir gewiſſenhaft berichten.“

Vielleicht war es nicht zuletzt dieſe Ausſicht, was dem jungen Mädchen den Abſchied leichter machte.

Und nun war ſie fort! Nun mochte ſein Verhängniß ſich erfüllen.

Es ließ nicht auf ſich warten.

Kaum eine Woche ſpäter wurde gegen Wilhelm Bolten die Unterſuchung wegen Verleitung zum Meineide eingeleitet.

Drei einwandloſe Zeugen ſagten ſchon im Vorverfahren ſo deutlich, ſo gravirend aus, daß man ihn in Haft nehmen mußte. Der Schlächter Hermes, ſein Geſelle und endlich die Frau des durch ſeine Flucht ſchon halb überführten Kieland waren vernommen worden, und derſelbe Unterſuchungsrichter, mit dem Bolten noch vor wenigen Wochen auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt hatte, mußte jetzt die Feſtnahme des eines ſo ſchweren Verbrechens Bezichtigten verfügen.

Doktor Leopold Dahlmann hatte die Vertheidigung des Angeſchuldigten übernommen, der ſeinerſeits nicht den

leiſeſten Verſuch machte, den ganzen Vorfall anders darzuſtellen, als er ſich thatſächlich abgeſpielt hatte.

Das Einzige, was für ihn zu erreichen war, hatte Bolten möglich gemacht: ſein Kind war nicht nur ſelbſt unberührt geblieben von all' dem Schmutz, in dem er rettungslos verſinken würde — nein, ſie ahnte auch nichts und würde hoffentlich, wenn ihm ſein Plan gelang, nie etwas davon erfahren! —

Da ſaß er nun, aus der Haft vorgeführt, hinter den Schranken der Anklagebank. Nicht wie ein Verbrecher, der ſcheu und angſtvoll ſeinen Blick, ſeine Haltung und Bewegungen hütet, um ſich nicht zu verrathen; aber auch nicht wie Einer, der von der Macht der Thatſachen gebeugt, gebrochen, nun ſeinem Schickſal entgegenharrt. Aufrecht ſaß er da, gefaßt und ergeben, in ruhiger Würde. Auf die Frage des Schwurgerichtspräſidenten, ob er ſich ſchuldig fühle, den Friedrich Kieland zu einem Meineide verleitet zu haben, antwortete Bolten zwar halblaut, aber doch durchaus beſtimmt mit „Ja!"

Er hatte ſchon vorher ſeinem Vertheidiger die entſchiedene Abſicht ausgeſprochen, ſeinerſeits dem Verfahren keinerlei Schwierigkeit entgegenzuſtellen. Doktor Dahlmann wandte ein, daß es des Angeklagten gutes Recht ſei, Alles heranzuziehen, was ſeine Schuld vermindern oder gar ſeine Unſchuld beweiſen könnte — daß es Sache der Anklagebehörde ſei, zu beweiſen, weſſen man ihn beſchuldige.

Herr Bolten hatte ſich in ſeiner Auffaſſung nicht beirren laſſen.

„Ja, Herr Präſident!" antwortete er.

Natürlich durfte trotzdem von der Beweisaufnahme nicht abgeſehen werden. Nicht die Meinung des Angeklagten, daß er ſchuldig ſei, ſondern nur die aus der Verhandlung gewonnene freie Ueberzeugung darf für die Geſchworenen entſcheidend ſein.

Aber das Beweisverfahren gestaltet sich doch sehr viel einfacher, wenn der Angeschuldigte nicht leugnet.

Man vernahm den Schlächter Hermes und seinen Gesellen, welche übereinstimmend wiedergaben, was Kieland ihnen eingeräumt hatte. Schon hieraus ergab sich klar, daß Bolten den Arbeiter Kieland nur aufgesucht hatte, um dessen Aussage zu beeinflussen.

Nun trat Frau Kieland vor den Zeugentisch.

Eine ältere Person mit harten, fast häßlichen Zügen. Sie glaubte nicht anders, als ihr Mann sei ihr mit dem Gelde durchgegangen, treibe sich wohl irgendwo herum; sie begriff nicht, weshalb man seiner nicht habhaft werden, ihn nicht zu ihr zurückführen konnte. Aber sie wollte ihm trotz alledem nicht wehe thun. Waren sie doch miteinander alt geworden in Noth und Arbeit.

Und dann — schuldig an ihrem Unglück, an ihrer Verlassenheit war doch nur Jener da, obwohl sie mit allem Nachsinnen noch nicht hatte finden können, was denn ihr Mann, der Narr, mit dem reichen Herrn Bolten gehabt haben mochte.

Der Vorsitzende machte die Frau darauf aufmerksam, daß sie ihr Zeugniß verweigern dürfe, insofern, als durch dasselbe ihr Mann, gegen den ja gleichfalls das Hauptverfahren schwebte, dadurch belastet werden könnte. Aber sie wollte aussagen; ihr Mann hatte ja nichts Unrechtes gethan.

Sie dürfe andererseits auch den hier seines Urtheils Gewärtigen nicht wider besseres Wissen belasten, ermahnte sie der Präsident.

Nein, auch das wollte sie nicht. Sie wollte die reine Wahrheit sagen. Und das that sie.

Herr Bolten war eines Tages gekommen, hatte eine ganze Weile mit ihrem Manne gesprochen, und als er gegangen war, lag auf dem Tische, neben der Kartoffel-

ſchüſſel, ein blauer Hundertmarkſchein. Ihr Mann aber hatte geſagt: „Das ganze Geld gehört uns!“ So — das war Alles! Mehr wußte ſie nicht.

„Es genügt vollkommen,“ ſagte der Staatsanwalt. Und das Beweisverfahren war geſchloſſen.

Der öffentliche Ankläger erhob ſich.

„Wenn es ſich hier lediglich um die Frage handelte, meine Herren Geſchworenen,“ begann er, „ob der Angeklagte wirklich gethan hat, was ihm zur Laſt gelegt wird, ſo wäre ich meiner Aufgabe enthoben. Sein Geſtändniß wird auf das Wirkſamſte unterſtützt von der Ausſage dreier Zeugen. Ich hätte alſo vielleicht meine Pflicht ſchon gethan, wenn ich bei Ihnen das ‚Schuldig‘ beantragte. Ich bin aber der Meinung, daß die bloße Ermittelung der äußeren, ich möchte ſagen, der realen Wahrheit nicht der letzte Zweck unſeres öffentlichen Gerichtsverfahrens ſein kann. Auch nicht die Beſtrafung des Schuldigen ſcheint mir dieſer letzte Zweck zu ſein. Vielmehr glaube ich an eine höhere Bedeutung unſerer Rechtspflege, an eine tiefere Wirkung, die ſie anſtreben ſoll. Erſt, wenn es ihr gelingt, die inneren Beweggründe der an ſich erwieſenen That frei zu legen, erſt, wenn wir allen Jenen, die draußen ſtehen und lauſchen, das volle Verſtändniß für dieſe That und ihre Strafwürdigkeit zu erſchließen im Stande waren — dann erſt haben wir unſere Aufgabe erfüllt.“

Und er begann zu entwickeln, wie nach ſeiner Meinung „die inneren Beweggründe“ der vorliegenden That zu finden ſeien.

„Die Frivolität unſerer Zeit,“ ſo ſagte er unter Anderem, „ſpricht aus dieſem Meineid und aus der Anſtiftung zu demſelben. Weshalb hat Friedrich Kieland falſches Zeugniß abgelegt, weshalb hat er einen Meineid geſchworen? Weil er ſich damit loskaufen wollte von der Verpflichtung, etwas Anderes für die ihm anvertrauten hundert Mark

zu thun — weil er dieſe ihm ſo unverhofft in den Schoß gefallene Summe nicht fahren laſſen, ſie auch nicht zum Theil opfern wollte . . . Und warum hat Wilhelm Bolten einen bis dahin unbeſcholtenen Mann zum Meineidigen gemacht? Weil er der Meinung war, mit ſeinem Gelde Alles wieder gut machen zu können! Seiner verwöhnten, eigenwilligen Tochter gefällt irgend etwas, das ſie irgendwo ſieht, ſie wünſcht es zu beſitzen . . . Was wäre natürlicher, als daß ein reicher Mann, ein zärtlicher Vater, hingeht und den Gegenſtand ihrer Wünſche rechtmäßig zu erwerben trachtet? Aber auch dazu iſt der reiche Mann zu frivol! Nein — er nimmt einfach von der Straße, was der Tochter gefällt und was doch einem Anderen gehört! Er beſchenkt Jenen, der ihm bei dieſem Diebſtahl behilflich, mit einem Trinkgeld, das vermuthlich ausgereicht hätte, um dafür das Objekt ſeiner Laune in Ehren zu erſtehen — denn ſchon die Mühe, der Zwang, überhaupt zu verhandeln, zu kaufen, iſt dem reichen Manne zu viel. Er ſtiehlt lieber und beſticht erforderlichenfalls den Zeugen."

Dem Angeſchuldigten perlte der Schweiß von der fahlen Stirn. Das dünne, völlig ergraute Haar ſchien förmlich um ſeinen Kopf zu flattern. Eine nur ſchwer zu bezwingende Unruhe bemächtigte ſich ſeiner. Der Mann, der während der ganzen Verhandlung in ſo wundervoller Ergebung dageſeſſen hatte, dieſer bis hierher ſo muſterhafte Angeklagte ſchien jeden Augenblick aufſpringen, dem Staatsanwalt ein beleidigendes Wort entgegenſchleudern zu wollen. Aber er blieb Sieger in dieſem Kampf mit ſeiner inneren Erregung. Die Hand ſeines Vertheidigers hatte ſich auf die ſeine gelegt, ein warmer Druck dieſer Hand ſollte ihm ſagen, daß es hier einen Mann gäbe, der von der ſchiefen Auffaſſung des öffentlichen Anklägers ganz und gar nicht durchdrungen wäre.

Bolten wurde ruhiger. Was konnte dieſer junge Mann,

deſſen Worte wie Axthiebe auf ihn niedergefallen waren, von den „inneren Beweggründen" ſeiner That wiſſen.

Und der Staatsanwalt fuhr fort.

„Man könnte meinen, daß das Verhalten des Angeklagten in dieſer Stunde im Widerſpruch ſtände mit dem, was ich eben ſagte, daß ein Mann mit ſo frivolen, ſelbſtherrlichen Grundſätzen, wie ich ſie ihm nachgewieſen, ſich nicht vor Gericht ſo demüthig, ſo beſcheiden benehmen würde. Aber ich möchte gerade in dieſem Falle dringend davor warnen, aus dem Betragen vor Gericht Schlüſſe zu ziehen auf den Charakter! Denn mir erſcheint der Angeklagte nicht nur ſchlecht und ſtrafwürdig — nein, ich habe auch Grund, ihn für außerordentlich ſchlau und verſchlagen zu halten. Es wird Ihnen, meine Herren Geſchworenen, ja nicht einen Augenblick zweifelhaft ſein, daß es lediglich die Schlauheit dieſes Mannes war, was ſeinem Mitſchuldigen zur Flucht verhalf. Wäre jener Andere hier zur Stelle — wer weiß, in wie viel ſchlimmeren Lichte noch dieſer freventliche Angriff gegen den Grundpfeiler aller Rechtspflege uns erſcheinen müßte — dieſer Angriff auf die Heiligkeit des Eides!... Aber ich kann noch mehr anführen, was Sie vorſichtig machen wird gegenüber dieſem ſtillen, ergebenen Manne da ... Wilhelm Bolten ſtand vor nun faſt acht Jahren in dem Verdacht, einen Mord begangen zu haben, oder doch einen Todtſchlag, wie ich aus ſeinen Akten erſehe. Allerdings hat damals das Verfahren keine hinreichenden Anhaltspunkte ergeben, man hat ihn laufen laſſen müſſen. Nur will es mich bedünken, daß wir von einem Manne, der wie Wilhelm Bolten über den Eid denkt, und der nun ſo gottergeben ſein Urtheil zu erwarten ſich den Anſchein gibt, ſehr wohl annehmen dürfen, er habe auch damals ſeine Richter getäuſcht, genau ſo, wie er heute Sie zu täuſchen ſucht, um Ihrer Milde theilhaftig zu werden. Milde aber in dieſem Falle, meine Herren Geſchworenen,

Milde wäre hier Ungerechtigkeit! Ich beantrage das ‚Schuldig' unter Ausschluß jeden Milderungsgrundes!"

Bei Erwähnung der früheren Anklage war Wilhelm Bolten, seiner nicht mehr mächtig, zornflammend aufgefahren.

Wieder gelang es dem Vertheidiger, ihn zu beruhigen.

In den Reihen der Geschworenen hatte die Rede des Staatsanwalts nicht eigentlich Eindruck gemacht. Diese, in neuester Zeit vielfach in Anwendung kommende Art, aus Allem und Jedem Kapital zu schlagen gegen den Angeklagten, verfehlt nachgerade auch auf Laienrichter ihre Wirkung, wie ja freilich andererseits auch die gewerbsmäßige Schönfärberei und das theatralische Pathos der modernen Vertheidiger gegenüber den gelehrten Richtern nicht mehr am Platze scheint.

Doktor Dahlmann setzte mit einem sehr lebhaften Protest gegen den Vertreter der Staatsanwaltschaft ein. Es sei geradezu unerhört, sagte er, in solcher Weise aus einer durch alberne Klatscherei herbeigeführten und wegen Mangel an jeglicher Unterlage sehr bald definitiv eingestellten Voruntersuchung Waffen zu schmieden gegen einen Angeschuldigten, der sich ja zu dieser That, die hier in Frage steht, unumwunden bekannt habe. Wenn sich damals Richter haben täuschen lassen — wie viel leichter könnte heute der Staatsanwalt der Getäuschte sein!

„Wenn aber der Herr Staatsanwalt ernstlich meint, die Motive dieser That beleuchtet zu haben, dann möchte ich ihm fast danken, weil er mir's gar so leicht gemacht, aus jeder einzelnen seiner Voraussetzungen zu genau entgegengesetzten Schlußfolgerungen zu gelangen. Und ich meine zuversichtlich, die Herren Geschworenen werden mir eher zu folgen bereit sein, als dem öffentlichen Ankläger..." Und er begann Punkt für Punkt der Anschuldigung zu widerlegen.

„Wenn man selbst die durch nichts bewiesene Unter-

ſtellung, Bolten habe dem Arbeiter Kieland zur Flucht verholfen, als wahr annehmen wollte, ſo würde ſie eben nichts Anderes darthun, als daß mein Klient nicht Jenen wollte leiden laſſen für eine Schuld, die er ihm aufgebürdet hat. Ich meine, dieſe Auffaſſung wäre wahrſcheinlicher, weil menſchlicher! Mit ihr ſtimmt auch das reumüthige offene Verhalten des Angeklagten überein, der frei ſeine Schuld bekennt. Aber der Mann hier auf der Anklagebank iſt auch nicht durch eine frivole Regung vom Wege des Rechts abgelenkt worden. Ihn hat vielmehr eines der heiligſten Gefühle gelenkt, wenn auch leider auf einen Irrweg. Nicht er war es, gegen den ſich zuerſt die Erhebungen richteten, ſondern gegen ſeine Tochter ging man vor — gegen ein junges Mädchen, das in voller Ahnungsloſigkeit einen Wunſch geäußert hatte und das in ſeiner Unerfahrenheit auch nicht das allerleiſeſte Hinderniß ſah, ihm dieſen Willen zu erfüllen. . . Sie kutſchirt mit feurigen Ponies durch eine enge Straße, und ein Hündchen geräth unter die Hufe der Pferde. Niemand hätte ſie dafür verantwortlich machen können, wenn der herrenlos herumirrende Hund von den Pferden zertreten worden wäre. Der Hund kam mit einer unbedeutenden Verletzung davon, und ſie freute ſich, das Thierchen gerettet zu ſehen. Ein Ortskundiger verſicherte ihr, daß es wirklich herrenlos ſei, daß Niemand ſich um das Hündchen kümmere. Sie nahm es mit, damit nicht der nächſte Wagen es doch noch todtfahre. Das war ihre ganze Schuld. Und man leitete gegen ſie ein Vorverfahren wegen Diebſtahls ein! Ihr Vater aber, der die gräßliche Erfahrung für ſich hatte, daß es nur eines Hauches bedürfe, nur eines leiſen Anſtoßes, um einen bis dahin unbeſcholtenen Menſchen in das Gefängniß zu liefern — dieſer Vater that nur, was in ſolchem Falle natürlich war: er ſuchte ſeiner Tochter die ſchändende Berührung mit der Behörde zu erſparen. Und das, meine

Herren Geſchworenen, das iſt des Angeklagten ganze Schuld! Wenn jemals ein Fall im Gerichtsleben, ſo beweist es dieſer, wie fadendünn, wie unglaublich leicht zu überſchreiten die Grenze zwiſchen Recht und Unrecht iſt. Nicht Gewinnſucht, nicht Frivolität, nicht protziger Mißachtung des Rechtes Anderer, noch irgend eines der von der Anklagebehörde unterſtellten „inneren Gründe“ bedarf es, um dieſe meſſerſcharfe Grenzlinie zu verletzen: nein, hohes Schwurgericht, eine einzige Regung allzumenſchlichen Empfindens, ein einziges Zucken des geängſteten Vaterherzens — und es war gethan, was hierherführt. Hierher, wohin nach der herrſchenden Meinung nur Verbrecher gelangen! Wilhelm Bolten iſt aber kein Verbrecher, auch wenn er Ihnen ſchuldig erſcheint. Das Geſetz mag ihn verurtheilen — Menſchen werden mit ihm fühlen und Milde walten laſſen!“

Mit thränenüberſtrömtem Blicke verneinte der Angeklagte die Frage des Präſidenten, ob er noch etwas anzuführen habe. Die Geſchworenen traten in Berathung.

4.

Ja, die Trauben reiften. Ein ſüßer Duft erfüllte Thal und Hänge. Es war ein wunderſchöner Herbſt, wie er in Süddeutſchland nicht ſelten iſt.

Jetzt iſt die Sonne beſtändig. Sie birgt nicht mehr die Tücken des Gewitters, des raſchen Wetterumſchlages. Die Fernen ſind leicht verſchleiert, die Wärme nicht mehr drückend, das reife Obſt winkt aus dem ſich leiſe verfärbenden Laube — ach! wie ſchön iſt die Welt!

Und Leopold Dahlmann, der durch die ſonnenbeglänzten, grünleuchtenden Rebengelände dahinfuhr, hatte die Empfindung, als gäbe es nur fröhliche Menſchen.

Wo immer der Zug anhielt — und er that es hier faſt alle zehn Minuten — da drängten ſich Vergnügungs-

zügler, Ferienreisende. Ueberall gab es längeren Aufenthalt, als der Fahrplan vorzeichnete und ihm, der es so eilig gehabt hatte mit seiner Abreise, ihm war es fast, als schaffe ihm jedes Zögern, jedes Wartenmüssen eine Erleichterung.

Der arme Dahlmann konnte sich an den fröhlichen Herbstbildern nicht freuen. Abgezweigt von der Hauptroute, reiste er direkt in das liebliche Remsthal, wo man ihm überall Most und jungen Wein anbot. Aber er hatte keinen Sinn dafür.

Ein zweischneidiges Messer saß in seinem Herzen: er hatte den unglücklichen Bolten nicht vor dem Verhängniß retten können — der arme Mann war unter Zubilligung mildernder Umstände zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden! Und das arme ahnungslose Kind — welch' eine fürchterliche Mission hatte er übernehmen müssen!

Ja, ihm, der bisher so glücklich und zufrieden gewesen war in seiner bescheidenen, aber doch des Erfolges nicht ermangelnden Thätigkeit, auf dem ehrenvollen Platze, den er sich trotz der Enterbung erkämpft hatte, so schrecklich zu Muthe! Denn wozu sich darüber täuschen? Das reizende junge Geschöpf mit seiner sorglosen Schmetterlingsnatur hatte sich ihm nun einmal in's Herz geschmeichelt. Alles Schöne, Liebliche, Heitere im Leben hieß für ihn Ella Bolten.

Und nun ihr das Gräßliche beibringen! Ach — das war nicht auszudenken!

Als der Obmann der Geschworenen, selbst tief bewegt, verkündete, daß man den Angeklagten der Anstiftung zum Meineide für schuldig befunden, als dann der wohlwollende Gerichtspräsident mit gedämpfter Stimme das Urtheil verlas, da war es wie eine gewaltige Erschütterung über den Armen gekommen, der da innerhalb der Schranken der Anklagebank saß. Man sah es, wie er erbebte, schwankte, wie seine Hand Halt fand an der Rücklehne des Sessels, der

für den Vertheidiger bestimmt war; wie er sich endlich aufrichtete und festen Schrittes zwischen zwei Gerichtsdienern den Saal verließ.

Dem Rathe seines Vertheidigers zu folgen und Berufung gegen das Urtheil einzulegen, oder ein Gnadengesuch an den König einzureichen, hatte sich Bolten auf das Entschiedenste geweigert. Er verlangte, seine Strafe sofort anzutreten.

Und nun war Doktor Dahlmann auf dem Wege zu ihr, zu der Ahnungslosen, vor die er hintreten sollte und sagen: „Ihr Vater sendet mich zu Ihnen — Ihr Vater, der im Gefängniß sitzt.“ Es war grauenhaft, es ging fast über seine Kräfte!

Noch furchtbarer aber, noch herzzerreißender war das Eine: konnte, durfte er, der Rechtsanwalt, um die Tochter eines wegen Verleitung zum Meineide Bestraften werben?

Ein Kaufmann, ein Künstler, ein Arbeiter konnte das, nicht aber er, Dahlmann, in seiner Stellung. Es hieß auf diesen ihn ganz erfüllenden Beruf verzichten, den Platz freiwillig aufgeben, den er sich mit heißer Mühe, unter schweren Entbehrungen errungen ... Und was dann?

Freilich, Ella war reich, war das einzige Kind eines Mannes, der heute fast eine Million besaß. Niemand wußte das besser, als Leopold Dahlmann, der dieses Vermögen verwaltete. Dann aber hätte er nur von ihrem Gelde gelebt, und auch das ging nicht an.

Zum ersten Male, seit der Onkel Soberski todt war, murrte der junge Mann gegen dessen merkwürdiges Vermächtniß. Noch war er nicht voll dreißig Jahre, und selbst, wenn ihm ein verhältnißmäßig geringer Betrag zufallen sollte, was würde das ändern?

So oder so — es galt einen Abschied von ihr, und diese Erkenntniß war es, was wieder schmerzhaft sein Inneres durchwühlte. Seit er ihrem Vater so nahe stand,

fühlte er ſich auch ihr eng verbunden. Aber — es mußte zu Ende ſein!

Hier in dieſem ſtillen Thale herrſchte fröhliches Leben, denn überall war man mit der Weinleſe beſchäftigt. Und auch Ella fand er voll Uebermuth. Sie hüpfte den Treppenſteig, der durch ihres Gaſtfreundes Weinberg führte, hinab wie ein junges Füllen. Und ihr Bello, die unſchuldige Urſache des Unglücks ihres Vaters, ſprang luſtig vor ihr her! Ihr Vater hatte richtig prophezeit, ſie unterhielt ſich außerordentlich gut, fühlte ſich überaus wohl hier.

Freilich, als ſie Dahlmann's anſichtig ward, wurde ſie ernſt. Welch' wichtige Nachricht von ihrem Vater mußte es ſein, daß ſich der Herr Doktor bis hierher bemühte? Und doch freute ſie ſich über ſein Kommen. Wie treuherzig, wie vertrauensvoll ſie ihm in's Auge ſah!

„Ich kann's ihr nicht ſagen!“ Das war ſeine erſte Regung. Nein, nein, man mußte ſie in Unwiſſenheit erhalten! Um ſo mehr, da ſie ſelbſt die äußere Veranlaſſung zu dem Unglück gegeben hatte.

Und in ſeinem findigen Kopfe reihten ſich ſchon die Ausflüchte, die er erſinnen wollte, aneinander.

„Ihr Herr Vater, Fräulein Ella,“ begann er, „hat mich mit der Führung ſeiner Angelegenheiten betraut während ſeiner Abweſenheit. Und zwar wird das etwas länger dauern, als urſprünglich vorauszuſehen war.“

Wie angſtvoll ſie ihn jetzt anſah. Ach — es war unmöglich, ihr das Meſſer in's Herz zu ſtoßen!

„O bitte — erklären Sie mir doch, Herr Doktor,“ rief ſie.

Und er erfand einen ganzen, umfangreichen und vielfach verſchlungenen Roman, deſſen Held Herr Wilhelm Bolten war. Ihr Vater habe ſich bei einem großen ausländiſchen Unternehmen nicht nur mit einem namhaften Theil ſeines Vermögens allein, ſondern auch mit ſeiner Ehre engagirt.

Noch dürfe er hoffen, die Dinge zu entwirren, sie zu gutem Ende zu führen. Aber dazu sei unerläßlich, daß er seine Persönlichkeit einsetze, daß er eine Neuordnung selbst überwache und so weiter.

Sie glaubte ihm, doch nicht ganz ohne Rückhalt. „Ist es wahr?“ fragte sie zaghaft, „Alles wahr, Herr Doktor?“

„Warum zweifeln Sie, mein liebes Fräulein?“ antwortete er ausweichend. „Sie sollen so lange hier bleiben, in dieser reizenden Umgebung, bei Verwandten, die Sie zweifellos gern sehen!“

„Ich bleibe ja auch gern hier,“ sagte sie, „aber — wie lange wird's dauern?“

„Genau läßt sich das heute noch nicht sagen, mein liebes Fräulein — nehmen wir an: drei, vier Wochen. Aber es kann sich wohl auch länger hinausziehen.“

„Wie sonderbar ernst Sie das Alles sagen! Und wie traurig Sie mich dabei ansehen —“

„Traurig? Ich?“ Und er versuchte zu lächeln. „Dann kann es nur sein, weil ich daran denke, wie lange ich nun nicht mehr Gelegenheit haben werde, Sie zu sehen.“

Ein liebliches Erröthen huschte über das Gesicht des jungen Mädchens. „O, Sie brauchen nicht immerfort zu arbeiten — Sie haben ja noch keine Familie,“ scherzte sie, „Sie können sich schon ab und zu einmal Urlaub nehmen, mich besuchen, Herr Doktor —“

Aber da er noch immer traurig aussah, fragte sie ängstlich: „Haben Sie mir auch die Wahrheit gesagt?“

Er nickte stumm Bejahung.

„Bitte, geben Sie mir Ihr Wort, Herr Doktor!“

Und er gab sein Wort. Ach, wenn sie es verlangt hätte, würde er geschworen haben! Einen Meineid! Aber — was sollte er thun?

Sein Wort beruhigte sie und sie wurde wieder heiter.

„Denken Sie nur, Herr Doktor, wir tanzen heute!

Drüben, in Tantes Scheune! Es wird sehr ländlich sein, aber auch sehr lustig!"

Wieder wurde ihm seltsam zu Muthe. Ihr Vater im Gefängniß, jenseits jener Grenze, von wo man nicht zurückkehren kann in die Gemeinschaft anständiger Leute! Der Vater ein Ausgestoßener und sie — sie tanzte hier!

Durfte er dazu schweigen? Durfte er das zugeben? Man mußte ihr wenigstens eine, wenn auch noch so leise Andeutung geben. Aber er sah im Geiste schon, wie sie ihn angstvoll anblickte, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten. Nein, es durfte nicht sein!

Sie sah ihn an mit ihrem reizenden kindlichen Lächeln. „Da kommt schon die Musik! Sie tanzen doch auch mit, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ja, Fräulein Ella — ja, ich tanze mit Freuden!" stammelte er.

Drüben, auf einer Anhöhe, die das Thal beherrschte, standen die Wirthschaftsgebäude, darunter auch eine große Scheune. Inmitten derselben war die blumenbekränzte Kelter aufgestellt. Laubgewinde, auch einige Fahnen und Schützenscheiben an den Wänden, an deren einer eine kleine Bühne errichtet war für das Orchester.

Kontrabaß und Klarinette dominirten in diesem unharmonischen Quartett; nur selten einmal rang sich die Geige durch das Gebrumm und Gequieke.

Aber besser schlechte Musik als gar keine, dachten die braven Landleute. Und als Dahlmann mit Ella auf dem Tanzplatze erschien, da schwang man sich schon nach den Klängen dieser Musik, daß der Boden erdröhnte.

Sollte der Doktor wirklich mit Ella tanzen?

Ein unerwarteter Zwischenfall entband ihn von dieser denn doch peinlichen Nothwendigkeit.

Während der eben eingetretenen Tanzpause entstand eine kleine Bewegung. Eines der hübschesten Mädchen,

eine vielleicht ein wenig ärmlicher als die Anderen gekleidete, aber auch in ihrer Einfachheit niedliche Blondine, die dem Doktor schon vorher aufgefallen war, weil es ihm schien, als habe sie rothgeweinte Augen, verabschiedete sich und schritt zum Ausgange der Scheune. Ein stattlicher Bursche, mit reichlichen Silberknöpfen an der rothen Weste, schielte nach ihr hin, blieb aber und ließ sie allein gehen. Doch sah er trotzig und finster aus.

Mit glühenden Wangen trat Ella zu Dahlmann. „Das arme Mädchen," rief sie, noch ehe sie ihn erreicht hatte, „denken Sie nur: ihr Vater ist gestern wegen Wildfrevels verhaftet worden — es sind ganz arme Leute — der Mann ist lahm und mit der Arbeit mag es ihm nicht leicht werden! Ist es nicht schlecht von dem Burschen — ja, der da ist es! — daß er das Mädchen deshalb verlassen will? Wilddieberei — ich meine, das ist doch kein so arges Vergehen bei armen Leuten, die fast gar nicht in die Lage kommen, ein Stückchen Fleisch in den Topf zu stecken! Und vor Allem ist doch das arme Mädchen ganz unschuldig daran! Ich kenne sie — sie ist brav und fleißig — was kann sie für das Unrecht ihres Vaters? O, wie gerne würde ich ihm sagen, daß er feige und erbärmlich handelt, daß Derjenige noch nicht schuldig ist, oder doch noch nicht verdammenswerth, noch nicht verächtlich sein muß, der vor dem Gesetze sich strafbar gemacht hat. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Herr Doktor?"

Das war ein Wink des Schicksals! Nicht umsonst hatte Ella, das tändelnde Kind, diese hochherzigen Worte gefunden.

Er faßte, gleichsam einer höheren Eingebung folgend, mit energischem Griffe ihre Hand: „Bitte, kommen Sie hinaus, Fräulein Ella," sagte er leise und dennoch fest, „Sie sollen meine Meinung erfahren!"

Sie traten hinaus in die milde, sommerlich weiche

Nacht. An dem tiefblauen, vollbesternten Himmel leuchtete die blaßgoldige Mondessichel. Die Weinberge ringsum lagen verödet in tiefem Dunkel. Nur unten in der Thalsohle, wo sich das große, wohlhabende Dorf hinzog, blitzten aus den weinumlaubten Fenstern fast ebensoviel Lichtchen auf, während die Häuser selbst kaum zu erkennen waren.

Bello tänzelte fidel zwischen ihnen einher.

Und Dahlmann zog das erwartungsvoll zu ihm aufblickende Mädchen an sich — sie widerstrebte nur schwach.

„Ella," begann er nun mit bewegter Stimme, „Ella, seien Sie stark, mein Kind! Ein großes, schweres Unglück ist Ihrem armen Vater widerfahren! Unschuldig-schuldig ist er verurtheilt worden — ganz so, wie Sie es vorhin sagten. Ich aber, ich will treu zu Ihnen halten — will es mit Ihnen tragen! Wenn Sie mir nur vertrauen wollen!"

Sie schrie erst vor Schrecken auf — schmiegte sich aber dann vertrauend an ihn.

Und auch Bello sprang an ihm empor. —

Der Liebe war es gelungen, für sie den furchtbaren Schlag abzumildern, und ihm hatte die Liebe Kraft gegeben, alle Bedenken zu überwinden.

* * *

Leopold Dahlmann befand sich auf der Heimreise — ein glücklicher Mensch! Ja, die freundliche Landschaft, die nun wieder an ihm vorüberglitt, hatte jetzt einen neuen Reiz. War sie vorgestern reizend und lieblich gewesen für die Anderen, so erschien sie es heute auch für ihn.

Mit schwer beklommenem Herzen hatte er die Fahrt angetreten; froh, trotz seiner Liebesfesseln als ein glücklicher, ein freier Mann kehrte er heim, und als solcher wollte er mit den Dingen kämpfen, bis er ihrer völlig Herr geworden.

Auch sein Plan war nun schon entworfen, stand klar und fest vor ihm in allen seinen Einzelzügen.

Vor Allem galt es, den Vater Ella's freizumachen.

Und da mußte denn dem Rechtsanwalt, der jetzt auf der langen Heimreise Zeit genug zum Nachdenken fand, von Neuem die Frage aufsteigen: weshalb wehrte sich dieser kränkliche und in besten Verhältnissen lebende Mann dagegen, daß man die Mittel zu seiner Befreiung ergriff? Unmöglich konnte doch die Reue über das, was er gethan hatte, so tief gehen, daß sich bei einem sonst verständigen Menschen das Verlangen nach Buße, nach Entsühnung daraus ergab! Denn Bolten hatte ja wirklich nicht in gewinnsüchtiger Absicht gehandelt; es war ihm gewiß ebensowenig in den Sinn gekommen, irgend wen zu schädigen, zu benachtheiligen. Ja, es ließ sich annehmen, daß, wenn die allerersten behördlichen Maßnahmen in der unseligen Hundegeschichte sich gegen ihn selbst gerichtet hätten, daß er dann ohne Weiteres zugestanden haben würde: „Ich bin's gewesen! Ich habe mir nichts dabei gedacht — ich bin schuldig!" Aber man war gegen sein einziges Kind eingeschritten. Und nun leistete er Widerstand, suchte er nach Auswegen, die ihn dann auf die Anklagebank geführt hatten!

Mochte nun auch sein Thun ihm heute selbst verwerflich erscheinen — hatte er es nicht schon allzu schwer gebüßt durch die Pein der Untersuchungshaft, durch die Martern der Verhandlung und Verurtheilung? Und er sollte noch Schwereres, ja, fast Unerträgliches auf sich nehmen wollen?

Merkwürdig! Unerklärlich!

Aber vielleicht war diese für einen Dritten vollkommen unbegreifliche Regung ein Rückfall in jene Nervenkrankheit, die Bolten schon einmal ergriffen hatte? Gewiß, nur ein nervös Ueberreizter, nur Einer, der nahe daran war, wahnsinnig zu werden, konnte sich der Befreiung aus dem Gefängnisse — einer Befreiung auf gesetzlichem Wege widersetzen! Und stand erst diese Voraussetzung einmal fest, so war auch für den Sachwalter Wilhelm Bolten's sein Verhalten vorgezeichnet.

„Mein Mandant," so sagte sich Doktor Dahlmann, „ist

nicht ganz zurechnungsfähig; er iſt es wenigſtens nicht in dem Umfange, daß ich, der überdies um ſeine Tochter werbe, nicht das Recht, ja die Pflicht hätte, für ihn einzutreten. Ich werde noch einen Verſuch machen, ihn zur Unterzeichnung des Gnadengeſuches zu beſtimmen; bleibt er auch ſeinem künftigen Schwiegerſohne gegenüber bei ſeiner Weigerung — nun, ſo handle ich einfach auf Grund der Generalvollmacht, die er mir gegeben hat!"

Wie gut war es, daß Ella noch nicht Alles wußte! Dahlmann hatte ihr geſagt — was ja in gewiſſem Sinne auch der Wahrheit entſprach, daß das Verfahren noch nicht endgiltig abgeſchloſſen ſei, daß man noch hoffen dürfe, den Vater retten zu können.

Und diesmal glaubte ihm Ella ohne Rückhalt. Ach, ſie blickte ſo zuverſichtlich, ſo ganz hingebungsvoll zu ihm auf, daß es ihn mit beglückendem Stolz erfüllte.

Ja, er hatte die harte Lehre, die ihm der Onkel ertheilt, ſehr wohl begriffen, er war aus einem leichtfertigen Knaben ein Mann geworden, dem man mit gutem Recht vertrauen durfte.

Nun erſt begann er, ſich wieder mit ſich zu beſchäftigen. Und da fiel ihm ein, was er unter anderen Umſtänden gewiß nicht einen Augenblick vergeſſen hätte: Ende dieſes Monats wurde er dreißig Jahre alt. Ein bedeutungsvoller Abſchnitt für ihn! Was hatte ihm der Onkel zu ſagen? Gleichviel, was jener geheimnißvolle Brief auch enthielt — was der Onkel damit erreichen wollte, war zu ſchöner Wahrheit geworden. Er, Leopold, ſtand feſt auf den eigenen Füßen! Und aus eigener Kraft wollte er ſich jetzt den höchſten Preis erkämpfen!

5.

Dahlmann's erſter Weg am Morgen nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt führte in das Gefängniß.

Er war heute früh ſchon in peinlicher Weiſe daran

erinnert worden, daß er der Sachwalter Wilhelm Bolten's war. Ein Kollege, der Vertreter eines Bankiers, gegen welchen Bolten wegen einer nenneswerthen Summe prozeſſirte, hatte bei Dahlmann angefragt, ob dieſer auch ferner noch das Mandat des beſtraften Bolten zu behalten gedenke.

Das war bezeichnend für die geltenden Auffaſſungen.

Natürlich hatte er die Frage mit kurzem, energiſchem „ſelbſtverſtändlich!" beantwortet. Wollte er doch viel mehr für den Verurtheilten thun, als nur ſeine Prozeſſe fortführen.

Wilhelm Bolten war noch nicht an die Strafanſtalt ausgeliefert worden. Erſtens hatte ſein Anwalt zu den Akten die Erklärung abgegeben, daß er innerhalb einer Woche das Gnadengeſuch einreichen werde; dann aber auch hatte ſich der Geſundheitszuſtand des Verurtheilten plötzlich ſehr verſchlechtert. Eine lähmende Schwäche hatte den noch nicht Fünfzigjährigen befallen. Schließlich hilft alle moraliſche Kraftanſtrengung nicht — über ein gewiſſes Maß hinaus fügt ſich der Körper nicht. Und Wilhelm Bolten konnte wenig mehr von der Gefängnißkoſt genießen, als hier und da eine Suppe. Ueberdies hatte dieſes ſtumme Ertragen ſeines Unglücks, dieſes Verbeißen ſeines Schmerzes nicht geringe Anforderungen an ſeine Kräfte geſtellt.

Leopold erſchrak, als er den Mann wiederſah. Die kaum vier Tage hatten ihn faſt zu einem Greiſe gemacht.

Als man ihn jetzt in das Zimmer des Oberinſpektors führte, mußte er ſich auf den Beamten ſtützen. Sein Geſicht war farblos und eingefallen; graue Bartſtoppeln ließen es gänzlich verändert erſcheinen.

„Was haben Sie meinem armen Kinde geſagt?"

Mit dieſer, wie in Todesangſt hervorgeſtoßenen Frage ſchnitt Bolten alle Einleitungen ab, die Dahlmann ſich ſo ſchön zurechtgelegt. Man hatte die Beiden allein gelaſſen. Das Strafverfahren war beendigt — hier war ein gebrechlicher Mann und dort ein Advokat, den ſeine

Amtsehre davor schützen würde, etwas Unerlaubtes zu begehen.

„Ihre Tochter ist gefaßt und ruhig. Sie wäre gern hierher gekommen, wenn ich sie nicht daran gehindert hätte. Und wenn nun auch Sie, Herr Bolten, sich zur Ruhe zwingen, wenn Sie mich anhören, wenn Sie beherzigen wollten, was ich Ihnen zu sagen habe — Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen würden!"

„Mein lieber junger Freund, ich weiß, was Sie mir sagen wollen! Daß ich Ihnen als ein Narr erscheine, ein Kind, ein Wahnsinniger, mit meiner Weigerung! Vielleicht auch wollten Sie mich daran erinnern, daß ich mit meinem für Sie unfaßbaren Entschluß am schwersten mein armes, schuldloses Kind treffe. Aber Sie thäten mir Unrecht, wenn Sie meinen, ich hätte mir das nicht schon selbst gesagt. Freilich hatte ich einen Augenblick die thörichte Hoffnung, daß sich mein Geschick erfüllen könnte, ohne daß Ella davon Kenntniß bekäme. Aber das scheint doch wohl nicht möglich. Und das ist vielleicht die schwerste aller Strafen, die mich treffen konnte."

Die Stimme versagte ihm. Aber nach kurzer Zeit nahm er wieder das Wort: „Ich weiß es wohl, mein lieber Freund, ich werde es nicht überleben! Wollen Sie auch dann sich meines Kindes annehmen?"

Doktor Dahlmann hielt sich nicht länger. „Nein — nein," rief er, „ich kann, ich darf es nicht dulden! Wenn also nicht die Rücksicht auf sich selbst, nicht der Gedanke an Ihre Tochter Ihren wirklich an Wahnwitz grenzenden Starrsinn zu brechen vermag, so hören Sie denn: Sie stürzen auch mich in namenlose Pein, wenn Sie meinem Rathe sich nicht fügen wollen, Sie machen auch mich elend, der Ihnen doch in Wahrheit ein treuer, ein ergebener Freund ist. Denn ich liebe Ella! Ich kann ohne sie nicht leben! Da ich aber, wie Sie wissen, vermögenslos bin, so darf

ich nicht daran denken, sie zu meinem Weibe zu machen — ich darf es nicht, trotzdem ich das Jawort des geliebten Mädchens besitze. — Herr Bolten, ich bin Rechtsanwalt — ich darf nicht die Tochter eines Mannes heirathen, der eine entehrende Strafe verbüßt. Ich müßte aber auch die Achtung vor mir selbst verlieren, wollte ich meinem Beruf entsagen, um fortan von dem Vermögen meiner Frau zu leben! Begreifen Sie nun endlich, daß Ihre Weigerung am allerhärtesten Jemanden trifft, der auch nicht in Gedanken an Ihrer Schuld betheiligt ist? Wollen Sie nun dieses Schriftstück unterzeichnen, das uns allen Dreien das Leben wiedergeben wird?".

Ganz starr vor Staunen hatte Bolten diesen leidenschaftlichen Ausbruch angehört. Jetzt plötzlich glitt ein heller Strahl über seine Züge, der Ausdruck seines Gesichtes wurde ein völlig veränderter, er streckte dem jungen Mann die Rechte entgegen und zog ihn nieder auf einen der beiden Sessel, die inmitten des Zimmers standen.

„Mein Freund," rief er, „Sie haben mir das Leben wiedergegeben. Ich werde unterzeichnen! Vorher aber hören Sie mich an — unterbrechen Sie mich nicht, denn ich fühle es: was ich auf dem Herzen habe, muß in einem einzigen Zuge herunter, wenn ich nicht ersticken soll! Ich bin viel schuldiger, als ein Mensch ahnen kann!"

Maßlos erstaunt horchte Doktor Dahlmann auf. Was er jetzt erfahren sollte — hing es mit der Meineidsgeschichte irgendwie zusammen? Wußte er, der selbst die Vertheidigung geführt, nicht Alles, oder gab es da noch ein Geheimniß? Oder hatte Ella's Vater noch Schwereres auf dem Gewissen? Sollte vielleicht der Schleier gelüftet werden von jener düsteren Geschichte, auf die der Staatsanwalt hingewiesen hatte?

Er war so betroffen, so bestürzt, daß er nicht ein Wort fand, den erregten Mann zu beruhigen.

Und wie ein Strom löste es sich von Bolten's Seele.

Er begann damit, von ſeiner Stellung im Hauſe des verſtorbenen Soberski zu ſprechen. Wie er anfangs, auch noch in den erſten Jahren ſeiner glücklichen Ehe, keinen anderen Wunſch genährt habe, als daß ihm die wohlwollende Geneigtheit ſeines Brodherrn erhalten bleiben möge. Aber dann war ein Tag gekommen, wo er und die Seinen die Noth kennen lernten. Die wirkliche Noth, trotzdem er arbeitete, was ſeine Kräfte hergeben wollten. Soberski, der ſelbſt namenlos verbittert war, hatte es ihm nie verziehen, daß er geheirathet, daß er eine Familie begründet hatte. Alle Vorſtellungen, alle Bitten, alle Hingabe konnten den ſtarren Sinn des immer menſchenfeindlicher ſich gebenden alten Herrn nicht beugen.

„Drei Kinder hatte ich und ein Monatsgehalt von fünfundſiebzig Mark! Vor meiner Verheirathung war ich nur mit ſechzig Mark bezahlt worden! Und ich ſah meine Kinder hinſterben, weil es ihnen an Pflege fehlte. Ich ſah mein armes Weib hinſiechen, weil ſie neben der Wirthſchaft noch Kommißhemden nähte. Jahre habe ich es getragen. Wie oft gab ich vor, keinen Hunger zu haben, wie oft heuchelte ich irgend ein Unwohlſein, damit, was da war, für die Meinen hinreichte. Und dann ſchlich ich mich des Nachts hinaus in die kleine, dunkle Küche, griff nach einem harten Brodreſt, um den knurrenden Magen für kurze Zeit zur Ruhe zu bringen. Ich fand aber auch nicht den Muth, den Poſten aufzugeben. Auch meine Frau beſchwor mich immer von Neuem, zu bleiben. Sie hoffte feſt auf ein anſehnliches Legat beim Tode des alten Soberski. Wir hatten das verdient — es war kein Geſchenk — es war die Pflicht des alten Mannes, uns zu entſchädigen. Sollten wir den ſchwer verdienten Lohn langer Jahre dahingeben? Alſo ich blieb. Aber ich gerieth in eine furchtbare Lage. Zuerſt verſetzte, dann verkaufte ich das nur irgendwie Entbehrliche. Wieder einmal verſuchte ich's mit einer Bitte bei

Ihrem Onkel — er drohte mit Entlaſſung. Natürlich hatte ich auch Schulden gemacht — Schulden, die mich um ſo mehr peinigten, weil ich ſie geheim halten mußte. Ach — ich könnte reden bis zum Abend, wollte ich Ihnen ein Bild des Elends geben, unter dem wir litten. Ella war faſt zehn Jahre alt — ſie ging zur Schule, brauchte anſtändige Kleidung, Bücher, Schulgeld, und wir hatten kaum noch Brod. Vielleicht wäre trotz alledem das Gräßliche nicht über mich gekommen, wenn nicht eine neue Laſt mir bevorſtand. Wir erwarteten Familienzuwachs! O, mein junger Freund, Sie wiſſen nichts von wirklicher Noth! Ein Menſch allein — ein Mann — kann ſich immer durchſchlagen! Ein Stück Brod, eine Lagerſtätte, ein Rock auf dem Leibe — und er kann auch dabei froh und zufrieden ſein. Aber ein krankes, hinfälliges Weib und Kinder! Dieſe leiden, hungern ſehen — das macht zur Beſtie!

Tauſend ſchlechte Gedanken hatte ich ſchon abgeſchüttelt. Ich wollte das Vertrauen des alten Herrn irgendwie mißbrauchen, ihn betrügen, eine Fälſchung begehen — was weiß ich? Immer wieder überwand ich es.

Eines Abends jedoch überkam es mich wie Raſerei! Ich wollte und mußte mir Luft ſchaffen — um jeden Preis! Zum erſten Male in meinem Leben trank ich. Ich wußte ja, wo unſere Arbeiter ihre Vorräthe verſteckt hielten. Und mit ſiedendem Blut, mit wirrem Kopfe unternahm ich es, Herrn Soberski zu beſtehlen. Ach, nur einmal wollte ich frei athmen können, wollte die drückendſten Schulden bezahlen, das Nothwendigſte für meine Frau beſchaffen und nur für kurze Zeit die Kinder verſorgt haben — weiter dachte, weiter empfand ich nichts. Und ich drang Nachts in das Schlafzimmer Soberski's. Ich wußte genau Beſcheid. Dort auf dem Nachttiſch lag der große Schlüſſelbund — dem Bette gegenüber ſtand der Geldſchrank. Ein einziger Griff in dieſe mit Gold gefüllte Kaſſe, und ich war gerettet.

Wirklich gelang es mir, die Schlüſſel zu erfaſſen. In dieſem Augenblick aber ſchlug Bello, der kleine Hund, der vor Herrn Soberski's Bette ſchlief, laut bellend an. Ich wandte mich zur Flucht — ich hörte, wie der alte Herr ſich ſchnell erhob — der Hund ſprang kläffend hinter mir her, bis ich, um ihn abzuwehren, mit den großen Schlüſſeln nach ihm ſchlug. Bei ſeinem Schmerzensgeheul mußte ich mich umdrehen. Da ſtand inmitten des nur von fahlem Mondſchein beleuchteten Zimmers, hochaufgerichtet, Ihr Onkel. Drohend erhob er die Hand und ſtürzte gleich darauf, ohne einen Laut hervorgebracht zu haben, leblos zuſammen!"

Der Doktor ſaß da, keiner Erwiederung fähig.

Aus der Erzählung Bolten's ſtieg ihm in unheimlicher Greifbarkeit die maſſige, breitſchulterige Geſtalt des Verſtorbenen auf. Niemals in all' den Jahren hatte er ſich des alten Herrn ſo deutlich erinnert wie eben jetzt. Wie in ihrem tiefſten Innern mußte dieſe felſenharte Natur getroffen worden ſein von der Untreue Wilhelm Bolten's, daß ſie darüber ſo jählings zuſammenbrechen konnte! Er, der ſich aller Welt abgewendet hatte, der ein hartherziger Geizhals geworden war — mußte er es nicht wie ein Gericht über ſich kommen ſehen, als er ſich gerade da ſo ſchmählich getäuſcht ſah, wo er noch einmal voll vertraute?

Und andererſeits — mußte ſich nicht Bolten als der Mörder Soberski's fühlen? Der Doktor that in dieſem Augenblick einen tiefen Blick in die Geheimniſſe der Menſchennatur: wie unmittelbar berühren ſich gut und böſe in ihr.

Aber er ſchwieg. Wilhelm Bolten war nicht zu Ende.

„Als ein Dieb hatte ich den verhängnißvollen Gang angetreten — als ein Mörder kehrte ich zurück. Und dieſen ſeinen Mörder ſetzte der Verſtorbene zu ſeinem Univerſalerben ein, weil er treu bei ihm ausgehalten hatte! Wie ein grauſamer, blutiger Hohn ſtand mir meines Wohlthäters

letzter Wunsch Tag und Nacht vor Augen: ich sollte Bello bis an sein Lebensende treulich pflegen — Bello, den ich erschlagen hatte. Schlimmer als alle Strafen, die das Gesetz verhängen kann, lastete auf mir das Bewußtsein meiner Schuld. Vergebens sagte ich mir, daß ja der eine einzige Augenblick einer furchtbaren Verirrung nicht Alles auslöschen konnte, was ich gethan hatte, um — das Vertrauen und die Liebe dieses menschenfreundlichen Mannes mir zu erwerben; vergebens erinnerte ich mich, daß August Soberski ein Siebziger war, der auch ohne mein Dazwischentreten vielleicht in Kurzem gestorben wäre. Es war nicht abzuschütteln! Es hat mich Frau und Kind gekostet, mich in halben Wahnsinn gestürzt ... Jahre mußten vergehen, bis ich wieder ruhiger werden konnte. Ich lernte wohl nicht vergessen, aber ich bemühte mich, guten Gebrauch zu machen von dem, was mir zugefallen war. Dabei behielt ich allezeit Sie im Auge, Sie, dem ich vorgezogen worden war! Und nun versuchen Sie es, sich die Wirkung auszumalen, die der Name ‚Bello' auf mich machte. Ich konnte, durfte ja nicht darüber sprechen. In mir aber hörte, wußte ich nur das Eine: das Schicksal mahnt Dich an Deine Schuld. Und ich beschloß, das Thierchen zu behalten um jeden Preis. Welchen Preis er mich schließlich kostet, wissen Sie. Aber auch das wissen Sie nun, daß ich kein Recht habe, mich der Strafe zu entziehen."

Erschüttert hatte Dahlmann zugehört. Er erhob sich jetzt. Da stand er nun, gewissermaßen ein höherer Richter als Jene, die diesen Mann hier schuldig gesprochen — in diesem Augenblick mächtiger sogar als Jener, dessen Gnade man für ihn anrufen wollte.

Und von der Größe dieser Aufgabe voll erfüllt, drückte er dem noch vor Erregung zitternden Bolten die Feder in die Hand. Der Engel der Liebe stand zu seiner Seite und hieß ihn milde richten.

Digitized by Google

„Unterſchreiben Sie — mein Vater!“ ſagte er, und Wilhelm Bolten that nach ſeinem Willen.

* * *

Um eine der ſchmerzlichſten Erfahrungen ſeines Lebens reicher, verließ Doktor Dahlmann eben das Privatkabinet des Juſtizraths Lorenz, der es rundweg abgelehnt hatte, ſein Trauzeuge zu ſein.

Leopold hatte noch an demſelben Tage, an welchem er das Gnadengeſuch überreicht, die erforderlichen Schritte zu ſeiner Verheirathung mit Ella Bolten gethan. Ihr ſelbſt hatte er geſchrieben, der Vater wünſche, ſeines leidenden Zuſtandes halber, daß man ſowohl von einer öffentlichen Verlobung wie auch von der üblichen Wartezeit abſehe. Unverzüglich war ein reizender Brief von Ella eingetroffen. Sie habe ſich nun einmal in ſeine Hand gegeben, ſchrieb ſie, es ginge ihr, wie dem Vater, der ja auch ſein ganzes Vertrauen in ihn, den Rechtsanwalt ſetze. Wenn ſich nun wohl auch ſeine Fehler noch herausſtellen würden, ſo müſſe ſie doch mit allem Nachdruck darauf hinweiſen, daß auch ſie nichts weniger als ein Engel ſei. Und ſo würden ſie um ſo gewiſſer miteinander auskommen, als ja des guten Vaters Segen ſie geleite. Freilich müſſe der Bräutigam ſie nehmen, wie ſie gehe und ſtehe; dafür dürfe er denn auch helfen, Mancherlei für die Ausſtattung mit ausſuchen. Vor Allem möge er ſorgen, daß der Vater wieder geſund und froh werde. Dann — dann ſollte er nur rufen! In einem Poſtſkriptum hieß es: „Ein Plätzchen für meinen Bello darf ich mir wohl erbitten? Er iſt es ja doch, der uns zuſammengeführt hat!“

Dahlmann eilte aber noch aus einem anderen Grunde, als weil Ella's Vater dies wünſchte. Er war mit ſich darüber klar geworden, daß es kleinlich wäre, zuvor Bolten's Begnadigung abzuwarten. Daß dieſe erfolgen würde, war ja nicht zweifelhaft; aber er mochte auch nicht den Gedanken

aufkommen lassen, als wären seine Entschließungen jetzt noch davon abhängig. Im Gegentheil: er war sogar für den Fall gewappnet, daß der König das Gesuch ablehnen würde. Dann wollte Dahlmann freiwillig auf seine Stellung verzichten und einen anderen Lebensberuf ergreifen.

Er hatte wenig Verkehr. So wandte er sich an einen wohlwollenden, väterlichen Freund, an den Justizrath Lorenz, stellte diesem die ganze Sache vor — natürlich unter Verschweigung der düsteren Vorgeschichte — und bat, Jener möchte der standesamtlichen Handlung als Zeuge beiwohnen.

Aber Lorenz hatte, wie gesagt, entschieden abgelehnt.

„Was Sie für ein Vorurtheil halten, mein junger Freund," sagte Lorenz, „ist tief in unserer Gesellschaftsordnung begründet. Vielleicht mit Unrecht, aber dagegen kann und darf ein Einzelner nicht ankämpfen. Und thut er es, so unterliegt er eben. Ich für mein Theil, ich muß die außerhalb des Berufs liegende Berührung mit einem Bestraften vermeiden, weil eine solche Privatberührung mich in Gegensatz bringen müßte zu dem, was heute für Recht gilt und was auch ich für Recht halte. An dieser meiner Auffassung ändert es auch nichts, ob Ihr Mann begnadigt wird oder nicht. Verurtheilt ist er in jedem Falle, und diesen Makel kann ihm in einem Lande, in welchem es unabhängige Richter gibt, keines Königs Gnade abwischen!"

Und Dahlmann machte noch einen zweiten Versuch. Er fragte seinen Bureauvorsteher, ob er ihn und die Tochter Wilhelm Bolten's auf das Standesamt begleiten wollte.

„Der Herr Rechtsanwalt werden ja nach dieser Heirath doch die Praxis aufgeben," meinte der subalterne Beamte in naivem Egoismus, „und da möchte ich schon lieber vorher, zum Ersten, um meine Entlassung gebeten haben!"

So also stand es um die Rechtsauffassung der Welt! Diese Welt konnte in intimstem Verkehr verbleiben mit einem notorischen Schurken — so lange nur dieser Schurke

nicht vor Gericht geſtanden, ſo lange er nur nicht beſtraft worden war! Alle Schlechtigkeit, alle Gewiſſenslaſt, die Einer mit ſich herumſchleppte, alle Härte und Niedertracht, deren er fähig war, machten ihn nicht unbrauchbar für dieſe Geſellſchaft. Wehe aber, wenn irgend eine Regung — und wäre es auch die edelſte! — ihn in Widerſpruch brachte mit dem Geſetz! Dann ſtrafte man ihn — weil er beſtraft worden war!

Nein — dieſer Geſellſchaft war er keine Rückſicht ſchuldig! Mochten denn der Diener des Standesamtes und irgend ein Portier ſeine Zeugen ſein! Am 2. November würde er die Tochter des Verurtheilten heirathen.

* * *

Der Monat war zu Ende gegangen, noch ehe von höchſter Stelle her über das Geſuch des Verurtheilten eine Entſcheidung getroffen war. Bolten befand ſich im Gefängnißhoſpital.

Doktor Leopold Dahlmann aber, der heute ſein dreißigſtes Lebensjahr abſchloß, ſtand an dieſem Tage vor einer anderen, faſt nicht minder wichtigen Entſcheidung.

Er pflegte ſonſt nicht eben Werth auf die Feier ſeines Geburtstages zu legen. Außerhalb der Familie aufgewachſen, hatte er jene ſchöne Sitte gar nicht kennen gelernt, welche je einmal im Jahre ein einzelnes Familienglied ſozuſagen in den Mittelpunkt des Ganzen ſtellt. Auch ſeit er ſich ſelbſtſtändig gemacht, hatte ſich kaum Gelegenheit geboten, die Wiederkehr ſeines Geburtstages irgendwie feſtlich zu begehen.

Diesmal aber war ihm denn doch feierlich zu Muthe. Wenn er ſich den Onkel vorſtellte, beſonders nach der ergreifenden Erzählung Bolten's, mußte er ſich ſagen: es konnte nichts Geringes ſein, keine bloße Laune, was dieſen in ſich abgeſchloſſenen Charakter beſtimmt hatte, ſo zu handeln, wie er gethan. War er ſich doch bewußt, dem Onkel

immer Dankbarkeit, Ehrerbietung, Gehorsam entgegengebracht zu haben. Nur in dem einen, freilich entscheidenden Punkte hatte der Jüngling sich ihm nicht fügen können. Seinen Jugendtraum, dermaleinst als ein Hüter und Wahrer des Rechtes zu wirken, wollte er nicht mit eigener Hand zerstören.

Nun hatte der Rechtsanwalt aus der Hand der zuständigen Behörde jenen verschlossenen Brief in Empfang genommen, welchen Soberski für ihn hinterlegt.

In festen, steifen, großen Buchstaben stand auf dem Umschlage:

„Dem Sohne meiner Stiefschwester, dem Juristen Leopold Dahlmann, geboren am 30. Oktober 1855, auszufolgen an seinem dreißigsten Geburtstage, wenn er bis dahin — ausweislich seiner Personalakten — in keinerlei Konflikt mit dem Gesetz gerathen sein wird."

Ein amtlicher Verschluß war dem Siegel des Erblassers beigefügt.

Zwei Papiere entfielen der Hülle. Leopold schlug das erste auseinander: ein Schreiben vom Onkel. Es lautete:

„Ich habe Dich hindern wollen, ein Diener des bestehenden Rechts zu werden, weil eben dieses Recht mich zu einem einsamen, glücklosen Menschen gemacht hat. Auch ich bin einmal jung gewesen, jung und hoffnungsfroh. Ich habe auch geliebt, wie nur Einer zu lieben vermag. Aber ich durfte das Mädchen meines Herzens nicht heirathen, weil ihr Vater einmal in strafwürdiger Verblendung gegen das Gesetz gefehlt hatte. Was er gethan, das ließ man nicht ihn allein, sondern auch die Seinen büßen: sie waren gerichtet, weil er Strafe erlitten!

Eine Rechtsverfassung aber, die das herbeiführt, halte ich für hart und schlecht — ich wollte ihr keine frische Kraft zuführen!

Bist Du nun doch ein Mann des Rechts geworden und

biſt bis zu dieſem Tage noch immer nicht zu meiner Meinung gelangt, ſo will ich mich beſcheiden, und Dir ſoll zufließen, was ich heute für Dich bei der Reichsbank Zins auf Zins hinterlege.

Wenn aber auch Dir Zweifel gekommen ſind darüber, ob in unſerem Rechts- und Geſellſchaftsleben nicht ein arges Mißverhältniß beſteht zwiſchen Vergehen, Strafe und Nachwirkung dieſer Strafe, dann wünſchte ich von Herzen, daß Du Deinem Beruf entſagteſt, um mit Deinem Erbtheil in der Dir geeignet erſcheinenden Weiſe zu Gunſten der Kinder von Beſtraften zu wirken.

In jedem Falle wird es Dir zu ſtatten kommen, daß Du bis zu dieſem Tage auf Dich ſelbſt geſtellt warſt. Du biſt ein Mann geworden: entſcheide ſelbſt.

Soberski."

Noch ehe Leopold das zweite Papier geöffnet, ſtand ſein Entſchluß feſt: er würde ſeine Praxis aufgeben. Aber er glaubte zu träumen, er traute ſeinen Augen nicht, als er jetzt ſah, wie großherzig der Onkel an ihm gehandelt hatte!

In ſeiner Hand hielt er einen Depotſchein über eine runde halbe Million. Der Onkel hatte damals ſein Vermögen in zwei gleiche Hälften zerlegt und die eine für ſeinen Neffen beſtimmt.

Konnte der unerwartet große Beſitz den jungen Mann auch nicht entſchädigen für manches Schmerzliche, was er in dieſen Tagen erlebt, ſo würde er ihn doch in den Stand ſetzen, künftighin nur noch ſeinen Idealen zu leben — ſeinen und des Onkels!

Beglückt und ſtolz wollte er das Gerichtsgebäude verlaſſen, als er eben von einem Schreiber angerufen wurde.

„Herr Doktor — eine wichtige Nachricht: Bolten iſt begnadigt."

* * *

Mit aller Vorſicht wurde der ſchwerkranke Bolten aus

dem Lazareth des Gefängnisses in seine Villa überführt. Die Aerzte gaben keine Hoffnung: der Kranke hatte nur noch Tage zu leben.

Der telegraphisch herbeigerufenen Tochter eilte Doktor Dahlmann einige Stationen weit entgegen, um sie schonend vorzubereiten. Aber sie hatte schon aus seinen Briefen schließen müssen, wie schlimm es daheim stehe. Nur Eines lag ihr auf der Seele: sie konnte sich einer gewissen Ahnung nicht erwehren, als ob sie selbst nicht völlig schuldlos wäre an dem Unheil, das den Vater betroffen, und als dessen Folge die Erkrankung anzusehen war.

Vorsichtig entschloß sich ihr Verlobter, ihr anzudeuten, daß die eigentlich widerrechtliche Besitznahme des Hündchens den Anlaß zu allen weiteren Komplikationen gegeben.

Und nun trat sie ihm mit einer Bitte nahe. Man kam auf der Heimkehr durch Neustadt. Dort sollte Leopold auf dem Bahnhofe einen verläßlichen Mann ausfindig machen, der ihren kleinen Liebling seinem rechtmäßigen Besitzer zuführte.

Wilhelm Bolten bedurfte des ganzen Restes seiner sichtlich schwindenden Kräfte, um am nächsten Tage die Hände seiner Kinder ineinander zu legen.

Er litt keine Schmerzen. Nur ein allmäliges Hinschwinden war es, dessen Zeugen die jungen Leute sein mußten.

Und Eines erlebte er noch: daß am Abend dieses Tages Meister Hermes kam und mit eigener Hand das Hündchen wieder brachte. Das Thier wollte nicht bei ihm bleiben — Herr Bolten hätte ja auch so schwer seinetwegen gelitten — mochte seine Tochter es nun behalten.

Und Bello schien zu begreifen, daß hier der Todesengel nahe war. Er lag still und regungslos vor dem Bette Wilhelm Bolten's.

Die „Siebenhügelstadt“ an der Moldau.

Eine Wanderung durch Prag. Geschildert von **W. Kersten.**

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Als nach dem Einzuge Friedrich's von der Pfalz als erwählten Königs von Böhmen am 31. Oktober 1619 seine Gemahlin, Elisabeth von England, aus den Fenstern der Hofburg auf das zu ihren Füßen sich ausdehnende Prag schaute, da rief sie, hingerissen von diesem Anblick, aus: „Das ist eine wahrhaft königliche Stadt!“ Besonders häufig hat der Eindruck der böhmischen Metropole, zu deren bemerkenswertheſten Punkten wir unsere Leser zu führen gedenken, zu Vergleichen mit anderen berühmten Städten angeregt.

Nach dem Vorgange des bekannten Humanisten Konrad Celtes hat man es sehr oft mit Rom verglichen, und in der That umschließen seine Mauern, wie die der „Siebenhügelstadt“ an der Tiber, sieben Anhöhen. Jeder Fremde wird überrascht und hingerissen durch das malerische und ganz eigenthümlich fesselnde Bild der Stadt mit den vielen mittelalterlichen Gebäuden und Palästen, den zahlreichen Kirchen und Thürmen, die aus dem dichtgedrängten Häusermeer aufsteigen, und bei deren Betrachtung sich uns auf Schritt und Tritt große geschichtliche Erinnerungen aufdrängen, und dem mitten hindurchströmenden, von Inseln

unterbrochenen und von mächtigen Brücken überſpannten Strome. Rings herum aber ziehen ſich anmuthige Höhenzüge, und gewiß hat nicht leicht eine andere Stadt ſo viele Standorte aufzuweiſen, von denen jeder noch einen ſchöneren, reicheren und großartigeren Anblick zu haben ſcheint, wie der andere.

Solche Punkte ſind in erſter Linie die Anhöhe von Lieben, die alte Farber- und Schützeninſel, die Bruſtwehr vor dem Hradſchiner Schloß, aber am allerprächtigſten iſt doch wohl das Gemälde der Stadt von dem 324 Meter

Prag vom Laurenziberg aus geſehen.

hohen Laurenziberge aus geſehen, der ſüdlich vom Strahower Kloſter gegen die Kleinſeite zu ſteil abfällt. Dieſer Anblick des zu unſeren Füßen liegenden „goldenen Prag" iſt unvergeßlich; bewundernd weilt unſer Auge auf der Nikolauskirche, der Karlsbrücke, der Teynkirche, dem Rathhaus, auf den Paläſten und Klöſtern der Alt- und Neuſtadt und auf der Moldau mit ihren Schiffen und Flößen, ihren Mühlen und Wehren.

Zur Orientirung des Leſers ſei vorausgeſchickt, daß die Hauptſtadt des Königreichs Böhmen, die nach Größe und Bevölkerung (mit Vororten und Garniſon gegen 320,000 Seelen) die dritte Stadt der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie iſt, aus ſieben Stadttheilen beſteht. Am rechten Moldauufer

ganz in der Thalsohle liegt die Altstadt, das Centrum des Verkehrs, welche die enge und winkelige Josephstadt einschließt. In einem weiten Bogen von Süden bis Osten wird dann die ganze Altstadt von der Neustadt umschlossen, die auf beiden Seiten bis zur Moldau reicht. Dieser von Kaiser Karl IV. angelegte Stadttheil hat breite Straßen und meist neuere Gebäude.

Ueber die Moldau, die gegenwärtig sieben Brücken aufzuweisen hat, gehen wir hinüber zur Kleinseite am linken Moldauufer, die an der Abdachung des Laurenziberges und des Hradschins liegt. Der letztere bildet wieder einen besonderen Stadttheil mit seinen Adelspaläsen und Amtsgebäuden, der größtentheils von Beamten und kleinen Gewerbsleuten bewohnt wird. Als neue Stadttheile sind endlich noch der Wyschehrad im Süden der Neustadt und der Fabrikort Holleschowitz-Bubna im Nordosten der Stadt einverleibt worden, an deren Peripherie sich dann die Vorstädte Karolinenthal und Smichow, sowie eine größere Anzahl von Vororten anschließen.

Wundermärchen der Vorzeit knüpfen sich an die Gründung der altehrwürdigen Stadt, die von dem etwas weiter stromaufwärts gelegenen Wyschehrad, der Burg des weisen Krok und seiner Tochter Libussa, ausgegangen sein soll. Nach derselben Sage stammt der Name Prag daher, weil ein Arbeiter, den diese von Grillparzer verherrlichte Libussa mit dem Legen von Balken beschäftigt sah, von ihr befragt, was er da mache, geantwortet habe: „Prah“ (Schwelle), wovon die tschechische Bezeichnung der Stadt „Praha“ herrühre. Letztere ist aber weiblichen Geschlechts, das Wort „prah“ dagegen männlichen, weshalb man eine bessere Erklärung in dem Zeitworte praziti = brennen oder dörren gefunden zu haben glaubt. Darnach würde also Praha einen durch Abbrennen des Waldes freigemachten Platz bedeuten.

Als Gründungsjahr gibt der Chroniſt Hajek 723 n. Chr. an; für geſchichtlich erwieſen darf gelten, daß neben den kleinen Burgflecken unter den beiden Veſten Wyſchehrad und Prag, der jetzigen Hofburg, ſich zeitig ein dritter Ort am rechten Moldauufer erhob, wohin ſich Verkehr und Ge-

Der Hradſchin.

werbe zogen — die heutige Altſtadt, zuerſt aber „Neuſtadt" genannt.

Im 11. Jahrhundert herrſchte dort bereits ein ſchwungvoller Handel, und ſeit 1167 verband eine ſteinerne Brücke die Altſtadt mit der Kleinſeite. Ottokar II. organiſirte Prag als Stadt, und ſchon damals galt es für eine der größten und ſchönſten Städte in ganz Europa. Seinen

höchsten Glanz aber erreichte es unter dem Luxemburger Karl IV. durch die Gründung der Universität (1348), der Neustadt und durch zahlreiche Bauten. In den Hussitenkriegen hatte die Stadt viel zu leiden, die mit Ferdinand I. dauernd an das Haus Habsburg kam. Sie erlebte dann aber eine neue Blüthezeit unter Kaiser Rudolf II., der auf dem Hradschin residirte, und unter dem zahlreiche Adelige in der Stadt Paläste errichteten. War sie unter den Luxemburgern eine Weltstadt gewesen, so galt sie damals als die Hauptstadt der Habsburgischen Lande, mußte diesen Rang aber seit Ferdinand II. an Wien abtreten. Die Stadt litt furchtbar im dreißigjährigen Kriege wie im österreichischen Erbfolgekriege, und hat sich erst unter der friedlichen Regierung Franz' I. und Ferdinand's I., der nach seiner Abdankung im Jahre 1848 bis zu seinem am 29. Juni 1875 erfolgten Tode auf dem Hradschin residirte, wieder aufgeschwungen.

Von dem Hradschin, dem Kapitol Prags, aus beginnen wir unsere Wanderung durch die Stadt. Den Mittelpunkt bildet der Hradschiner Platz mit der Marienſäule, an dem der erzbischöfliche Palast, das ehemalige gräflich Sternberg'sche Haus (gegenwärtig Idiotenanstalt), das fürstlich Schwarzenberg'sche Majoratshaus im altflorentinischen Style, das Karmeliterinnenkloster und das frühere Toskanische Palais, jetzt dem Kaiser Franz Joseph gehörig, liegen. Auf der Ostseite des Platzes erheben sich die ausgedehnten Gebäude der königlichen Hofburg, deren Gründung auf Libussa zurückgeführt wird.

Die böhmischen Regenten wohnten aber noch bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts mehr auf dem Wyschehrad; Ottokar II. that viel für die Burg auf dem Hradschin, dann aber verfiel sie, so daß Karl IV., als er nach Prag kam, erst in einem Privathause wohnen mußte, bis die Burg mit großem Aufwand und Geschmack restaurirt war.

1541 fiel ſie einer Feuersbrunſt zum Opfer, wurde aber von Ferdinand I. wieder aufgebaut und von Rudolf II. ſo prächtig hergerichtet, daß der Hradſchin als das achte Weltwunder geprieſen wurde. Der Kaiſer zog Gelehrte und Dichter an ſeinen glänzenden Hof, der für jene Zeit wie ein Muſenſitz erſchien; im Hofgarten wurden die edelſten Pflanzen gezogen, und im Hirſchgraben hegte man wilde und ſeltene Thiere. Auch großartige Sammlungen ließ Rudolf II. zuſammenbringen, die im Jahre 1612 bereits auf 17 Millionen Gulden geſchätzt wurden und eine Fülle von Koſtbarkeiten enthielten. Daneben finden wir freilich auch ſehr fragwürdige Stücke verzeichnet: die Mütze und Pantoffeln des Herzogs Premyſl, des ſagenhaften Gemahls der nicht minder ſagenhaften Libuſſa;

Die Metropolitankirche zu St. Veit.

das Gebiß einer Sirene aus dem Aegäiſchen Meere; zwei eiſerne Nägel aus der Arche Noah und dergleichen mehr. Unter Maria Thereſia erfolgte dann abermals ein Umbau der Burg durch den Baumeiſter Anſelm Luragho in den Jahren 1756 bis 1775.

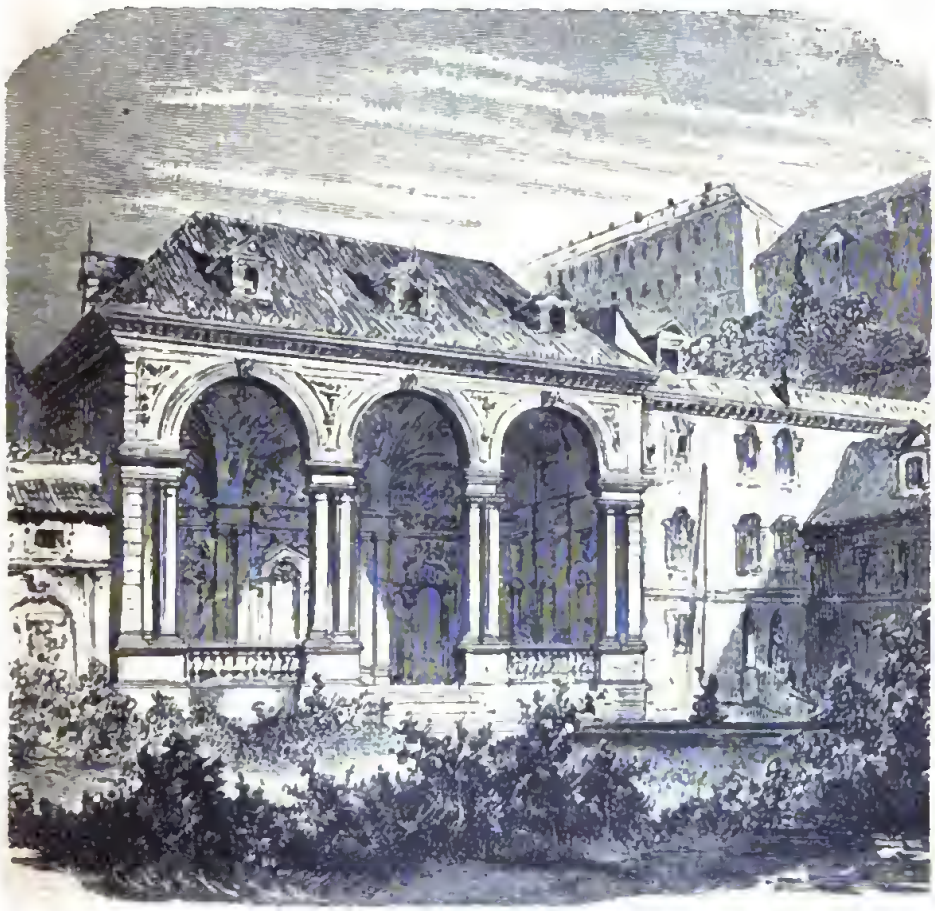
Die Burg umſchließt drei Höfe, von denen der Fremde

zuerst den zweiten von der Staubbrücke her betritt; dann wendet man sich durch den 1614 von Scamozzi vollendeten Portalbau zum ersten Hof, der gegen den Hradschiner Platz durch ein Eisengitter mit Bildsäulen geschlossen wird. Diese Gebäudefront enthält die kaiserlichen Wohngemächer, die zuletzt Kaiser Ferdinand und bis 1884 noch dessen Wittwe, die Kaiserin Maria Anna, inne hatte; unten befindet sich die Burgwache. Hierauf geht es zurück und quer über den zweiten Hof in den dritten; in den anstoßenden Gebäuden ist der große gothische Huldigungssaal, von Wladislaw II. 1502 erbaut, sehenswerth; ferner der Landtagssaal und im zweiten Stock die historisch berühmte alte Landstube, aus deren Fenstern am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Statthalter Slawata, Martinitz und deren Sekretär Fabricius kopfüber in den Wallgraben hinuntergestürzt wurden, was bekanntlich den eigentlichen Anlaß zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges abgab. In dem Garten, der sich jetzt an der Stelle des Wallgrabens befindet, sind zum Gedächtniß der Errettung der Statthalter, die, wie auch ihr Sekretär, mit dem Leben davonkamen, zwei Pyramiden errichtet; die Stube selbst enthält noch Möbel aus jener Zeit.

Eine Terrasse scheidet diesen dritten Hof von dem Dome oder der Metropolitankirche zu St. Veit, dessen Bau unter Karl IV. begonnen, aber unvollendet geblieben ist. Vollendet ist nur der durch Peter Arler von Gmünd 1385 fertiggestellte gothische Chor; der Thurm, vor dem Brande von 1541 noch 160 Meter hoch, hat jetzt nur noch 99 Meter und ist mit einem Haubendach abgeschlossen. Ein Dombauverein hat sich aber den Ausbau der Kathedrale zum Ziele gesetzt und fördert das pietätvolle Werk mit großer Energie. Von den zahlreichen Denkmälern im Innern ist hervorzuheben das königliche Mausoleum, das Rudolf II. 1589 durch A. Colins aus Marmor und Alabaster fertigen ließ,

im Mittelſchiff und im Chorumgang das 2000 Kilogramm ſchwere ſilberne Grabdenkmal des heiligen Johannes von Nepomuk.

Hinter dem Dome erhebt ſich die von Ottokar II. erbaute Allerheiligenkirche, daneben das Thereſianiſche Adlig-



Wallenſteinhalle.

Fräuleinſtift und die uralte romaniſche St. Georgskirche mit dem Grabmal der heiligen Ludmila. An einer Reihe von Paläſten vorbei gelangt man auf den Lorettoplatz, der nach einer Nachbildung der Casa santa in Loretto aus dem 17. Jahrhundert benannt iſt. Dort liegt die große Franz Joſephs-Kaſerne, früher ein Palais der Grafen Czernin, an der vorüber uns der Weg zum Prämonſtratenſerſtift Strahow führt. Es wurde 1140 vom Könige

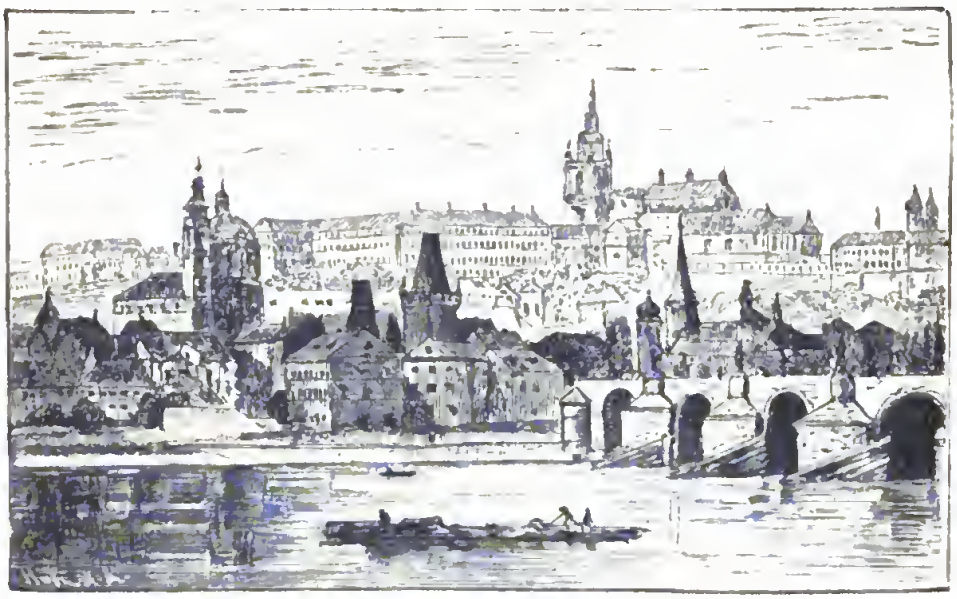
Wladislaw I. gestiftet, stammt aber in seiner jetzigen Gestalt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. In seiner

Die Kleinseitner Brückenthürme.

Kirche befindet sich die größte Orgel Böhmens, ein Denkmal des heiligen Norbert, Ordensstifters der Prämonstra-

tenſer, und das Grabmal des bei Lützen gefallenen Grafen Pappenheim; auch die Gemäldegallerie in der Prälatur und die Bibliothek ſind ſehenswerth.

Von dem Stifte begeben wir uns zur Burg zurück, durchſchreiten den erſten Burghof und das Burgthor, um dann rechts am Schloßgarten entlang bis zum Belvedere zu wandern, deſſen Beſuch nicht verſäumt werden darf. Dies zierliche Luſtſchloß, ein Muſter edler italieniſcher Re-



Kleinſeite und Hradſchin.

naiſſance, ließ Kaiſer Ferdinand I. in dem Garten der Fürſtenburg 1534 für ſeine Gemahlin Anna aufführen. Irrthümlich wird der Bau zuweilen als Tycho de Brahe's Obſervatorium bezeichnet, wenn auch Rudolf II. wohl zuweilen mit ſeinem Aſtronomen von dort aus die Geſtirne beobachtet haben mag. Der große Saal des Belvedere iſt in den Jahren 1850 bis 1856 mit Fresken aus der böhmiſchen Landesgeſchichte geſchmückt worden.

Unterhalb des Hradſchin dehnt ſich bis zur Moldau die Kleinſeite aus mit acht Plätzen, darunter der Kleinſeitner Ring oder Stephansplatz mit dem 1858 auf ſeiner Südſeite

errichteten Radetzky-Denkmal. Westlich liegt das Generalkommando und die 1673 bis 1752 erbaute St. Nikolauskirche mit ihrer majestätischen Kuppel. Von der Nordostecke dieses Platzes führt uns die Thomasgasse an der Thomaskirche vorüber zum Waldsteinplatze, an dem sich die ehemalige Residenz des Friedländers erhebt: das imposante gräflich Waldstein'sche Palais, 1623 von Albrecht v. Wallenstein, Herzog von Friedland, erbaut. Es ist auch gegenwärtig noch Eigenthum der Familie und ziemlich unverändert erhalten. Im Garten befindet sich eine prachtvolle offene Halle im Renaissancestyl, ferner eine Badegrotte und ein Spielsaal.

Wir wenden uns nunmehr zurück zum Kleinseitner Ring, um durch die Brückengasse zur Karlsbrücke zu gelangen, die auf dieser Seite durch die beiden Kleinseitner Brückenthürme abgeschlossen wird. Der kleinere südliche Thurm stammt aus dem 12., der größere aus dem 14. Jahrhundert.

Die berühmte steinerne Karlsbrücke ist die älteste unter den Prager Brücken, 497 Meter lang, 10 Meter breit, mit 16 Bogen und Thurmbauten an beiden Enden; sie befindet sich an Stelle der 1352 durch einen Eisgang zerstörten „Judithbrücke“. Den Grundstein dazu legte Kaiser Karl IV. am 9. Juli 1337, doch wurden die Arbeiten durch die Unruhen unter Wenzel gestört und erst 144 Jahre später vollendet. Als Schmuck der Brücke wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beiderseits auf dem Geländer dreißig Standbilder in Gruppen aufgestellt, darunter in der Mitte das Erzbild des heiligen Johannes von Nepomuk, des böhmischen Landespatrons, von Peter Vischer. Eine kleine Deckplatte auf der Brüstung kennzeichnet ferner die Stelle, von wo der Heilige auf Befehl des Kaisers Wenzel in die Moldau hinabgestürzt wurde. Tausende und aber Tausende aus dem ganzen Lande pflegen seit Jahrhunderten

am 16. Mai, dem Gedächtnißtage des Heiligen, hierher zu wallfahrten, und allgemein war daher das Bedauern, als das furchtbare Hochwaſſer der Moldau am 4. September 1890 auch dies althiſtoriſche Bauwerk, das als unüberwindlich gegolten hatte, zerſtörte und drei Wölbungen der Brücke vollſtändig hinwegriß.

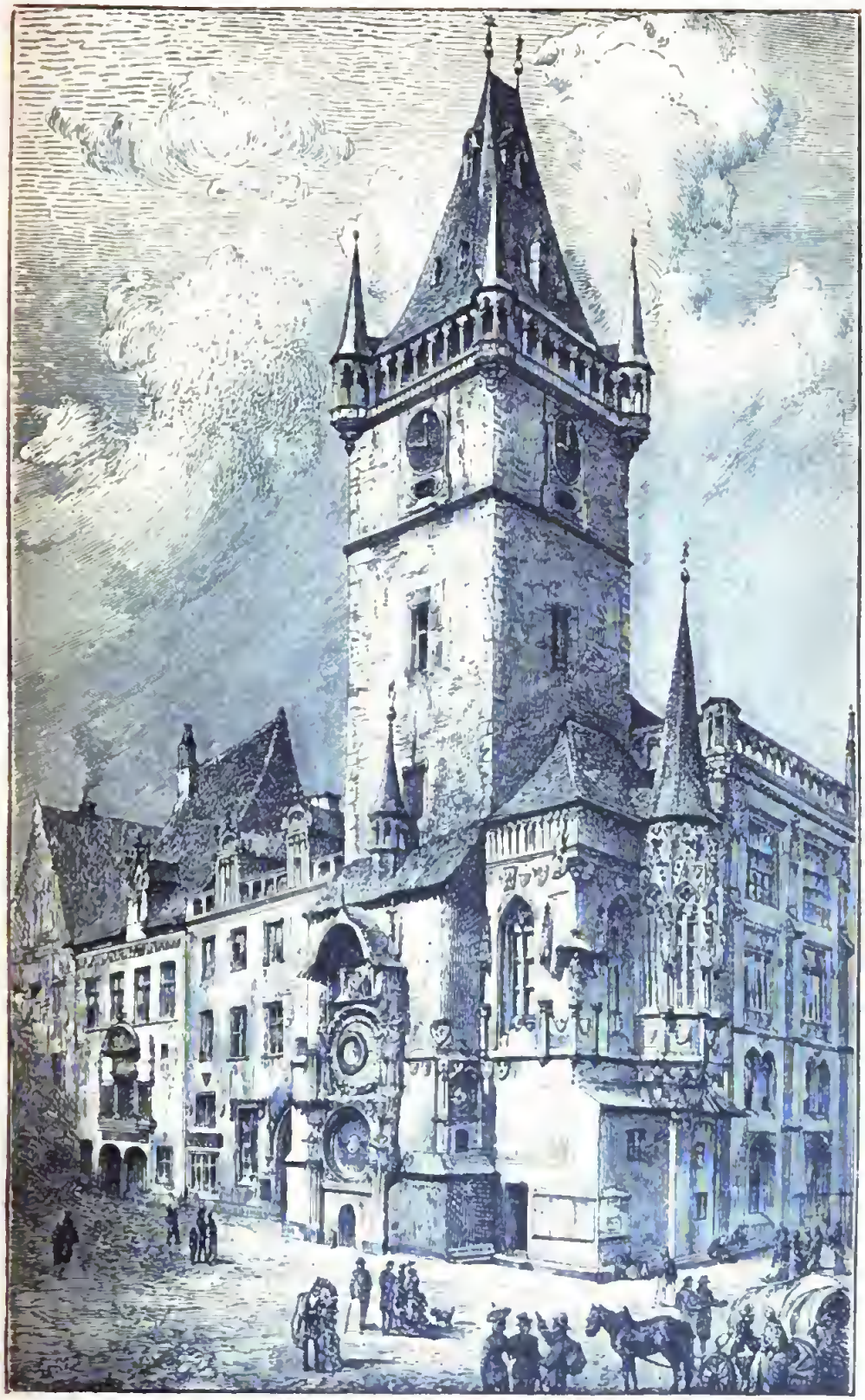
Jetzt iſt aber das Wahrzeichen der Stadt wieder hergeſtellt worden, und am 19. November 1892 hat die feierliche Wiedereröffnung und Einweihung der reſtaurirten Brücke ſtattgefunden, die darauf dem allgemeinen Verkehr freigegeben wurde. Viele Tauſende, dieſowohl auf der Kleinſeite als auf der Seite der Altſtadt ungeduldig dieſes Augenblickes geharrt hatten, zogen ſodann über die Brücke, die den ganzen Tag von Beſucherſchaaren nicht leer wurde. — Mit Recht geprieſen wird die Ausſicht von der Brücke, die in der That bezaubernd iſt und wohl jedem Beſucher unvergeßlich bleibt. Rückwärts ſchweift der entzückte Blick über die vom Hradſchin überragte Kleinſeite, ſeitwärts über die Inſeln und die ſtattlich umſäumten Ufer des Stromes. Vor uns liegt der Altſtädter Brückenthurm, der dort die Brücke ebenſo abſchließt, wie auf der anderen Seite die Kleinſeitner Brückenthürme. Im Hintergrunde aber vollendet die ſagenumwobene Bergveſte Wyſchehrad und der Laurenziberg mit ſeiner Kirche zwiſchen Gehölz und

Kreuzherren-Kloſter und Altſtädter Brückenthurm.

grünen Matten das Bild. — Der Altstädter Brückenthurm, durch dessen Thor wir nun die Altstadt betreten, ist erst in neuerer Zeit restaurirt worden und architektonisch höchst interessant. Es ist ein mächtiger gothischer Bau aus dem Jahre 1452 und mit mehreren Thürmchen und Statuen, sowie mit den Wappen aller Länder geschmückt, die ehedem mit Böhmen verbunden waren. Auf der Thurmgallerie waren bis zum November 1631 die Köpfe der am 21. Juni 1621 auf dem Altstädter Ring hingerichteten Adeligen in eisernen Käfigen ausgehängt. 1648 schützte die Festigkeit des Thurmes die Alt- und Neustadt vor den gefürchteten Schaaren der Schweden, die sich durch den Verrath des Rittmeisters Odowalsky beinahe ohne Schwertstreich der Kleinseite bemächtigt hatten.

In unmittelbarer Nähe der Brücke liegt das Kreuzherren-Kloster (1662 erbaut) mit Kirche; vor dem Kloster erhebt sich in einer kleinen Anlage das Denkmal Kaiser Karl's IV. von Hähnel, das 1848 aus Anlaß der fünfhundertjährigen Gründungsfeier der Prager Universität errichtet wurde. Bei dem Denkmal vorüber gelangen wir zu dieser berühmten Hochschule, dem Carolinum, das aber jetzt in eine deutsche und eine böhmische Universität getheilt ist. Eine ganze Häuserinsel mit zwei Kirchen, zwei Kapellen, drei Thoren und sieben Thürmen ist das Kollegium Clementinum in der Karlsgasse, das aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, und in dem sich neben den Hörsälen für die Studenten auch die Bibliothek, alle Sammlungen, die Sternwarte, die Akademie der bildenden Künste und das erzbischöfliche Seminar befinden.

Von dort ist es nicht weit bis zum Altstädter Kleinen Ring mit schönem Brunnen und dem östlich daran liegenden Großen Ring, einem unregelmäßigen Viereck, das von architektonisch und geschichtlich interessanten Bauten ein-



Altstädter Rathhaus.

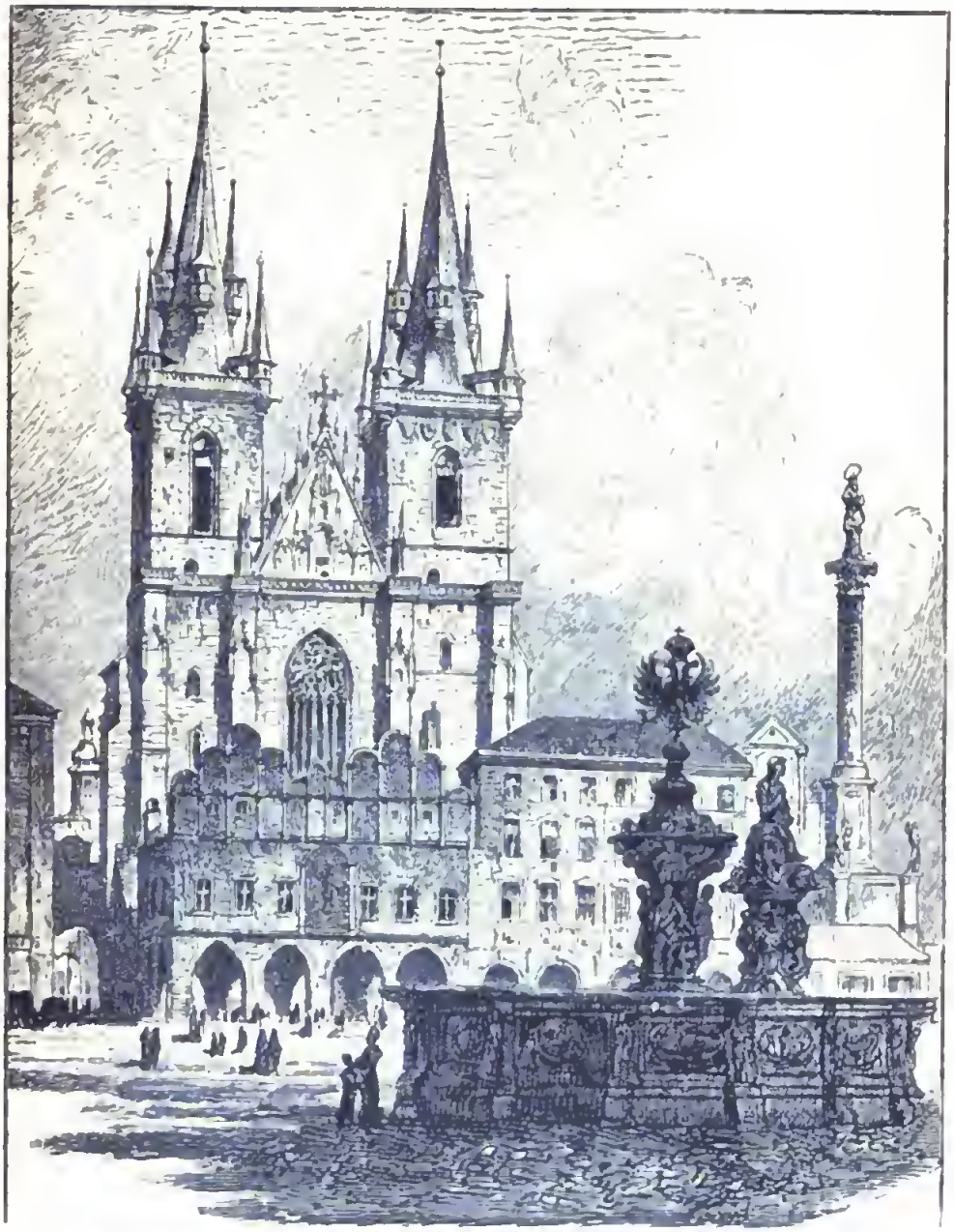
geschlossen wird. Dieser Platz war der Schauplatz von Turnieren, wie von öffentlichen Gerichtssitzungen und zahllosen Hinrichtungen, nicht minder auch von Volksaufzügen, wie von Aufläufen und anderen lärmenden Scenen.

Auf seiner Westseite erhebt sich das Altstädter Rathhaus, 1838 bis 1848 im gothischen Styl an Stelle des theilweise niedergerissenen alten Rathhauses errichtet, von dem nur die Kapelle, der große Thurm vom Jahre 1474, die Südseite mit schönem Portal und die alte Raths- und die Gemeindestube noch übrig sind. Auf der Südseite ist auch das merkwürdige astronomische Uhrwerk des Meisters Hanusch von 1490 zu sehen. Es zeigt nicht nur die Stunden, sondern neben dem Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes auch den Thierkreis, die Mondphasen, die goldene Zahl, die Festtage des Jahres u. s. w. Dann stehen mit dem Uhrwerk noch einige bewegliche Figuren in Verbindung, so die eines Geizhalses und eines Knochenmannes. „Freund Hein" nickt bei jedem Glockenschlage mit dem Kopf und öffnet die Kinnlade, während der Geizhals, seinen Geldbeutel in der Hand haltend, das Haupt schüttelt.

Vor dem Rathhause war am 21. Juni 1621, nach der Schlacht am Weißen Berge, ein schwarz behangenes Blutgerüst aufgeschlagen, auf dem 27 der angesehensten Adeligen hingerichtet wurden, deren Köpfe dann — wie vorhin erwähnt — zur Warnung öffentlich aufgestellt wurden. Gleiches Schicksal traf auf Wallenstein's Befehl im Februar 1633 elf Offiziere höheren Ranges wegen Feigheit in der Schlacht bei Lützen.

Gegenüber dem Rathhause erhebt sich auf dem Ringe die aus einem Block gehauene schlanke Mariensäule von Pendel, die Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1650 aus Dankbarkeit für die Errettung der Altstadt vor den Schweden errichten ließ. Etwas nördlich davon gewahren wir den

ſchönen Rathhausbrunnen von rothem Marmor (vermuthlich aus der Zeit Karl's VI.), neben dem ſich bis zum



Der Altſtädter Große Ring mit: Teynkirche, Rathhausbrunnen, Marienſäule.

Jahre 1786 ein eiſerner Käfig erhob, der als eine Art von Pranger diente.

Das Teyngäßchen führt zu der gegenüber liegenden

Teynkirche, die nach dem Dome die berühmteste und interessanteste Kirche Prags ist, aber leider durch die Anbauten vor ihrer Vorderfront arg entstellt wird. In architektonischer Beziehung besonders bemerkenswerth sind die

Der Pulverthurm.

beiden stattlichen Thürme und das schöne nördliche Seitenportal mit einem alten Hautrelief, welches die Passionsgeschichte zur Darstellung bringt. Im 14. Jahrhundert war die Teynkirche bereits eine der vier Hauptpfarrkirchen der Altstadt und hatte berühmte Kanzelredner. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts unternahmen dann die deutschen Kaufleute einen Neubau, der jedoch durch den Hussitenkrieg unterbrochen wurde. Erst 1463 kam die Kirche unter Georg

v. Podiebrad endlich zum Ausbau. Im Innern ſind bemerkenswerth: die Marmorſtandbilder der böhmiſchen Apoſtel Cyrill und Methodius von E. Max in der Marienkapelle; das Grabmal des 1601 in Prag verſtorbenen berühmten däniſchen Aſtronomen Tycho de Brahe, und vor der Mariä Lichtmeßkapelle die Waldſtein'ſche Familiengruft.

Judenkirchhof.

Biegen wir nun vom Großen Ring in die Zeltnergaſſe ein und durchſchreiten dieſe, ſo kommen wir zu dem Pulverthurm, der den Eingang der Altſtadt bezeichnet und urſprünglich ein Thorthurm zwiſchen dieſer und der Neuſtadt war. Er iſt ein prächtiges Bauwerk, das dem Altſtädter Brückenthurm würdig zur Seite ſteht, erbaut von 1475 bis 1484 und im Jahre 1883 reſtaurirt. Nördlich angrenzend liegt der Königshof, der einſt den böhmiſchen Königen zur

Residenz diente, jetzt aber als Kaserne benutzt wird; ihm gegenüber ist das Zollamt.

Noch eine ganze Reihe denkwürdiger, durch Alter und Geschichte bemerkenswerther Bauten, Häuser, Kirchen, Thürme und Thore (z. B. das Alte Thor) müßten wir schildern, um nur annähernd vollständig zu sein, was hier jedoch aus räumlichen Rücksichten nicht möglich ist. Wir begnügen uns damit, den Leser zum Schluß noch nach der den nordwestlichen Winkel der Altstadt bis zum Rudolfsquai einnehmenden Josephstadt zu geleiten, die bis zum Jahre 1850 noch die Judenstadt war. Gegenwärtig besteht etwa die Hälfte der Bewohner dieses Viertels aus ärmeren Christen, aber dennoch hat dieser Stadttheil ein ganz eigenthümliches Gepräge bewahrt und bietet dem Fremden die interessantesten und originellsten Bilder.

Wie alt diese Judenstadt eigentlich ist, darüber finden sich die widersprechendsten Angaben; geschichtlich steht aber fest, daß im Jahre 1098 alle israelitischen Einwohner der Stadt gezwungen wurden, fortan ihre Behausungen ausschließlich in diesem „Ghetto“ zu haben. Aus der interessanten Chronik dieses Viertels sei besonders der große Brand vom Jahre 1689 erwähnt, der durch Mordbrenner, die Ludwig XIV. ausgesandt haben sollte, angelegt wurde. Die ganze Judenstadt, 318 Häuser und 11 Synagogen, wurde damals von den Flammen verzehrt, aber außerdem brannten noch mehr als 400 Häuser der Alt- und Neustadt nieder. 1745 wurden alle Juden zur Auswanderung gezwungen, durften aber im nächsten Jahre wieder zurückkehren.

Gegenwärtig hausen in den finsteren und schmutzigen Gassen der Josephstadt, welchen Namen dieses Viertel im Jahre 1850 erhalten hat, gegen 10,000 Menschen, die durchweg der ärmeren Klasse angehören, in 280 Häusern. Hier wird mit allen möglichen Gegenständen Handel ge-

trieben, und nichts iſt ſo alt und verdorben, das nicht noch ſeinen Werth und ſeinen Preis hätte, der freilich erſt durch endloſes Feilſchen feſtgeſetzt werden kann.

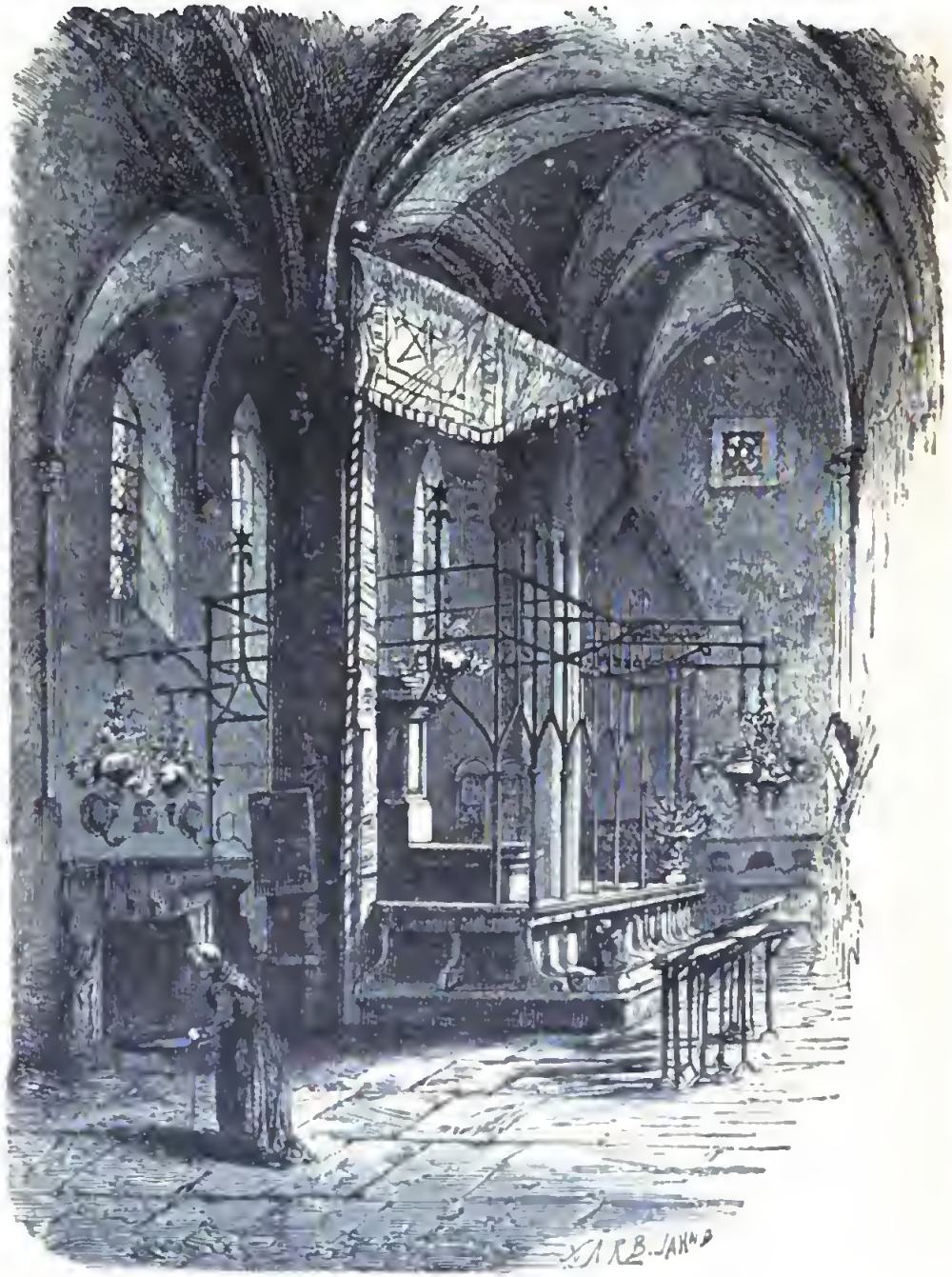
Es befinden ſich hier in der Joſephſtadt 10 Synagogen, von denen die älteſte und ſehenswertheſte die ſogenannte Altneuſchule iſt, die in der Rabbinergaſſe, gegenüber dem alten jüdiſchen Rathhauſe liegt. Sobald man in die Gegend kommt, drängt ſich alsbald eine Schaar ſchmutziger Jungen heran mit der dringlichen Frage, ob man die Altneuſchule ſehen wolle, und nicht ſelten muß erſt ein erbitterter Kampf darüber entſcheiden, wer den Fremden führen darf.

Altes Thor.

Die Altneuſchule iſt ohne Zweifel eines der älteſten Gebäude Prags, eine ſeltſame, düſtere Steinmaſſe, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1316, welche die Sage urſprünglich von den erſten Flüchtlingen aus dem zerſtörten Jeruſalem herrühren läßt. Mehrere Stufen führen in das nur matt erhellte Innere, wo ſich in der Mitte das erhöhte Almemor erhebt, von dem am Sabbath aus dem Pentateuch vorgeleſen wird.

Dicht bei der Altneuſchule, mitten in einem Gewirr ärmlicher, ſchmaler Gaſſen, liegt der alte Judenkirchhof Beth Chaim, d. h. Haus des Lebens. Ueberwuchert von Strauchwerk und Schlingpflanzen, ſind dort Tauſende von ſchwarzgrau bemoosten Leichenſteinen zu ſehen, die mit hebräiſchen Inſchriften bedeckt und von denen manche viele Jahrhunderte alt ſind. Zahlreiche darunter tragen das

Zeichen des Stammes, dem der Verſtorbene angehörte; ſo bezeichnet z. B. eine Urne den Stamm Levi, zwei Hände



Inneres der Altneuſchule in Prag.

das Geſchlecht Aaron u. ſ. w. Eines der intereſſanteſten Grabmäler iſt das des Rabbi Löw († 1609), ein ſchön

gearbeiteter, tempelartiger Sarkophag mit einem eingemeißelten Löwen. Seit Kaiſer Joſeph II. darf dieſer Friedhof, der einen düſteren, unheimlichen Eindruck hervorruft, nicht mehr als Begräbnißſtätte benutzt werden.

Von dieſer märchenumwobenen Stätte des Todes ſollten wir den Leſer nun wieder in das lebhaft pulſirende Leben der Gegenwart zurückführen und ihn in die Neuſtadt geleiten, welche die ganze Altſtadt halbkreisförmig umſchließt und zahlreiche Sehenswürdigkeiten aufzuweiſen hat. Wir müßten auch die raſtloſe induſtrielle Thätigkeit, die namentlich in den Vorſtädten und verſchiedenen Vororten herrſcht, überhaupt die gewerbliche und kommerzielle Bedeutung der Stadt noch ſchildern, oder die Schützeninſel und die Sophieninſel, zwei Hauptvergnügungsorte der Prager, und ſo manche Punkte in der Umgebung beſuchen. Doch es mag genug ſein für einen orientirenden Ueberblick, den wir ja hier nur geben können, der jedoch wohl ſchon genügend darthut, daß die moldaubeherrſchende „goldene Praga“ mit Recht als eine der ſchönſten und intereſſanteſten Städte gerühmt wird.

Die künſtliche Verunſtaltung des menſchlichen Körpers.

Ein Beitrag zur Mode.

Von Silveſter Frey.

(Nachdruck verboten.)

Die Mode, dieſer uralte Tyrann der Menſchheit, beſchränkt ſich nicht darauf, unſere Kleidung unter ganz beſtimmte Geſetze zu zwingen, ſondern ſchreibt auch oftmals dem menſchlichen Körper ſelbſt gewaltſame Abänderungen ſeiner urſprünglichen Form vor. Wenn wir uns jene erſten Umwandlungen allenfalls gefallen laſſen wollen, müſſen uns die letzteren dagegen in ihrer Geſammtheit mehr oder minder verwerflich erſcheinen.

Dabei ahnt man in den ſeltenſten Fällen, wie arg der irre geleitete Schönheitsſinn des Menſchen dem Körper zuſetzen kann. Am bekannteſten pflegt noch die künſtliche Mißgeſtaltung zu ſein, welche die Füße der chineſiſchen Frauen aufweiſen. Doch bildet dieſe Art von Verkrüppelung trotz ihrer Ausbreitung über eines der bevölkertſten Reiche der Erde immer nur einen kleinen Theil von all' den übrigen, von welchen uns Kunde zugekommen iſt.

Uebrigens hat der Europäer keineswegs ein Recht, die Völkerſchaften, von welchen er vernimmt, daß ſie ihren Körper derart umgeſtalten, mit überlegenem Urtheil abzuthun. Denn die durchſtochenen Ohrläppchen, deren

unſere Schönen bedürfen, um die betreffenden Kleinodien zur Schau zu ſtellen, vor Allem aber die durch enge Schnürleiber verkrüppelten Lebern und Lungen, gehören zu den böſeſten Verſtümmelungen, welche der menſchliche Körper zu beſtehen hat.

Auch noch in anderer Hinſicht wetteifern wir mit Völkerſchaften, welche ſonſt von uns als „wilde" bezeichnet werden. Der Köluiſche „Oeffentliche Anzeiger" vom Oktober 1885 enthielt in einem Steckbrief gegen den Musketier Johann Geſchwindhammer, welcher Ende September derſertirte, folgende „beſondere Kennzeichen": „Auf der Bruſt ein Kreuz und ein Herz mit den Buchſtaben G. J. 82, auf dem Rücken ein Wappen, darin ein Schiff und auch jene Buchſtaben, auf dem rechten Oberarm einen Frauenkopf, auf dem rechten Unterarm einen Araber, welcher in der einen Hand ein Glas, in der andern eine Flaſche hält, zwei ineinander liegende Hände, ein Kreuz mit der Inſchrift: ‚Souvenir d'Af', an dem rechten Handgelenk ein Kreuz, am Daumen einen Anker, auf dem linken Unterarm ein Arabermädchen, einen Baum und eine Kirche — Alles tättowirt."

Eine der gewaltſamſten Arten, einen Theil des menſchlichen Körpers abweichend von der Natur umzugeſtalten, wird am Kopfe vorgenommen. Die Sitte iſt ebenſo alt wie barbariſch. Schon bei Hippokrates, dem Altvater der Aerzte, findet ſich eine Stelle, welche darauf Bezug hat. Sie lautet: „In dem Lande, welches ſich rechts von den Gegenden befindet, wo im Sommer die Sonne aufgeht, wohnt ein Volk, deſſen Individuen ‚Langköpfe' genannt werden. Sie führen dieſen Namen aber, weil ſich kein weiteres vorfindet, welches ähnlich geſtaltete Köpfe beſäße. Anfangs iſt, wie es ſcheint, ein Brauch der Menſchen die Urſache der Verlängerung des Kopfes geweſen; nachher hat aber die Natur auch das Ihrige beigetragen. Jener Brauch, welchem die Anſicht zu Grunde liegt, daß man um ſo edler

erſcheine, je höher der Kopf iſt, beſteht darin, daß nach der Geburt des Kindes derſelbe, der dann noch zart und fügſam iſt, mit den Händen gepreßt und gleichſam geformt, anderſeits aber durch Bänder und Maſchinen genöthigt wird, in die Länge zu wachſen."

Daß der berühmte Arzt des Alterthums ſich mit dieſer Meldung in keinem Irrthum befunden, beweiſen die Schädelfunde, welche man noch immer macht. Die Gegend, welche Hippokrates an jener Stelle ſeines Werkes im Auge hat, iſt die heutige Krim mit den angrenzenden Länderſtrecken.

Zu dem von Hippokrates Erzählten ſtimmt ein Bericht, welcher aus der neueſten Zeit ſtammt. Bei den Kariben, den Bewohnern der Antillen, konnte vor einigen Jahrzehnten ein Reiſender die Methode, durch welche eine ſolche Umgeſtaltung des Kopfes vorgenommen wurde, beobachten. Er erzählt, daß derſelbe ſofort nach der Geburt des Kindes oft und leicht mit der Hand gedrückt werde. Nachdem das drei bis vier Tage gedauert hat, kommt das Kind in eine Kiſte oder Wiege, wo ein Brett, durch Werg und Moos unterſtützt, auf den Vorder-, ein anderes auf den Hinterkopf gebunden wird. Das bedauernswerthe Weſen wird höchſt ſelten aus dieſer qualvollen Lage befreit; meiſt bleibt es darin, bis es gehen kann. Der Anblick, welchen ein ſolches Kind auf den Europäer macht, ſoll geradezu ſchauererregend wirken. Die Augäpfel ſtehen weit vor und ſind aufwärts gerichtet. Das Schönheitsideal, welches durch die betreffende Marter erreicht werden ſoll, beſteht in einer keilförmigen Umbildung des Kopfes. Die Mode ſchreibt ſie vor, und der Menſch, ihr fügſamer Sklave, ſchreckt vor keiner Grauſamkeit, vor keinem Schmerz zurück, wenn er den Geſetzen jener gerecht werden kann. Inzwiſchen iſt es der wiſſenſchaftlichen Forſchung gelungen, noch eine ganze Reihe von Völkerſchaften ausfindig zu machen, welche gleichfalls die Umbildung des Schädels zu ihrem Schön-

heitsprinzip machen. Wenn man ſich eine ſolche Barbarei bei Indianern und Negern allenfalls gefallen läßt, war man dennoch erſtaunt, als ſie ſogar aus einem Theile Frankreichs gemeldet werden mußte. In der Normandie herrſcht noch heute der Volksgebrauch, auf dem Kopfe des Neugeborenen eine breite Binde zu befeſtigen, welche, oft mehrere Jahre beſtändig getragen, dem Schädel eine ſehr gewaltſame Verlängerung nach oben aufzwingt. Ebenſo ſchwinden die Eindrücke, welche durch dieſe Binden verurſacht werden, niemals wieder. Aller Kampf der dortigen Aerzte wider ein ſolches Verfahren iſt bisher vergeblich geweſen. Das Volk klammert ſich mit einer Zähigkeit daran, welche vermuthen läßt, daß man dieſe Sitte noch in mancher der ſpäteren Generationen antreffen wird. Ein Mädchen in der Gegend von Rouen muß ſich eben darauf gefaßt machen, keinen Freier zu finden, wofern ſie nicht den ebenſo gewaltſam wie künſtlich hochgezwungenen Hinterkopf beſitzt.

Die Wiſſenſchaft kam zu dem Schluſſe, daß ſolche Umbildungen vorzugsweiſe dort ſtattzufinden pflegen, wo zwei in ihrer Schädelbildung zuerſt völlig verſchiedene Völkerſchaften in Beziehungen geriethen. Die durch Kultur oder Waffenglück überlegene gab gewöhnlich auch das Ideal für die Schönheitsbegriffe ab. So ſuchten die mit den Hellenen in Berührung gekommenen Barbaren des Alterthums auf jede Weiſe die berühmte „griechiſche Naſe" zu erreichen; ſo wiſſen wir ferner, daß die Hunnen ihre Naſen eindrückten und die Backenknochen herauszutreiben ſuchten, um den Mongolen, deren Tapferkeit ſie anſtaunten, möglichſt ähnlich zu werden. Hier haben wir alſo Umbildungen des Hauptes, welche je nach dem jedesmaligen Schönheitsbegriffe direkt entgegengeſetzt ſind. Verwickelter werden die Verhältniſſe, wenn mehrere Völkerſchaften ſich in dieſem Einfluſſe, welchen ſie gegenſeitig und auf andere fernere ausüben, in einer Art von Wetteifer befinden. Das merkwürdigſte

Beiſpiel auf dieſem Gebiete weist die Geſchichte von Konſtantinopel auf. Beinahe ſämmtliche Völkerſchaften tummelten ſich hier eng beieinander, als die antike Welt des Hellenismus unterging, um dem Osmanenthum den Platz zu räumen. Damals pflegte man bei der Geburt von Kindern die Mütter zu fragen, welche Kopfform ſie demſelben zu geben wünſchten. Die Mode, verbunden mit allerhand politiſchen und konfeſſionellen Rückſichten, war alſo in ihrem Geſchmack ſo getheilt, daß die größte Unſchlüſſigkeit vorherrſchte, welche Umgeſtaltung der Kopfform man dem bedauernswerthen Weltbürger bei ſeinem Eintritt in das Daſein geben ſolle.

Der Vollſtändigkeit halber müſſen wir an dieſer Stelle auch auf die chineſiſche Sitte eingehen, welche, wie wir bereits oben erwähnten, die Verkrüppelung des Fußes bei den Frauen zum Gegenſtande hat. Die große Zehe läßt man zuerſt allein wachſen, die vier übrigen aber werden unter die Fußſohle gebogen und dort ſo feſt gebunden, daß ſie gleichſam mit derſelben zuſammenwachſen. Die zweite Operation beſteht dann darin, daß die große Zehe allmälig ſo gekrümmt wird, daß ſie ſo nahe als möglich an die Ferſe kommt. Die Binden werden nie gelockert, ſondern von Zeit zu Zeit nur feſter gezogen. Eine Chineſin kann alſo, wofern ſie allen Bedingungen der landesüblichen Schönheit genügen will, niemals gehen; ſie muß, um ſich vorwärts bewegen zu können, ſtets geführt werden; höchſtens bringt ſie es zu einem watſchelnden und ſchwankenden Gange. Wenn Eltern, durch das Schmerzensgeſchrei ihres zarten Kindes überwältigt, davon Abſtand nehmen, dieſe Operationen durchzuführen, ſo müſſen ſie ſich darauf gefaßt machen, daß dieſelbe, zur Jungfrau herangewachſen, keinen Mann aus den vornehmen Ständen bekommt. Die Mode verlangt nun einmal, daß die Töchter des himmliſchen Reiches dieſe Qualen über ſich ergehen laſſen; ſie

herrſcht — wenn auch vorwiegend unter den höheren Klaſſen — ſo allgewaltig, daß Ausnahmen verhältnißmäßig ſelten vorkommen.

Leider ſind auch bei unſeren Schönen Vergewaltigungen, welche man an den Füßen vornimmt, nicht eben ſelten. Die Unſitte, durch zu enges Schuhzeug dieſelben möglichſt klein erſcheinen zu laſſen, iſt gewiſſermaßen als der erſte Anfang jener chineſiſchen Verkrüppelung zu betrachten. Wenn wir die Schmerzen erwägen, welche auch nur der winzigſte Druck am Fuße über uns verhängt, müſſen wir vollauf diejenigen begreifen, unter welchen die jungen Menſchenblüthen in jenem großen Reiche des Oſtens zu leiden haben.

Des Durchbohrens der Ohrläppchen gedachten wir ebenfalls bereits als einer Unſitte, welche ſich bei den Frauen Europas einer großen Beliebtheit erfreut. Es ſei immerhin zugegeben, daß der Schmerz, welcher dadurch entſteht, verhältnißmäßig leicht zu verwinden iſt, ſo wird man gleichwohl darin ein Vergewaltigung der Natur erblicken, deren man ſich beſſer enthalten ſollte. Allerdings iſt die betreffende Gepflogenheit uralt. Schon Homer ſingt in dem vierzehnten Theil ſeiner Ilias:

„Jetzo fügte ſie auch die ſchönen Gehäng' in die Ohren,
Dreigeſternt, hellſpiegelnd,"

und an der Statue der mediceäiſchen Venus ſehen wir ganz deutlich, daß die Ohrläppchen durchbohrt ſind. Allein ſie würde uns darum nicht minder ſchön vorkommen, wenn ſich dieſe Merkmale eines irregeleiteten Geſchmacks nicht vorfänden. Seine letzten Konſequenzen ſehen wir bei den Botokuden, welche ihr Schönheitsideal darin erblicken, daß die künſtliche Oeffnung im Ohrzipfelchen möglichſt weit gedehnt wird. Man ſteckt Pflöcke hinein, welche nicht ſelten einen Durchmeſſer von zwei Zoll haben. Das Ohrläppchen wird dabei zu einem dünnen Ringe, deſſen

Digitized by Google

unterer Rand die Schultern berührt. Da die Männer auf ihren Jagden und Kriegszügen die runde Scheibe, welche den Schmuck des Ohrloches bildet, nicht in daſſelbe zu ſtecken pflegen, ſo bleiben ſie bei den hitzigen Verfolgungen des Feindes oder Wildes oft mit den Ohrläppchen an den Zweigen oder Dornen des dichten Waldes hängen. Daher kommt es, daß die Reiſenden bei den Botokuden und ihnen verwandten indianiſchen Stämmen ſo häufig durchgeriſſene Ohrlappen ſehen, welche wie zwei lange Zipfel auf die Schultern herunterhängen.

Noch widerwärtiger nimmt ſich eine andere Sitte aus, welche gleichfalls bei dieſen Völkerſchaften beliebt iſt. Wie den Ohrzipfel, ſo durchbohrt man auch die Unterlippe und füllt ſie mit einem kreisartigen Pflock aus. Der berühmte Reiſende v. Tſchudi erzählt, daß der größte, welchen er gemeſſen, zwei und ein viertel Zoll im Durchmeſſer, alſo ſieben und einen halben Zoll im Umkreis beſaß. Die Unterlippe ſpringt dann in Form eines Rades aus dem Geſicht heraus oder ſie kann ſich auch wie ein Verſchluß über den Mund legen. Wie ſehr das Eſſen dadurch erſchwert wird, liegt auf der Hand; aber das verſchlägt bei den Schönen unter den Botokuden ebenſowenig, wie die Töchter des Himmliſchen Reiches darüber Reue empfinden, daß ſie durch die Verkrüppelung ihrer Füße jedes ſelbſtſtändige Gehen eingebüßt haben. Auch die Mundecken und Wangen werden ziemlich häufig durchbohrt, um allerhand Verzierungen in den entſtandenen Löchern anzubringen. Muſcheln und Palmenſtacheln, Federn und Steine, Fiſchzähne und Vogelſchnäbel, Knochen- und Glasſtücke werden dazu verwendet. Auf den Karolineninſeln dienen hierzu vorzugsweiſe Blumen und duftige Kräuter. Reiſende berichten von dem merkwürdigen Eindruck, welchen eine ſo ausgeputzte Karolinenſchöne auf ſie machte. In den Ohrzipfeln, welche bis auf die Schultern herabhingen, blühten die herr-

lichſten Blumen, der Mund war völlig überdeckt von einem duftenden Strauß; aus den Wangen heraus wuchſen gleichfalls allerhand Knospen und Blätter, kurzum das ganze Geſicht nahm ſich wie ein Blumenbehälter aus.

Auch die Naſe iſt ſehr häufigen Umgeſtaltungen ausgeſetzt. Wir erwähnten ſchon oben, daß die Hunnen, um dem Schönheitsideal, wie ſie es in den Mongolen gefunden zu haben meinten, möglichſt nahe zu kommen, ihre Naſe abplatteten. Nachahmer in dieſer Sitte ſind die Hottentotten, wo man zuweilen ſoweit geht, die Naſenbeine, wenn ſie ſich etwa einem ſolchen Verfahren widerſetzen, kurzweg zu brechen. Das Gegentheil von dieſer Sitte war eine Zeitlang in Frankreich ſehr beliebt. Um die bekannte „griechiſche“ Naſe zu erzielen, zupfte und zerrte man ſo lange daran herum, bis wirklich die betreffende Umgeſtaltung mehr oder weniger mit Erfolg eingetreten war.

Eine ununterbrochene Reihe ſchöner weißer Zähne gilt nach unſerer Anſchauung für einen Schmuck. Als es daher der Wiſſenſchaft gelang, Mittel ausfindig zu machen, fehlende Zähne wieder zu erſetzen, durfte man mit Recht darüber erfreut ſein. Dazu kommt, daß ein vollſtändiges Gebiß auch in geſundheitlicher Beziehung hohe Vortheile im Gefolge hat. Auf den Sundainſeln ſcheint man jedoch gerade der entgegengeſetzten Anſicht zu huldigen; weiße, lückenloſe Zahnreihen gelten für häßlich; man will keine „Hundszähne“ beſitzen; deshalb feilt man den Schmelz herunter oder bricht ſie lieber gänzlich aus. Andere Stämme, zumal Südafrika's, beſchränken ſich darauf, die Zähne der oberen Kinnlade zu entfernen. Der Akt, bei welchem das geſchieht, hat einen religiöſen Charakter, aber der Grund liegt allein in einem irre geleiteten Schönheitsbegriff. Der berühmte Reiſende Livingſtone erzählt, daß ihr Ideal in dieſer Hinſicht das Gebiß der Wiederkäuer, zumal des Rin-

des ſei. Sie können eben keinen Anſpruch auf Schönheit erheben, bevor ſie nicht eine ebenſo lückenreiche obere Kinnlade wie jenes aufweiſen.

Am beſcheidenſten nehmen ſich, neben die bisher erwähnten gehalten, die Umformungen aus, welche allein auf der Oberfläche des Körpers ſtattfinden, ohne einem Theile deſſelben eine weſentlich neue Geſtalt zu geben. Es ſind dies durch ein ſcharfes Inſtrument beigebrachte Verwundungen, deren Zweck es iſt, entweder eine einfache Narbe zurückzulaſſen oder durch einen Farbſtoff deutlicher gekennzeichnete Stellen. Das letztere Verfahren nennt man bekanntlich Tättowiren oder richtiger Tatuiren. Die Freude an Narben trifft man vorzugsweiſe in Südauſtralien an. Die Eingeborenen bringen ſich Einſchnitte bei, welche man, ſobald ſie zu verharſchen drohen, ſtets von Neuem öffnet und mit Waſſer anfeuchtet. Natürlich iſt ein abſonderlicher Schönheitsſinn auch diesmal der Beweggrund zu ſolchem Thun, und der Südauſtralier blickt mit Stolz auf die meiſt parallelen Striche, welche er ſich auf dieſe Weiſe in Bruſt, Schulter, Arm oder Schenkel gegraben hat. So roh dieſe Art von Verſchönerung iſt, um ſo kunſtvoller nimmt ſich die Tättowirung aus. Gründliche Kenner jener Völkerſchaften, bei welchen dieſe Gepflogenheit herrſcht, leiten ihren Urſprung darauf zurück, daß man durch all' die bunten Figuren gewiſſermaßen die Bekleidung erſetzen wolle. Alſo der Putzſinn des Einzelnen ſucht auf dieſe Weiſe die Kleider zu erſetzen, welche in jenen Gegenden nicht üblich ſind. In der That ſoll der Eindruck, welchen die Tättowirung in ihrer höchſten Vollendung hervorbringt, ganz dieſer Vorſtellung entſprechen. Reiſende, welche mit Indianerhäuptlingen zuſammen kamen, ſahen dieſe mit Figuren und Arabesken ſo vollkommen bedeckt, daß ſie, da die Tättowirung mit bläulichem Farbſtoff vorgenommen war, wie mit einem überaus kunſtvoll gearbeiteten zierlichen Panzer-

hemd, welches ſich eng an den Körper anſchloß, bekleidet zu ſein ſchienen.

Natürlich iſt auch dieſe Art der Umformung deſſelben ſehr ſchmerzhaft; allein neben die meiſten der übrigen gehalten, welche bisher aufgezählt wurden, erſcheint ſie immer noch entſchuldbar. Schon deswegen, weil ſie nur auf der Oberfläche des menſchlichen Körpers vorgenommen wird, und der Eindruck, welchen ſie hervorruft, unter Umſtänden ein keineswegs unangenehmer iſt. Unſer Auge wird nicht immer beleidigt, wir empfinden nicht jenes äſthetiſche Mißbehagen, welches uns den übrigen Umgeſtaltungen gegenüber beſchleicht. Die künſtleriſche Vollkommenheit, mit welcher dieſe auf den Körper gezeichneten Bilder hergeſtellt ſind, läßt die Bedenken zum Schweigen kommen, welche wir im Allgemeinen wider eine jede ſolche Umformung hegen. Denn der Körper des Menſchen wird immer ſo am ſchönſten und am vollkommenſten ſein, wie ihn die Natur geſchaffen, und alle Verſuche, daran willkürliche Umgeſtaltungen vorzunehmen, ſind daher auf alle Fälle Zeichen eines rohen Geſchmackes und einer niederen Bildungsſtufe.

Ein Geächteter aus der Vogelwelt.

Von

Dr. W. Heß.

Mit Abbildung.

(Nachdruck verboten.)

Wenn im Mittelalter ein Angeklagter sich den Richtern nicht gestellt hatte, so wurde er, falls seine Schuld erwiesen erschien, bei schwereren Fällen in die Acht gethan. Er wurde damit für ehrlos und vogelfrei erklärt; Niemand durfte ihm Obdach und Speise geben; Jeder hatte das Recht, ihn ungestraft zu tödten. Wie so viele grausame Einrichtungen des Mittelalters, ist auch diese längst beseitigt; aber sie gilt noch für die Thiere. Während das Vogelschutzgesetz die gefiederten Sänger in Wald und Flur in seinen Schutz nimmt, und Diejenigen mit strengen Strafen bedroht, welche sie irgendwie schädigen, hat es andere Vögel in Acht und Aberacht erklärt. Jeder hat das Recht, sie zu tödten, wo er sie antrifft.

Zu diesen Geächteten gehört in erster Linie der Hühnerhabicht oder Taubenstößer. Nirgends ist er sicher; überall lauert ihm der Mensch auf, um ihm das tödtliche Blei zuzusenden, oder lockt ihn in die verderbenbringende Falle; viele Vogelschutzvereine haben sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Aber der Habicht verdient auch dies nicht beneidenswerthe Loos in vollem Maße. Er

ist ein frecher Räuber, ein Mörder ohne Gleichen. Pfarrer Schnell erzählt, daß ein Hühnerhabicht von seinem Taubenschlag allein 42 Tauben in einem Jahre raubte. Ein Hühnerhabicht verzehrt täglich soviel Fleisch, wie ein Rebhuhn wiegt. Lenz hat berechnet, daß er jährlich mindestens 100 Tauben und 1600 kleinere Vögel verspeist, die Menge der Nahrung aus dem Reiche der Vierfüßler ungerechnet.

In ganz Deutschland ist der Hühnerhabicht eine häufige Erscheinung. Zu jeder Tageszeit können wir ihn antreffen, denn auch in den Mittagsstunden, in denen die übrigen Raubvögel zu ruhen pflegen, erhält ihn seine stets rege Freßlust in Thätigkeit. Schon aus weiter Entfernung kann man ihn an den verhältnißmäßig kurzen Flügeln und dem langen Schwanze erkennen. „Kaum ein anderer Raubvogel," sagt Brehm, „entfaltet im Flug so viele Verschiedenheiten der Bewegung, wie der Habicht, welcher Schnelligkeit mit jähen und unerwarteten Wendungen, dahinstürmendes Jagen mit für einen so großen Vogel überraschender Gewandtheit in sich vereinigt. Jetzt steigt er rasch empor, schwebt einige Mal umher, stößt plötzlich herab, fliegt mit der größten Sicherheit durch dichte Bäume hindurch und ist bald hoch, bald tief. Auf der Erde ist auch er ungeschickt, hüpft gewöhnlich und geht nur selten."

Nicht frei auf der Spitze eines hervorragenden Zweiges, wie die Falken, sondern im tiefen Dickicht verborgen lauert er auf seine Beute, um dann plötzlich aus seinem Hinterhalte auf die nichts ahnende hervorzustürzen, oder er streicht mit hastigen Flügelschlägen niedrig am Waldesrande über Wiesen und Felder dahin. Vom Goldhähnchen bis zum Auerhahn, von der Maus bis zum Hasen ist nichts vor dem Habicht sicher. Kleinere Vögel und Säugethiere verschlingt er mit Haaren oder Federn, größere trägt er davon, um sie an versteckten Stellen zu rupfen. Wo er erscheint, geräth die ganze Thierwelt in Aufruhr. Alles sucht sich

vor dem gefürchteten Räuber zu flüchten und zu verbergen. Eigenthümlich ist das Gebahren des Wiedehopfes. Er wirft sich platt auf den Boden, lüftet die Flügel ein wenig und dreht den Kopf, so daß der Schnabel nach oben gewandt ist. In dieser Stellung sieht er viel mehr einem bunten Lappen als einem Vogel ähnlich. Nur die Krähen wagen es, den verhaßten Hühnerhabicht mit Geschrei zu verfolgen, aber sie sind viel vorsichtiger als z. B. beim Bussard, denn sie wissen sehr wohl, daß er mit blitzesschneller Wendung ihnen einen tödtlichen Hieb versetzen kann. Nicht selten gelingt es ihnen auch, ihm den Raub abzujagen.

Ein Hühnerhabicht war auf einen Hasen gestoßen. Vergebens versuchte der unglückliche Lampe, ihn abzuschütteln. Immer wußte er den verlorenen Halt wieder zu gewinnen, während er den Hasen mit Schnabelhieben zu betäuben suchte. Doch einige Krähen hatten die Klagetöne des Hasen vernommen und aus der Ferne den Kampf entdeckt. Eilends kommen sie mit lautem Feldgeschrei herbei. Ihr Zorn, ihr tiefgewurzelter Haß gegen den Räuber der Lüfte gibt sich sogleich bei ihrer Ankunft durch jähen Angriff zu erkennen. Sie erheben sich mehrere Meter über den Kampfplatz und richten herabstoßend ihre Schnabelhiebe auf den Habicht. Doch dieser beugt den Kopf zurück und wehrt den Angriff, so gut es gehen will, ab. Fest klammert er sich an den widerstrebenden Hasen an und wuchtig schlägt er auf die eindringenden Krähen los. Mancher Schlag trifft, so daß Federn davonfliegen. So wird der Kampf eine Zeitlang mit aller Erbitterung fortgesetzt. Endlich kann sich der Habicht nicht mehr halten, er muß den Hasen fahren lassen; und mit dem Aufgeben der Beute ist auch sein vollständiger Abzug vom Schlachtfelde verbunden. Aber die Krähen, noch nicht zufrieden mit ihrem Siege, verfolgen den abziehenden Feind unter stets

erneuerten Angriffen, wobei der Habicht ſich nur ſelten zur Wehr ſetzt, ſondern ſein ganzes Streben darauf richtet, außerhalb des Bereichs ſeiner ungeſtümen Dränger zu kommen. Weithin wird er von ihnen gejagt, und dann erſt kehren ſie einzeln zurück.

Eine intereſſante Jagd iſt auch folgende. Als ein Bauer mit ſeinem Knechte auf einem Felde in der Nähe des ſchwediſchen Dorfes Ugelbo mit ländlichen Arbeiten beſchäftigt war, bemerkten die Beiden eine Lerche, die zwei verfolgenden Habichten zu entkommen bemüht war. Nachdem die Jagd eine Weile gedauert hatte, ſtürzte ſich die verfolgte Lerche plötzlich wie ein Pfeil auf ein in der Nähe der Leute ſtehendes Pferd und ſuchte Schutz auf dem Rücken deſſelben unter dem Sattelzeuge. Aber ſie fand hier die gehoffte Sicherheit nicht, denn der eine von ihren Verfolgern war ihr auf den Ferſen und ließ ſich ebenfalls auf dem Sattelzeuge nieder. Nun flog die Lerche zur Erde hinab unmittelbar vor die Füße des Knechtes und ließ ſich ohne das geringſte Widerſtreben von dieſem in die Hand nehmen. Nachdem der Habicht verſcheucht war, wurde die Lerche wieder in Freiheit verſetzt. Jubelnd ſchwang ſie ſich in die Luft; aber ihre Freude war von kurzer Dauer, denn der Habicht hatte auf der Lauer gelegen und kehrte zurück. Bald war die Jagd wieder im vollen Gange. Die Lerche, arg bedrängt, ſuchte ihre frühere Freiſtätte wieder zu gewinnen und umkreiſte mehrfach das Pferd, wobei der Habicht dicht hinter ihr herflog und den Landleuten ſo nahe kam, daß ſie ihn mit der Peitſche hätten ſchlagen können. Nachdem es der Lerche endlich gelungen war, den Rücken des Pferdes zu erreichen, ließ ſie ſich von dem Bauer ohne Widerſtreben wieder in die Hand nehmen, verblieb auch ganz ruhig in derſelben, obgleich ihr Befreier ſie auf keine Weiſe zurückzuhalten ſuchte. Erſt als dieſer ſie in ein benachbartes Gebüſch trug, erhob

ſie die Flügel und flog mit frohem Gezwitſcher in die dichten Büſche hinein. Der verſcheuchte Habicht aber kehrte nach kurzer Zeit nochmals zum Wahlplatze zurück, und ſuchte die ihm entflohene Beute unter den Ackergeräthſchaften. Als er jedoch auch ſeine Nachforſchungen auf dem Rücken des Pferdes fortſetzen zu wollen ſchien, wurde er von dem Knechte mit Steinwürfen vertrieben.

Dies Beiſpiel beweist, mit welcher Unverſchämtheit und Frechheit der Hühnerhabicht ſeine Beute verfolgt, und daraus erklärt es ſich, daß er nicht ſelten in ſeinem blinden Eifer durch das Fenſter mit derſelben in die Wohnräume gelangt. Man hat beobachtet, daß ein Habicht, welcher auf Sperlinge ſtieß, ſich dergeſtalt im Dorngeſtrüpp verwickelte, daß er ergriffen werden konnte. Wenn der Hühnerhabicht ſich durch ſeine Mordgier zu ſolchen Unvorſichtigkeiten hinreißen läßt, ſo iſt er ſonſt doch äußerſt vorſichtig und mißtrauiſch. Er weiß ſehr wohl den Stock des harmloſen Wanderers von der Flinte des Jägers zu unterſcheiden und iſt nur ſchwer zum Schuß zu bringen.

Von einem Horſte, in welchem ſich Junge befanden, war das Weibchen abgeſchoſſen; aber vergebens waren alle Bemühungen, auch das Männchen zu erlegen. Daſſelbe war ſo vorſichtig, daß es bei dem geringſten Verdacht, beobachtet zu werden, den Horſt nicht betrat, ſondern, hoch über demſelben ſchwebend, die Beute mit großer Sicherheit in denſelben hinunterwarf. Im Frühjahr 1886 fing ſich ein Hühnerhabicht erſt dann in einem Habichtskorbe, nachdem er, wie man von einem Bauernhauſe beobachtete, volle zwei Stunden hindurch auf deſſen Rande geſeſſen und die Taube nur ſehnſüchtig betrachtet hatte. Bei einem ſo beutegierigen Thiere, wie der Hühnerhabicht, iſt eine ſolche Selbſtüberwindung erſtaunlich, wenn ſie auch diejenige jenes Fuchſes nicht erreicht, welchen man vor dem lockenden Köder in der Falle verhungert aufgefunden hat.

Hühnerhabichte im Streit um die Beute.

Der Hühnerhabicht ist auch ein Feinschmecker. Tauben und Hühnerbraten liebt er sehr; jedoch zieht er ihm Rebhuhn und Fasanenbraten noch vor. In wildreichen Gegenden, besonders da, wo es viele Fasanen und Rebhühner gibt, läßt er sich mitunter im Habichtskorbe nicht fangen, wenn man als Lockvogel eine Taube einsetzt, meist aber schnell, wenn man den Habichtskorb mit einem zahmen Huhn, einem Fasan oder einem Rebhuhn ködert.

Die Mordgier des Hühnerhabichts ist so groß, daß er, auch wenn er gesättigt ist, noch jede Beute, die sich ihm darbietet, tödtet. Wenn mehrere Habichte in der Gefangenschaft in einem Käfig gehalten werden, so überfällt der stärkere den schwächeren, tödtet und zerreißt ihn. Auch in der Freiheit ist ähnliches beobachtet worden. Wenn von zwei Gatten der eine verwundet wird, so fällt der andere über den Verwundeten her und verzehrt ihn. Selbst um die Beute, ein Eichhörnchen oder Häschen, kämpfen die Gatten oft erbittert miteinander. Die Jungen sind der Eltern würdig, wie aus folgender Beobachtung hervorgeht. Von zwei Jungen, welche noch nicht flugfähig geworden, aber doch schon zu stattlicher Größe herangewachsen waren, gelang es, das Elternweibchen wegzuschießen. Das Männchen, hierdurch scheu gemacht, kehrte nur selten zum Horste mit Futter zurück. Als der Schütze von seiner Bemühung abstand, das alte Männchen ebenfalls zu erlegen, und den Baum, worauf der Horst stand, besteigen ließ, war nur das stärkere der beiden Jungen im Neste noch vorhanden, das schwächere war ihm zur Beute gefallen, wovon noch kaum nennenswerthe Ueberreste Zeugniß ablegten.

Die große Gefräßigkeit des Hühnerhabichts bedingt es, daß er immer einzeln umherstreift. Nur zur Zeit der Fortpflanzung finden sich Männchen und Weibchen zusammen. Im März beginnt die Anlage des Horstes,

welcher auf einem hohen Waldbaum, namentlich gern auf Tannen und Fichten angelegt wird und aus Nadelholzgezweig und dürren Aesten besteht. Ende April oder Anfang Mai legt das Weibchen drei bis vier grünliche, oft gelb gefleckte Eier auf eine Unterlage von Dunen. Es sitzt so fest auf den Eiern, daß es sich durch großen Lärm, ja sogar durch Klopfen an den Stamm oft nicht zum Abstreichen bewegen läßt. Wenn Junge im Neste sind und namentlich, wenn diese fast flugfähig sind, erreichen die Räubereien der Alten ihren höchsten Grad. Unermüdlich schleppen dieselben Beute herbei, um die immer hungerigen Jungen zu befriedigen. Dann können wir auch den einzigen lobenswerthen Zug im Charakter des Hühnerhabichts beobachten, die Liebe zu den Jungen. Mit Gefahr ihres Lebens vertheidigen sie dieselben gegen jeden Feind, ja, sie scheuen sich dann sogar nicht, den Menschen mit wuchtigen Flügelschlägen und starken Schnabelhieben anzufallen. Sobald jedoch die Jungen sich selbst Nahrung suchen können, zerstreut sich die Familie, ein jedes geht seinen eigenen Weg, und die Jungen existiren für die Eltern nicht mehr.

In Indien benutzt man den Habicht wie den Falken zur Jagd und schätzt ihn wegen seiner Schnelligkeit, Kühnheit und Unermüdlichkeit. Er soll sich rasch an die Menschen, die Hunde und andere Gegenstände, die ihm anfänglich Furcht einjagen, gewöhnen. Seine Gelehrigkeit wird sehr gerühmt und der eines Hundes fast gleich gestellt. Thomson erzählt, er habe so zahme und kluge Jagdhabichte besessen, daß es genügte, die Hand auszustrecken, um sie auf diese zu locken; andere konnten ungefesselt vor den Zelten sitzen, flogen beim Aufbruch der Jagdgesellschaft nach dem nächsten Baume, folgten dem Jagdzuge durch Wald und Lichtung, ohne jemals zurückzubleiben, bis ein Jagdvogel aufgestöbert war, und ihre Arbeit begann. Im

Mittelalter fand der Habicht auch in Deutschland in gleicher Weise Verwendung.

Die Jagd auf den Hühnerhabicht ist nicht leicht. Am besten gelingt sie, wenn man ihn durch einen Uhu anlockt. Der Haß gegen diesen läßt ihn alle Vorsicht vergessen. Außerdem fängt man ihn in Raubvogelfallen, Netzen und namentlich im Habichtskorbe. Wem sich die Gelegenheit bietet, einen dieser blutgierigsten und schädlichsten Raubvögel, die nicht nur der Jagd, sondern auch dem Hühnerhofe und allen gefiederten Sängern unermeßlichen Schaden zufügt, zu vernichten, der sollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Die Kunst der Goldschmiede.

Kulturhistorische Skizze von **W. Berdrow.**

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Kunst des Goldschmiedes gehört zu jenen Fertigkeiten, welche im grauen Alterthum bereits von vielen Völkern geübt wurden, um dann mit dem Untergange der griechischen und römischen Kultur in ihrem Fortschritt für lange Zeiten gehemmt zu werden. Ihre ersten Spuren entdecken wir sogar schon unter den Funden aus Zeiten, welchen der Gebrauch des Eisens noch völlig fremd war; denn während sich letzteres mit verschiedenen Ausnahmen nur in inniger Verbindung mit den verschiedensten Gesteinen vorfindet, tritt das Gold, wo es überhaupt gefunden wird, stets in reinen Körnern oder Adern zu Tage und ladet in seiner Reinheit und seinem leuchtenden Glanz förmlich zur künstlerischen Verwendung ein.

Staunenswerth ist der Aufwand feinen Goldes bei dem berühmten Tempelbau des Königs Salomo. Freilich war es mehr Prunk als Kunst, mehr Vergoldung als eigentliche Goldschmiedearbeit, welche man dort ausübte; um so erstaunlicher aber war der Umfang dieser Verschwendung. Nicht allein der geweihte Schmuck, Schnitzwerk und Ranken, Tische und Altar, ja die beiden riesigen Cherubgestalten, welche das Innere des Tempels zierten, sondern auch

Thüren und Wände, Chor und Decke wurden von den Metallkünstlern, welche sich der König in Tyros geworben hatte, vollständig mit goldenen Blechen überzogen. Die Goldschmiedekunst beschränkte sich in Asien überhaupt im Wesentlichen auf diese Art der massiven Vergoldung, und auch in dem alten Egypten spielten Wände, Thorflügel oder Hausgeräth, mit Goldblechen überzogen, für den künst-

Goldgefäß aus dem Funde von Sankt Miklos.

lerischen Geschmack eine bedeutende Rolle. Indessen waren, wie einige egyptische Gräberfunde beweisen, auch goldverzierte Waffen, Diademe oder Schmucksachen nicht selten.

Auch in Griechenland wurde die Kunst der Goldverarbeitung früh mit dem feinsten künstlerischen Geschmack und bewundernswürdiger Handgeschicklichkeit geübt. Zur Zeit der Heroen und der homerischen Gesänge, als noch eiserne Waffen eine Seltenheit waren uud daher von ihren Besitzern als ein Schatz gehütet wurden, muß an Gold ein wahrer Ueberfluß geherrscht haben, denn die Funde Schliemann's in Troja und Mykenä haben eine wahre

Fluth von Gold in Kränzen, Gürteln, Armbändern, Gefäßen, Masken und anderen Formen zu Tage gefördert. Den Griechen, die mit Stolz die Urheber aller Künſte zu ihrem Geſchlechte zählten, galt Dädalus für den erſten Goldſchmied, doch mit Unrecht, denn gerade die bedeutendſten griechiſchen Funde aus älteſter Zeit zeigen in ihren Formen ein ſtark an den Orient und Egypten erinnerndes Gepräge. Formen, welche dem Inhalte der mykeniſchen Gräber eng verwandt ſind, zeigt auch das in unſerer Abbildung wiedergegebene Goldgefäß, aus dem erſt neuerdings gemachten wichtigen Funde von Sankt Miklos. Eine feine Durchbildung der ornamentalen Einzelheiten, wie ſie ſchon den Goldgeräthen

Ohrſchmuck aus dem Grab einer Cerespriesterin von der Halbinſel Taman.

der alten Egypter eigen gewesen war, geht hier noch mit einem ziemlich unentwickelten Geschmack für die Schönheit des Ganzen Hand in Hand. Aber in der folgenden Blüthezeit der griechischen Kunst ward neben der Architektur und Plastik auch die Verarbeitung des Goldes, besonders als man es im Verein mit anderen werthvollen Stoffen zu gestalten lernte, mächtig gehoben. Berühmt ist der goldene Weinstock des auf Samos heimischen Künstlers Theodoros, dessen Trauben aus Edelsteinen bestanden, und der im Schatz der phrygischen Könige aufbewahrt wurde. Und wer hätte nicht von den wunderbaren Schöpfungen eines Phidias, in denen sich Bildhauer- und Goldschmiedekunst in gleicher Vollkommenheit die Wage hielten, schon gehört? Seine gewaltigen Götterbilder, aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt, mit diamantenen Augen und von noch nie gesehener Größe, waren weit über die Grenzen Griechenlands hinaus berühmt. Zu jener Zeit zehrten die Völker auf Hunderte von Meilen in der Runde von griechischem Kunstsinn, und alle Goldfunde aus den ersten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung tragen ein bewundernswürdig feines Gepräge. Zu den Hauptfundorten aus dieser Epoche gehören die antiken Gräber aus der Krim und der kleinen, ihr gegenüberliegenden Halbinsel Taman, deren Kunstschätze meist in den russischen Museen niedergelegt sind.

Maurisches Ohrgehänge.

Zwischen diesen Funden aus der griechisch-römischen Epoche und den ersten größeren Kunstwerken, welche uns

aus dem Mittelalter erhalten ſind, liegt eine lange Zeit, ein volles Jahrtauſend. Es war die wilde Zeit der Völkerwanderungen, des Sturzes alter Reiche und des Kampfes zwiſchen Heiden- und Chriſtenthum, welche auf Roms Größe folgte, und in dieſen Jahrhunderten blieb für die Pflege und Erhaltung friedlicher Kunſt wenig Zeit und Sinn übrig. Wohl war auch unter den alten Kelten und Germanen das Kunſthandwerk nicht unbekannt, und ihre einfachen goldenen Schmuckgegenſtände zeigen wenn auch rohe Formen, ſo doch vortreffliche und geſchickte Arbeit; doch iſt uns von den Werken dieſer Zeit äußerſt wenig erhalten. Auch aus den nächſten Jahrhunderten beſitzen wir wenig und können die Entwickelung des Kunſtgewerbes in dieſer Epoche beſſer an den orientaliſchen, zum Beiſpiel den mauriſchen Werken verfolgen, als an den Funden europäiſcher Kunſt. Was damals in unſeren Landen für den Luxus der Reichen und Vornehmen angefertigt wurde, iſt mit wenig Ausnahmen der Zerſtörung anheimgefallen, denn Kriegsſtürme, Geldnöthe und eine weitverbreitete Mißachtung gegen die Werke der Kunſt konnten ihrer Erhaltung nicht günſtig ſein. Wir wiſſen indeß, daß an den Fürſten-

Biſchofsſtab.

höfen prächtige Schmuckſachen, Goldbroſchen, Armbänder und Ohrringe gebraucht wurden, daß ſilbernes und goldenes Tafelgeſchirr bei feſtlichen Anläſſen die Tiſche ſchmückte.

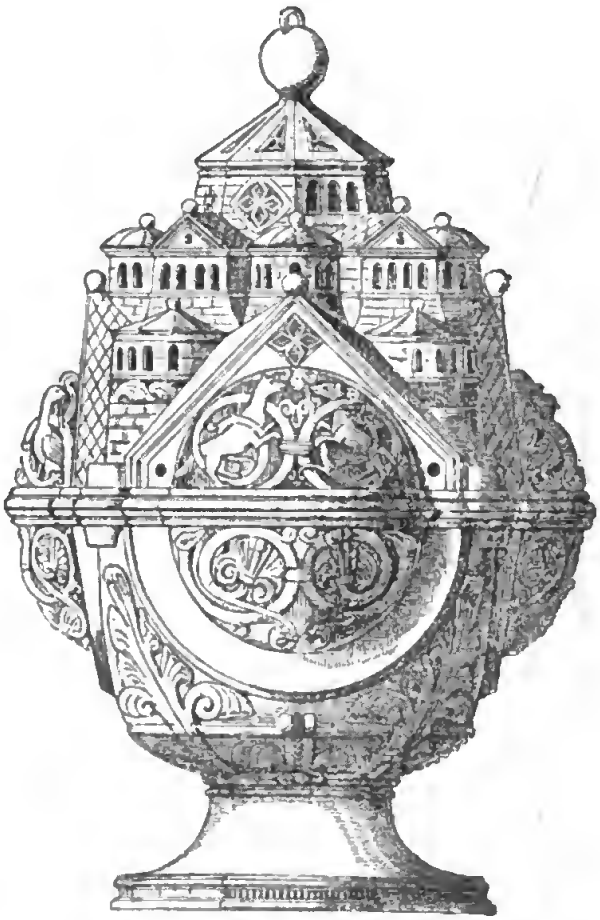
Alles das iſt, theils des Goldwerthes halber, theils um in andere Formen umgearbeitet zu werden, eingeſchmolzen.

Ruſſiſches Kirchengefäß.

Wiſſen wir doch auch aus neueſter Zeit, daß die franzöſiſche Kaiſerin Eugenie einige der ſchönſten Stücke des franzöſiſchen Kronſchatzes nach ihrem Geſchmack und nicht eben zum Vortheil ihres Kunſtwerthes hat umarbeiten laſſen, wie oft mag das in den früheren Zeiten der Unbildung geſchehen ſein? Ja, viele Reiche legten einen Theil ihres Vermögens geradezu in Goldarbeiten an, nur um ſie bei paſſender

Gelegenheit ſchnell einſchmelzen und zu Gelde machen zu können.

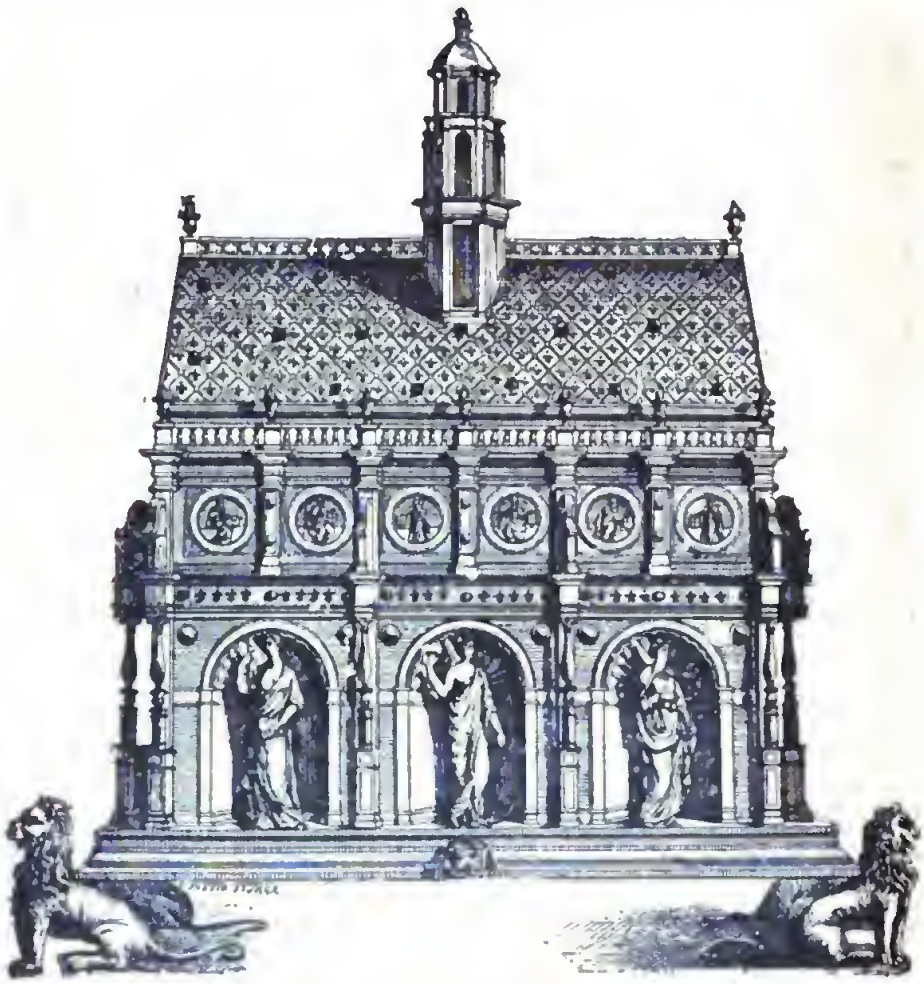
So kommt es, daß uns aus langen Jahrhunderten faſt gar keine Goldſchmiedearbeiten, aus anderen dagegen nur kirchliche Geräthe übrig geblieben ſind. Die Kirche wußte mit ihren koſtbaren Gütern beſſer hauszuhalten und ſie in Zeiten der Gefahr auch wohl trefflich zu verbergen. Und das Feld, auf dem ſich der Goldſchmied im Dienſte der Kirche bethätigen konnte, war groß genug, um für Jahrhunderte den beſten Künſtlern zur Entfaltung ihrer Kräfte zu genügen. Da gab es Monſtranzen, Rauchfäſſer, Hoſtienbehälter, Schmuck- oder Abzeichen für die kirchlichen Würdenträger, Taufbecken, Reliquienſchreine und noch mancherlei zu verfertigen, und der Reichthum, den viele alte Kirchen noch heute an Gold- und Silbergeräthen bergen, läßt die Fülle früherer Zeiten nur noch ahnen.



Rauchfaß aus Trier.

Eine echt germaniſche oder romaniſche Kunſt wollte ſich im Norden indeſſen nur langſam entwickeln; die Gegenſtände, die uns aus den erſten Zeiten des Mittel-

alters erhalten sind, zeigen auch jetzt noch vielfach Anklänge an orientalische Arbeiten oder sind in ihren Motiven gänzlich dem maurischen oder byzantinischen Styl entlehnt. Erst im 11. und 12. Jahrhundert begann sich eine heimische Goldschmiedekunst auch im Westen Europa's zu regen.



Reliquienschrein Ludwig's des Heiligen.

Freilich sah sich der Goldschmied in dieser Zeit noch viel zu streng als Handwerker an, um es jemals zu wagen, in seinem Fache eine selbstständige Kunstentfaltung zur Geltung zu bringen; er schloß sich dem Baustyl, der Bildhauer- und Malerkunst seines Jahrhunderts an und suchte nach ihren Motiven schlecht und recht zu wirken. So zeigt uns ein

dieſer Zeit angehöriges Rauchfaß aus Trier eine vollſtändige Ritterburg im romaniſchen Styl über dem Bauch des Gefäßes.

Gleichzeitig mit ihrer Formenentfaltung offenbarte die Kunſt aber auch wieder ein reicheres Gepräge. Edle Steine, im frühen Mittelalter beſonders geſchliffene Kryſtalle, Carneole, Onyxe und Topaſe, welche man noch als Koſtbarkeiten aus der Römerzeit bewahrte, fügte man gern den goldenen Kunſtwerken als Zierrath ein. Auch das Graviren und Stechen im weichen Metall mußte der Meiſter verſtehen, um alle glatten Flächen in ſeinen Geräthen durch eingeſchnittene Verzierungen zu beleben. Nur ein tüchtiger Künſtler, der das Zeichnen und die Baukunſt, den Guß und das Treiben in Blech, Erfindung und Ausführung in gleichem Maße beherrſchte, konnte jetzt noch etwas Tüchtiges leiſten, und ſo erklärt es ſich, daß mit der Zeit, anfangs in Italien, dann auch in Deutſchland und Frankreich, die bedeutendſten

Leigh Cup, London.
Ende des 15. Jahrhunderts.

Architekten, Bildhauer und Maler nicht selten aus der Werkstätte des Goldschmiedes hervorgingen.

Als einen besonders ausgebildeten und in Deutschland, Frankreich und Italien in gleichem Maße verbreiteten Zweig der Goldschmiedekunst müssen wir hier die Anfertigung der zahllosen Reliquienschreine horvorheben, die vom frühen Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert in oft prachtvoller Ausführung gefertigt wurden. Unsere Abbildung zeigt das von Löwen getragene, in Architektur und Plastik gleich prächtig ausgeführte Reliquiar Ludwig's des Heiligen, welches dem 13. Jahrhundert angehört und in Paris in einer von dem frommen Könige selbst gestifteten Kapelle seinen Platz erhielt. Die gedrungenen Formen des romanischen Styls sehen wir hier schon in die durchbrochenen, feinen Weisen der eben entstehenden Gothik übergehen, welche soeben in der Baukunst die Herrschaft zu erringen begann. Man darf jedoch nicht glauben, daß dies die durchgängige Form der Reliquienbehälter gewesen sei; anstatt des haus- oder kirchenförmigen Schreines finden wir ebenso oft die Gestalten von Thürmen, Kapellen, Särgen oder Urnen vertreten; ja sogenannte Kopf- oder Fußreliquiarien, welche je die Gestalt des in ihnen enthaltenen Gliedes nachahmten, waren nicht eben selten. An Edelsteinen, Bergkrystallen, geschnittenen Steinen, Email und Malereien wurde bei diesen Werken, wie begreiflich, nicht gespart.

Die Zeit, in welcher die Goldschmiedekunst gleich den meisten anderen Künsten und Gewerben hauptsächlich im Dienst der Kirche gearbeitet hat, reicht bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Wohl ließ auch weiterhin die Kirche schöne Kunstwerke anfertigen, aber neben ihnen tritt nun eine stattliche Reihe von Meisterwerken, welche die Goldschmiede der verschiedensten Länder im Auftrage des weltlichen Reichthums schufen, in den Vordergrund. Der Platz, an dem diese Prachtstücke zu glänzen hatten, war meist die

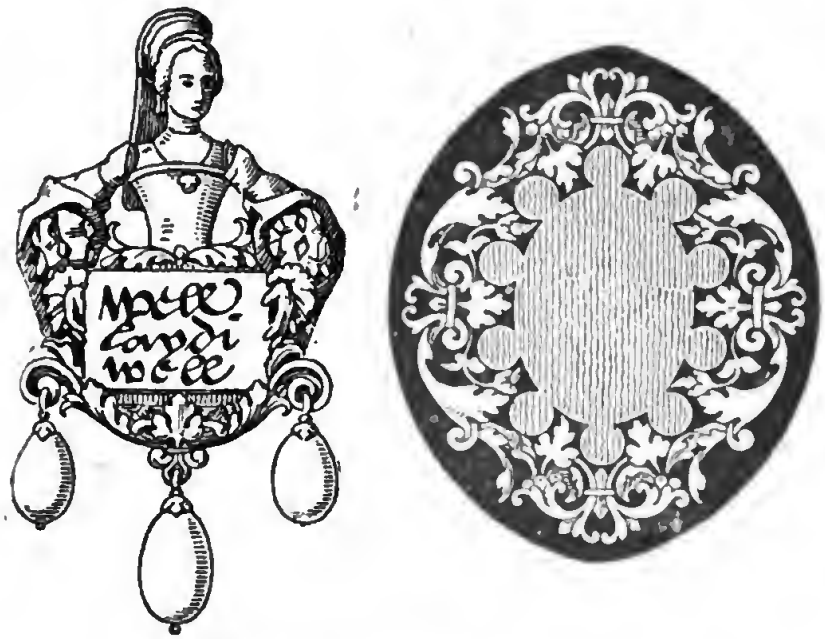
festlich geschmückte und voll besetzte Tafel des Fürstenschlosses oder des reichen Patrizierhauses. Pokale, Trinkgefäße und Tafelaufsätze sind uns in den mannigfachsten und oft entzückendsten Formen erhalten; bald dienen ihnen erhabene Figuren, bald Emaillirungen, bald gravirte Zeichnungen zum Schmuck, oft wurden die letzteren auf der Innenseite großer Humpen oder Schalen so kunstreich eingeschnitten, daß sie beim Mahle auf den weingefüllten Gefäßen zu schwimmen schienen. Auch seltene Muscheln, Straußeneier, Kokosnüsse mußten später zu Trinkgefäßen, prächtig in Gold gefaßt, dienen, und aus Büffel- und Rhinozeroshorn ward manch' kostbares Weingefäß bereitet. Kannen und Schüsseln, Salznäpfe, Teller und sonstiges Tischzeug stand den Pokalen an Pracht nicht nach. — Von „Fugger'scher Pracht" erzählt der Zeitgenosse und Augenzeuge Hans v. Schweinichen, der mit

Kanne im Palast Durazzo zu Genua.

seinem Herrn, dem Herzog Heinrich von Liegnitz, von Markus Fugger zu Gast geladen war: „Ein dergleichen Bankett ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser traktiren könnte. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmor, der Kredenztisch war mit Trinkgeschirren und merkwürdig schönen venetianischen Gläsern besetzt; er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold werth sein." In einem Thurm sahen die Gäste einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen, die Herr Fugger selbst „über eine Million Gold" schätzte.

Aber nicht die Fürsten und Reichen allein, auch fast jede Stadt war im Besitze einiger absonderlicher Prachtstücke, von denen hier nur eines aus der früheſten Zeit, der noch dem 15. Jahrhundert angehörige sogenannte Leigh Cup aus London als Beispiel dienen mag. Noch verhältnißmäßig einfach in der Gestalt, weist er in seinen Details die feinste Durchführung und eine unendliche Menge von Arbeit in Gravirungen, Ornamentik und Plastik auf. Aber welch' ein Abstand dennoch, wenn wir ihn mit einem Meisterwerke der italienischen Goldschmiedekunst, wie es die prächtige Kanne aus dem Palast Durazzo in Genua darstellt, vergleichen! Phantasie und Formenreichthum entwickeln hier eine wahrhaft tropische Ueppigkeit; das ganze Kunstwerk lebt und webt von Wesen und Formen aus der Menschen-, Thier-, Pflanzen- und Fabelwelt, und die eigentliche Gestalt des Gefäßes muß unter üppig rankendem Leben fast verschwinden. Wie Malerei und Plastik in Italien unter Künstlern von Raffael's, Leonardo da Vinci's oder Michelangelo's Bedeutung schon ihre Blüthe erreicht hatte, als man im Norden erst zu lernen begann, so kam auch die höchste Ausbildung der Goldarbeit dort, auf dem klassischen Boden alter Ueberlieferungen und von südlicher

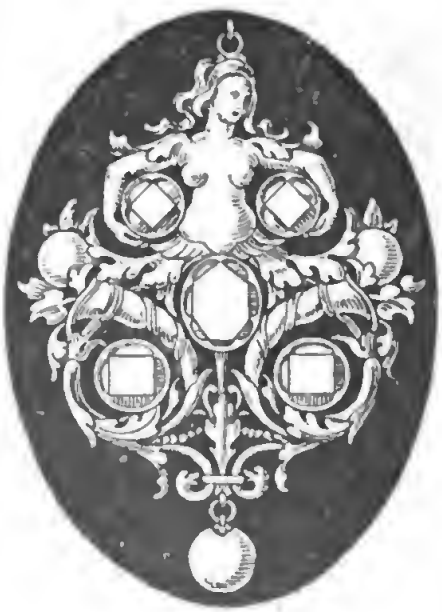
Phantaſie getragen, früher zur Vollendung, als ſonſt irgendwo. Die Werke eines Brunellesco, der ſpäter Archi=



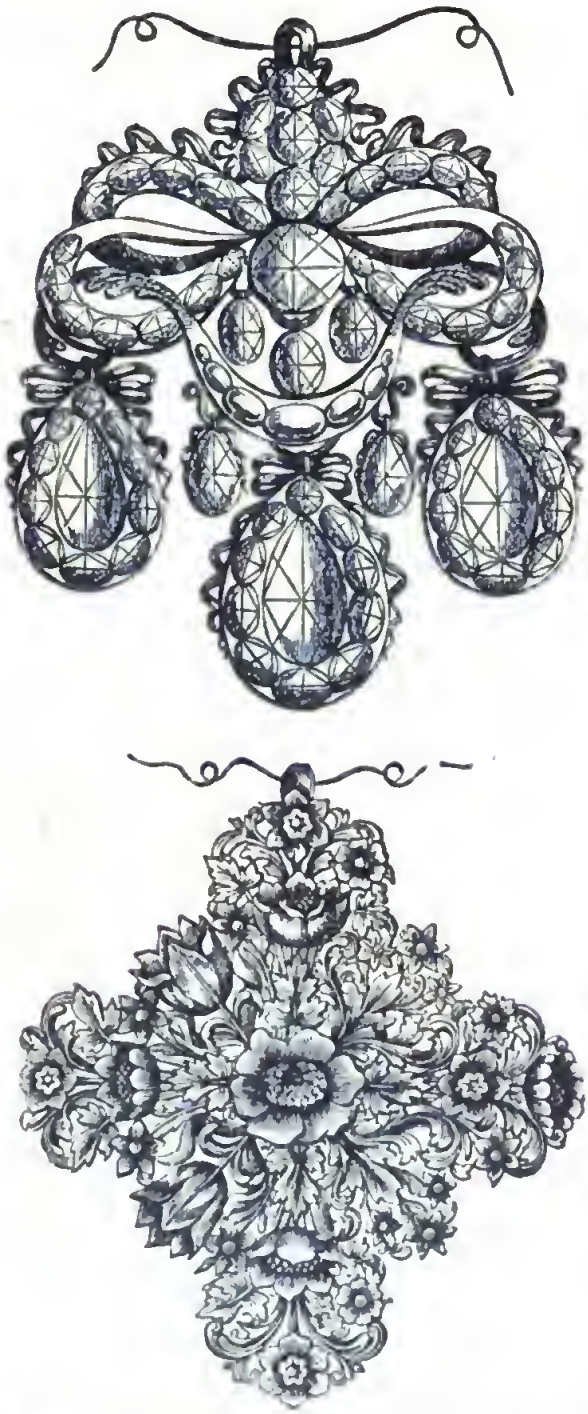
Schmuckſtücke von Hans Holbein.

tekt, eines Ghiberti, der Bildhauer wurde, und vor allen Anderen eines Benvenuto Cellini haben die Bewunderung der ganzen civiliſirten Welt gefunden.

Aber auch ihre Kunſt drang mit den übrigen Erzeugniſſen der italieniſchen Renaiſſance in den Norden, und wenn ſich deutſche Künſtler etwas ſpäter zur Vollendung aufſchwangen, ſo waren ihre Werke darum nicht ſchlechter. Es zeugt von dem hohen Anſehen der Goldſchmiedekunſt in Deutſchland, daß ſich Künſtler wie Albrecht Dürer und Hans



Schmuckſtück von Hans Holbein.



Französischer Schmuck aus dem 17. Jahrhundert.

Holbein der Jüngere neben ihrer Thätigkeit als Maler auch dem Entwurf von goldenen Prunk- und Schmuckstücken gern zuwandten und sich auch selbst mit der Bearbeitung des edlen Metalles befaßten. Vielfach war Letzterer, abgesehen von seinen eigenen Ausführungen in Edelmetall, für Goldschmiede und Medailleure thätig und hinterließ in Holzschnitt und Zeichnung eine Menge von Entwürfen für Pokale, Tafelaufsätze, Dolchscheiden, Schmuck u. s. w., die eine echte Freudigkeit am Schaffen verrathen. Die Hauptepoche der deutschen Goldschmiedekunst aber brach erst nach dem Tode dieser Männer an, als die früher aus Italien übertragenen Motive in Deutschland selbstständiges Leben gewannen, und man hier Werke erzeugte, die wir den schönsten Ar-

beiten Italiens zur Seite ſtellen können. Künſtler wie Wenzel Jamnitzer aus Nürnberg und Anton Eiſenhoidt, der Silberſchmied aus Warburg, die das 16. Jahrhundert beherrſchten, oder wie Melchior Dinglinger von Biberach, der für Auguſt den Starken eine Menge von Kunſtwerken ſchuf, die noch heute das „Grüne Gewölbe“ in Dresden ſchmücken, ſind bis heute unübertroffen geblieben.

Von Italien aus ward auch in Frankreich eine neue Blüthe der Goldbearbeitung wachgerufen. Cellini ſelbſt hielt ſich in Paris auf und brachte die Formen der italieniſchen Renaiſſance dort zur Herrſchaft. Während uns aus dem Mittelalter wenige Erzeugniſſe franzöſiſcher Goldſchmiedekunſt aufbewahrt worden ſind, ward nun in Tafel- und Toilettengeräth, Leuchtern, Uhren und anderen Dingen ein unglaublicher Luxus entfaltet; im 17. und 18. Jahrhundert leiſtete Frankreich in goldenen und ſilbernen Schmuck- und Schauſtücken Großes, und zur Zeit Ludwig's XIV. wurde der franzöſiſche Geſchmack in dieſer, wie in vielen Richtungen für ganz Europa maßgebend. Einige Schmuckſtücke aus dieſer franzöſiſchen Periode zeigen unſere Abbildungen. In Deutſchland trieben damals beſonders die Höfe von München und Dresden, wo der oben erwähnte Dinglinger ſeine Kunſt entfaltete, mit goldener Pracht nach Frankreichs Beiſpiel einen großen Luxus. Im 19. Jahrhundert endlich ging das ganze Kunſtgewerbe mit Einſchluß der Goldſchmiedekunſt unter dem Einfluß des ſteifen Zopfſtyls langſam zurück, um ſich erſt in den letzten Jahrzehnten mühſam zu erholen; indeſſen ſehen wir unſere Betrachtung, welche blos auf die hiſtoriſche Entwickelung der Goldſchmiedekunſt einen kurzen Ueberblick werfen ſollte, an der Schwelle dieſes neuerlichen Aufſchwunges als beendet an.

Im Hafen.

Ein Verkehrsbild. Von **H. Myers.**

(Nachdruck verboten.)

Sobald unter dem Einfluß der Frühlingsstürme auf den Flüssen das Eis bricht, beginnt es auf den schiffbaren Wasserstraßen von Fahrzeugen zu wimmeln, welche stromauf, stromab Waaren transportiren, und die Flußschiffer, die den Winter über müßig gelegen haben, nehmen ihre Thätigkeit wieder auf. Folgen wir aber den Fahrzeugen, die gezogen von Pferden oder Menschen auf sogenannten Treidelwegen, fortgeführt von der Strömung des Flusses oder des Kanals, getrieben endlich von günstigem Wind, der ihre grauen und braunen Segel schwellt, oder fortgestoßen durch die Staken, deren Griff der Schiffer an seine eisenharte Schulter setzt, um mit aller Kraft seines Körpers sich dagegen zu stemmen und das Schiff fortzubewegen; folgen wir den Fahrzeugen, die stromabwärts durch Schleusen und Kanäle der Mündung des Flusses zustreben, so gelangen wir an einen Hafenort, wo Fluß- und Seeschifffahrt sich berühren, wo Inland und Ausland sich die Hand reichen, wo der Pulsschlag des Weltverkehrs lebhaft zu spüren ist.

Wählen wir für unsere Beobachtung nicht einen der internationalen Häfen, wie Hamburg oder Bremen, sondern einen der deutschen Häfen an der Ostsee, wie Stettin oder Danzig, so können wir gerade hier die Vereinigung von

Fluß- und Seeschifffahrt, von Eisenbahn- und Wasserstraßen, von Binnen- und Weltverkehr dem Leser am deutlichsten klar machen.

Immer breiter und mächtiger ist der Fluß geworden, auf dem die Kähne vom Binnenlande her seiner Mündung zufuhren, immer zahlreicher werden die Fahrzeuge, die dem Seehafen zusteuern, um hier ihre Ladung an die großen Schiffe abzugeben, die sie in fremde Meere und Länder tragen sollen, und wiederum die kostbare Fracht, die diese Schiffe mit sich brachten, in sich aufzunehmen und sie den Städten des inneren Landes zuzuführen. In einem besonderen Becken des großen Seehafens liegen die Flußschiffe vertaut und verankert. Mit ihren hochragenden, wenn auch verhältnißmäßig kleinen Masten bieten sie einen ganz imposanten Anblick, aber wenn auch die meisten der eingedeckten Kähne, die bis 10,000 Centner Ladung aufnehmen können, uns auf dem Fluß ganz stattlich vorkamen, wie klein sehen sie hier aus neben den Oceandampfern, die in ihrer Nähe am Quai oder Bollwerk, d. h. an der aus Steinen oder Holzverplankung hergestellten Ufereinfassung festgemacht sind. 70 bis 120 Meter lang sind diese Ungeheuer, deren Rumpf haushoch aus dem Wasser herausragt, in dem er schon 4 bis 6 Meter tief liegt. In der Mitte des Schiffes befindet sich in ungefähr doppelter Mannshöhe die Kommandobrücke, und aus seinen mächtigen Dampfschornsteinen, von denen jeder einzelne einen solchen Umfang hat, daß wohl ein lustiges Paar in ihm tanzen könnte, ohne an die Wände zu stoßen, quillt in dicken Wolken der Rauch von den Kesseln, die den Dampf für die vieltausendpferdigen Dampfmaschinen liefern.

Dampfer an Dampfer liegt hier an dieser Stelle. Das obere Drittel des Schornsteins ist gewöhnlich mehrfarbig angestrichen, und an der Form und den Farben des Anstrichs erkennt der Kundige, zu welcher Linie oder zu welcher

Rhederei der Dampfer gehört. Das weiße Kreuz im rothen Felde zeigt uns den Dampfer der däniſchen Thingvaller-Linie an; dort der rothe Stern im blauen Felde eine engliſche Linie; eine Anzahl von ſchwarzen Sternen im weißen Felde eine ſchwediſche; einige Buchſtaben eine deutſche Rhederei.

An einer anderen Stelle des Bollwerks liegen die kleineren Dampfer; es ſind „Reiſefahrer", d. h. Küſtenfahrer, welche an der Küſte entlang den Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Hafenorten vermitteln, wohl aber auch nach dem nächſtgelegenen Feſtlande, wie Dänemark, Schweden hinübergehen. Man empfindet etwas wie Unbehagen, wenn man daran denkt, daß man mit dieſen verhältnißmäßig kleinen Dampfern, deren Bord ſo niedrig über der Waſſerfläche liegt, über die See fahren ſoll, wenn ſie aufgeregt iſt. Aber dem Binnenländer erſcheinen dieſe kleinen Dampfſchiffe doch noch ſicherer und vertrauenerweckender, als die Segelſchiffe, die an einer anderen Stelle ankern. Die größten derſelben, Barks und Briggs mit drei, beziehungsweiſe zwei Maſten ſind oft monatelang unterwegs, und fahren trotz ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit bis nach Oſtindien, China und Japan, trotzen allen Gefahren der chineſiſchen See, den Wirbelſtürmen und Orkanen, und kehren meiſt glücklich heim.

Muth und Gewohnheit gehören freilich dazu, um ſich einem ſolchen Schiffe anzuvertrauen. Steigt man aber einmal in den Leib eines dieſer Seegelſchiffe hinein, die ſo unanſehnlich erſcheinen, dann erkennt man erſt, daß es doch mächtige Schiffe ſind, die tief im Waſſer liegen und für Hunderttauſende an Mark Güter in ſich aufnehmen können.

Mehr und mehr haben die Dampfſchiffe die Segelſchiffe verdrängt. Während es vor einigen Jahren noch ebenſoviel Dampfſchiffe wie Segelſchiffe gab, hat ſich in den letzten fünf Jahren das Verhältniß zu Ungunſten der

Segelschiffe verschoben. Segelschiffe fahren zu langsam, und auch auf See bedeutet Zeit Geld. Jeder Tag ist kostbar, jede Stunde bringt für den Rheder, Verfrachter und Empfänger Zinsverluste, und so schwinden mehr und mehr die Segelschiffe zum Bedauern aller echten Seeleute. Nicht nur die Offiziere, auch die Matrosen fahren lieber auf einem Segelschiff, als auf einem Dampfer. Sie behaupten, die Matrosen der Dampfer seien Arbeiter und weiter nichts, während nur sie eigentliche Seeleute seien, von denen man nicht nur Handarbeit, sondern auch Kenntniß, Muth und Geschicklichkeit verlange.

In der That, die ganze Romantik der See findet sich nur noch auf dem Segelschiff. Nur der Kapitän und die Besatzung eines solchen können zeigen, ob sie ihr Handwerk und die Kunst des Seefahrens verstehen. Sie haben mit Widrigkeiten zu kämpfen, die der Dampfer nicht kennt, wie Windstille, entgegengesetzte Winde u. s. w. Darum ist die Seefahrt mit Segeln poesiereicher, interessanter und abwechselnder, als mit dem Dampfschiff, aber unsere Zeit des Geschäftes, des Hastens und des Jagens kann sich auf Romantik und Poesie nicht einlassen. Für sie ist das Geldverdienen, die Raschheit und Sicherheit des Verkehrs zur See die Hauptsache, und deshalb schwindet das Segelschiff mehr und mehr, und der Dampfer tritt an seine Stelle.

In diesen Dampfern stecken gewaltige Kapitalien. Jener Koloß da drüben, der so hoch aus dem Wasser emporragt, der dänische Dampfer der Thingvaller-Linie, kostet etwa 2 Millionen Mark ohne Ladung. Das Schiff lag noch vor drei Tagen im Dock der Schiffsbaugesellschaft und wurde dort ausgebessert, weil es bei der letzten Reise Schaden gelitten hatte. Die Reparatur allein kostete 340,000 Mark. Und dieser Dampfer ist keineswegs einer der größten, die über den Ocean fahren. Die Passagier-

ſchiffe der deutſchen Geſellſchaften, die allerdings mit allem erdenkbaren Luxus ausgeſtattet ſind, koſten 4 bis 5 Millionen Mark und mehr.

Der Dampfer der Thingvaller-Linie kann ungefähr drei lange Güterzüge voll Ladung in ſich aufnehmen, d. h. Ladung im Werthe von 8 bis 10 Millionen Mark. Man denke daran, welche Summe von Werthen dieſes Schiff repräſentirt, wenn es auf hoher See ſchwimmt. Natürlich wendet man dann Alles auf, um Ladung und Schiff unbeſchädigt, aber auch möglichſt ſchnell in den Beſtimmungshafen gelangen zu laſſen. Jeder Leſer, welcher der Zinsrechnung kundig iſt, wird es ſich ſelbſt ausrechnen können, wie viel Zinſen die 12 Millionen tragen, die Schiff und Ladung werth ſind, und wie wichtig es iſt, jeden Tag zu ſparen. Die Schiffe aber, die hier im Hafen liegen, müſſen ſämmtlich Hafenabgaben zahlen, ſowohl für das Liegen am Bollwerk, für die Benutzung der Hafenanlagen und der Krahne, als für Tonnen und Barken, die draußen verankert ſind und dem Schiffer den Weg nach und aus dem Hafen anzeigen, für Lootſen u. ſ. w. Dieſe Abgaben werden gezahlt nach dem Tonnengehalt des Schiffes und der Liegedauer, und ſo bedeutet jeder Tag Aufenthalt außer dem Zinsverluſt für Schiff und Ladung auch noch die Zahlung der Hafenabgaben.

Deshalb bleibt kein Kapitän eine Stunde länger im Hafen, als er muß. Sind doch die Kapitäne meiſt an der Ladung betheiligt und auch Miteigenthümer des Schiffes und haben ſo alle Veranlaſſung, das Intereſſe der Rheder wie ihr eigenes wahrzunehmen. Deshalb dieſe fieberhafte Thätigkeit auf und neben den Schiffen, deshalb raſſeln ununterbrochen bei Tage und Nachts bei elektriſchem Lichte die Dampfkrahne auf den Schiffen und die mächtigen feſten und verſchiebbaren Dampfkrahne, die am Quai und vor den Speichern aufgeſtellt ſind; deshalb herrſcht auf

dieſen Schiffen nicht einen Augenblick Ruhe, deshalb hört man ununterbrochen das Fauchen der Dampfmaſchinen, das klirrende Raſſeln der Ketten, die Rufe der Mannſchaften und Maſchiniſten, daher dieſes Gedränge an dem Quai und neben den Schiffen von Maklern, von Kaufleuten, von Händlern aller Art, von Vermittlern, Arbeitern u. ſ. w.

Zeit iſt Geld. Das lernt man erſt hier im Hafen kennen. Aus dem Innern des Schiffes bringt der Dampfkrahn, der auf dem Verdeck aufgeſtellt iſt, Faß auf Faß heraus; aber nicht etwa einzeln, ſondern fünf bis zehn mächtige Fäſſer, mit Ketten zuſammengeſchnürt, auf einmal; und durch eine andere Luke ladet der auf Eiſenbahnſchienen laufende Krahn des Quai's direkt vom Eiſenbahnwagen, der bis an ihn herangefahren iſt, rieſenhafte Ballen in das Innere des Schiffes ein, wo dieſelben von den unten arbeitenden Schiffsladern abgenommen und verſtaut werden. Man verliert faſt die ſonſtige Schätzung von Kräften und Gewicht, wenn man da drüben einen kleinen Krahn ſieht, der immer drei Pianos in hölzernen Kaſten, mit mächtigen Ketten zuſammengebunden, aufnimmt und mit ſeinem eiſernen Arm herumdreht, um ſie in das Innere des Schiffes hineinzulaſſen. Seine Leiſtung aber iſt noch gar nichts gegen die größeren Krahne, die weiter unten ſtehen, von denen jeder einzelne eine vollſtändige Lokomotive ſammt Tender auf einmal in die Höhe heben, herumführen und ein- oder ausladen kann.

Die ausgeladenen Waaren liegen in langen und hohen Stapeln am Quai. Sie werden durch andere Krahnen bis in die nahen Speicher geſchafft oder durch Laſtwagen fortgefahren, und wenn wir einen Gang an den Speichern entlang machen, die ſich mehrere Kilometer weit an den Quais hin erſtrecken, wenn wir in ihnen das Leben und Treiben ſehen, wenn wir entdecken, daß ſie von oben bis unten mit

Waaren gefüllt sind, dann überkommt uns eine Ahnung von dem Umfang und der Größe des Weltverkehrs, der die Schätze aller fünf Erdtheile austauscht und noch beständig im Steigen begriffen ist.

Aber nicht nur in den Speichern, auf Schiffen und Quais herrscht reges Leben, auf dem Wasser selbst wimmelt es von kleinen und großen Booten, die mit Dampf oder mit Handrudern fortbewegt werden und aneinander vorüberschießen, sich kreuzen, überholen und in ihrer Fahrtrichtung schneiden. Die kleinen Schlepper warnen mit ihren kurzen, heulenden Dampfpfeifentönen, ebenso wie die kleineren Dampfschiffe, die den Personenverkehr vermitteln, auf denen die Beamten der Hafen- und Zollbehörde im Hafen umherfahren, mit ihren gellenden Pfiffen.

Die Thätigkeit dieser kleinen Schiffe wird uns aber erst recht klar, wenn wir einen Augenblick auf ihre Namen achten. Dieser kleine Dampfer, der „Hans" heißt, schießt an uns vorüber, als gelte es, mit dieser Nußschale noch hundert Meilen im Tage zurückzulegen. Eine Viertelstunde später aber sehen wir ihn schon wieder zurückgefahren kommen, hinter ihm aber ein Schiff, das mindestens fünfzigmal so groß ist, als er selber. Er bringt einen riesenhaften Dampfer hereingeschleppt, der nur mit Hilfe eines solchen kleinen Schleppers an den Quai herangelangen kann. Die Riesendampfer können nämlich nur steuern, wenn sie in voller Fahrt sich befinden, bei dem Gedränge im Hafen und bei der schmalen Wasserstraße können sie aber nicht mit vollem Dampf fahren; außerdem wühlen die riesenhaften Schrauben der Schiffe den Untergrund zu sehr auf und erzeugen dadurch Versandung und Verschiebung der Grundmassen, die Schiffe werden daher durch die kleinen Schlepper hereinbugsirt und ebenso wieder herausgebracht. Eine Viertelstunde später sehen wir den kleinen „Hans" schon wieder mit einem herausgehenden

Dampfer nach der See in Fahrt, und es ist staunenswerth, was von diesen kleinen Dampfschiffen allein in einem Tage geleistet wird. Deshalb diese Geschäftigkeit, deshalb die Hast, mit der alle die kleinen Fahrzeuge durch das Wasser getrieben werden. Zeit ist Geld — Zeit ist sehr viel Geld hier im Hafen, wo kein Mensch eine Stunde länger bleibt, als er muß.

Nehmen wir unseren Weg nach der See zu, so erblicken wir lange Dämme, die in das Meer hinausgehen; es sind sogenannte Molen, dazu bestimmt, die Versandung des Hafens zu verhindern und den Schiffen eine sichere, gegen den Wellengang des Meeres geschützte Einfahrt zu verschaffen. Aus riesenhaften Quadern gebaut, zwischen denen mächtige Verbindungsstücke aus Cementguß angebracht sind, reichen diese Molen weit in das Meer hinaus. Sie sind nicht gemauert, sondern halten durch das Gewicht der eigenen Schwere zusammen. Die Wellen haben ihnen ihre Lage ein- für allemal angewiesen, und der Seegang kann wohl über sie hinwegschlagen, aber sie nicht von der Stelle rücken. 1200 bis 1600 Meter weit gehen sie in das Meer hinaus, und darauf steht der Leuchtthurm, der des Abends sein wechselndes Licht vier deutsche Meilen weit hinaus in die See sendet und die Marke ist, auf die das Schiff zusteuert. Am Ende der Molen, auf dem sogenannten Kopf, steht ein kleiner, runder Beobachtungsthurm, der Lootsenthurm, auf dem die Lootsen den ganzen Tag über hinausspähen auf die Meeresfläche, um zu sehen, ob Schiffe sich nähern, die durch Signale einen Lootsen verlangen. Draußen kreuzen allerdings auch die Lootsenkutter, aber manchmal kommen so viel Schiffe hintereinander herein, daß vom Thurm selbst, an dessen Fuß der Lootsendampfer bereit liegt, die Mannschaften nach dem Schiffe hinausgeschickt werden müssen.

Es ist gegen Abend. In kaum einer Stunde wird es

dunkel auf den Gewäſſern. Hier am Ende der Molen haben wir einen ſo lebhaften Verkehr, wie den ganzen Tag über faſt nicht. Die meiſten Schiffe gehen jetzt des Abends hinaus, weil ſie die Nacht über freies Fahrwaſſer haben und des Morgens, wenn ſie im Sund ſind oder in die Nähe der ſchwediſchen Küſte kommen, eben bei Tageslicht ihren dann ziemlich gefährdeten Kurs fortſetzen wollen. Auch die Fiſcherflottille, die des Abends zum Fange hinausfährt, um die Netze zu legen und früh am Morgen mit reicher Beute wiederzukehren, ſteuert hinaus und verliert ſich am Horizont. Große und kleine Dampfer kommen und nehmen ihren Kurs, den man deutlich erkennen und am Rauch ihrer Schornſteine verfolgen kann, nach Nordweſten, nach Norden, nach Nordoſten, je nach ihren Beſtimmungsorten.

Da kommt, geſchleppt von einem der kleinen Dampfer, eines der rieſenhaften Schiffe, die wir am Quai liegen ſahen. Es iſt ein Auswanderungsſchiff, das oſtpreußiſche und pommeriſche Auswanderer, im Ganzen gegen tauſend Männer, Weiber und Kinder mit ſich führt und das jetzt ebenfalls hinausgeht, um am Morgen früh im Sund, in der Nähe von Kopenhagen zu ſein und bis zum Abend womöglich den Sund paſſirt zu haben. Wie winzig der kleine Schlepper vor dem mächtigen Schiffe ausſieht, das ihm willig folgt. Jetzt ſind ſie hinter den Molen im freien Fahrwaſſer, der Schlepper löst ſich von dem Schiffe und fährt ſchleunigſt bei Seite, als habe er Angſt vor dem Koloß, der ſich jetzt ſelbſtſtändig in Bewegung ſetzen wird. Mächtige Rauchwolken quellen aus den beiden Schloten des Auswanderungsdampfers, vom Deck herüber tönt noch ein ſchwaches Hurrah der Abfahrenden, dann ſieht man den Koloß durch die Wellen ſchneiden und ſeinen Kurs nach Nordweſten nehmen. Wie viele Hoffnungen, wie viele Wünſche, wie viele Erwartungen, wie viel Freud' und

Leid trägt er mit ſich, wie ſtolz und ſicher ſieht er aus! Bald iſt er allein auf der Waſſerfläche zu ſehen, die anderen Dampfer, die immer kleiner wurden, ſind verſchwunden.

Aber noch immer kommen neue Schiffe heraus, die wir auf der dunkler werdenden Waſſerfläche verfolgen können, bis das rothe Licht des Leuchtthurms auf die Fluthen hinüberſcheint. Kehren wir aber zum Hafenquai zurück, ſo herrſcht hier weiter das Leben wie am Tage. Elektriſches Licht glänzt überall, die Krahne fauchen und ſtöhnen, die Ketten raſſeln, und Stimmengewirr tönt an allen Orten. Raſtloſer Verkehr herrſcht in den Straßen unmittelbar am Hafen. In der Hafenſtadt ſelbſt aber beginnt das Treiben der Geſelligkeit für die raſtlos ſchaffenden Einwohner und Seeleute, denen man wohl nach des Tages unabläſſiger Haſt und Arbeit eine Erholung gönnen kann.

Mannigfaltiges.

Die jüngſten und die älteſten Eheleute. — Die Heirathsfähigkeit iſt auf dem ganzen Erdenrund bei civiliſirten und nichtciviliſirten Völkern an eine gewiſſe, durch Geſetz oder Herkommen genau beſtimmte untere Altersgrenze gebunden. Am niedrigſten iſt dieſelbe in Indien, wo Kinder im zarteſten Alter mit einander verheirathet werden, ſo daß Brautpaare, welche zuſammen noch nicht zehn Jahre zählen, keineswegs ſelten ſind; am höchſten jedoch in einigen Kantonen der Schweiz und in Nordamerika. Früher wurden in der Union zur Heirathsfähigkeit blos 16, alſo genau ſo viel Jahre wie in Rußland gefordert, allein da nicht wenige der die Trauung Begehrenden erheblich jünger waren, und Pfarrer, Richter und Magiſtratsperſonen nicht entſcheiden konnten, ob ſie das geſetzliche Alter hatten, weil in Amerika beim Eheſchluß keinerlei Papiere erforderlich ſind, ſo fand eine Hinausſchiebung der Heirathsfähigkeit beim Weibe um zwei, beim Manne aber um vier Jahre ſtatt. Er muß alſo derzeit 20 Jahre ſein, oder, wie ein Kenner amerikaniſcher Verhältniſſe bemerkt, wenigſtens ſo alt zu ſein ſcheinen. Dieſes Geſetz gilt Vielen als ſehr ſtrenge, und der Tag ſeiner Einführung — es war der 1. Oktober 1885 — iſt ein Tag des Jammers geweſen. Ganz Nordamerika beklagte ſich damals über den unleidlichen Druck von oben und pries die Regierung von Pennſylvanien, welche voll Mitleid mit allen, deren Vereinigung für's Leben entweder das „Nein" der Eltern, oder allzu große Jugend entgegen ſtand, jenes Geſetz auf ihrem Gebiete erſt um Mittag den 3. Oktober 1885 in Kraft treten ließ.

Da dies vorher gehörig kund gemacht worden war, fand damals in Pennsylvanien ein wahres Massenheirathen solcher Personen statt, denen es an den gesetzlich erforderlichen Jahren mangelte. Das jüngste Pärchen war zusammen nur 28 Jahre alt. Der Prediger, an den sich die jungen Eheluſtigen wandten, wollte anfangs von dieser Kinderheirath nichts wissen, allein auf ihre Versicherung hin nahm der würdige Mann an, daß sie das nach dem alten Gesetze erforderliche Alter von 16 Jahren besäßen. So fand die Trauung statt.

Ein Ehemann von 14 Jahren! Man wird ihn für den jüngsten halten, der jemals dagewesen. Allein gemach, es hat noch jüngere gegeben. Der Erbprinz Heinrich von Nassau-Saarbrücken z. B. wurde in seinem elften Jahre mit der sieben Jahre älteren Prinzessin Maximiliane von Montbarry verlobt, und die Vermählung am 6. Oktober 1779 wirklich vollzogen. Auch Ludwig XIV. wurde sehr frühzeitig Bräutigam und wäre, wenn er nicht entschieden widerstrebt hätte, bereits im Jahre 1649, also in seinem 11. Lebensjahre, mit der spanischen Infantin Anna, einem Kinde von 6 oder 7 Jahren, vermählt worden. Thatsächlich befand sich diese jüngste aller Bräute zur Erziehung am französischen Hofe, aber ein so gutes und reizendes Kind sie auch war, sie hatte doch das Unglück, ihrem Bräutigam zu mißfallen, und mußte endlich nach Madrid zurückgeschickt werden. Uebrigens pflegten im vorigen Jahrhunderte die Reichen und Vornehmen Frankreichs ihre in den Klosterschulen befindlichen Töchter oft schon im zarten Alter von 10 bis 12, höchstens aber mit 13 Jahren zu verheirathen und nach der Hochzeit noch ein paar Jahre im Pensionat zu belassen; ein Verfahren, welches die Romantik des Pensionats gezeitigt und nicht wenige Entführungen verschuldet hat. Heutzutage hat dergleichen Mißbräuchen das Gesetz Schranken gezogen, und es ist überall, wenn schon nicht ganz unmöglich, so doch sehr schwer, den Mangel der Heirathsfähigkeit, insofern derselbe in allzugroßer Jugend besteht, zu bemänteln. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß an Bräuten und Bräutigamen unter 16 Jahren der größte Mangel herrscht.

Dahingegen gibt es uralte Brautleute genug. Nach oben zu ist nämlich die Heirathsfähigkeit eine völlig unbeschränkte, und

ſo hat erſt kürzlich Hiram Leſter, ein Jüngling von 124 Sommern, Miß Mary Moſeley, ein junges Ding von 81 Lenzen, geheirathet. Die Trauung fand in Atlanta, der Hauptſtadt des amerikaniſchen Staates Georgia, ſtatt, und zwar im Theater, welches kaum die herbeigeſtrömten Schaaren der Schauluſtigen zu faſſen vermochte. Dergleichen iſt eben amerikaniſch! Der Baron Longueville hinwiederum, ein Pariſer Rentier, verheirathete ſich von ſeinem 70. bis 110. Lebensjahre nicht weniger als fünfmal. Auch Herr Feodor v. Freimann, ein ehemaliger ruſſiſcher Offizier, vermählte ſich in ſeinem durch amtliche Dokumente beglaubigten Alter von 100 Jahren mit einem jungen Mädchen von 17 Jahren und lebte, durch die Geburt zweier Knaben beglückt, noch volle 15 Jahre. Noch älter als Freimann, nämlich 114 Jahre, war Hadſchi Suliman aus Geridje bei Konſtantinopel, als er vor 6 Jahren neuerlich in den Eheſtand trat, um, wie er ſagte, ſeinen Namen nicht ausſterben zu laſſen; und Suliman Saba, ein bosniſcher Türke, zählte 126 Jahre, als er den Gedanken faßte, ſich abermals zu verheirathen.

Nun ſollte man glauben, daß die vorangeführten Männer die älteſten Freier geweſen ſind, allein dem iſt nicht ſo. John Surrington, ein Norweger, ſtellt ſie alle in den Schatten. Er heirathete nämlich im Alter von 149 Jahren zum dritten Male, und an ſeinem Grabe, in das er 1797, 160 Jahre alt geſunken iſt, trauerte ein 103jähriges und ein 9jähriges Söhnlein. Dieſer Surrington alſo iſt der älteſte unter den Ehemännern, die älteſte „junge Frau" jedoch iſt gegenwärtig die 83jährige Frau Salzer, wohnhaft zu Albernau im ſächſiſchen Erzgebirge, welche vor Kurzem erſt ſich mit dem 96 Jahre alten Veteran aus den Freiheitskriegen, Salzer, vermählte. R. M.

Signor Saltarino. — Der Verfaſſer der im vorliegenden Bande befindlichen intereſſanten Erzählung „Wildes Blut" entnimmt ſeine Stoffe faſt ausſchließlich jener bunten, glitzernden, abenteuerlich-romantiſchen Welt des Cirkus, in welcher er ſeine Jugend verlebte und in welcher er noch heute aufgeht, nachdem er wieder in der bürgerlichen Geſellſchaft Boden gefaßt hat. Nur wer in der Manège, in dem grünen Wohnwagen der Vaganten

gelebt, geliebt und gelitten, versteht die Artisten so lebenswahr zu schildern und jene intimen Details so zu beobachten, wie er. Es wird unseren Lesern sicherlich willkommen sein, die nähere Bekanntschaft dieses interessanten Mannes zu machen.

Hermann Waldemar Otto, wie Signor Saltarino im bürger-

Signor Saltarino.

lichen Leben heißt, wurde geboren als Sohn eines Seidenhändlers am 14. April 1861 in Hohenstein in Sachsen, besuchte die Realschule und trat mit 16 Jahren als Volontär in eine Maschinenfabrik ein. Seinem unruhigen Naturell aber gefiel dieser bürgerliche Beruf durchaus nicht, und so brannte der junge Mann bald mit einer wandernden Komödiantentruppe nach Böhmen durch, bereiste mit einer Seiltänzergesellschaft Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Rußland, wurde später Menagerieſekretär, Clown und

Parforcereiter, „arbeitete“ als ſolcher in den Cirkus Warga, Althoff und Blumenfeld und konnte nur durch einen ſchweren Sturz bewogen werden, ſeiner abenteuerlichen Laufbahn zu entſagen. Seit einigen Jahren lebt er als Sportſchriftſteller in Düſſeldorf.

Saltarino ſchrieb folgende ausſchließlich den Cirkus behandelnde Werke: „Auf geharktem Sande“ (Novellen); „Auf ſchwanken Bahnen“ (Roman); „Cavalcada“ (Roman); „Der Artiſt“ (Drama); „Artiſten-Lexikon“, „Pauvres Saltimbanques“, „Heidonc-En-avant!“ (illuſtrirte Novellen); und „Circenſes“, in welchen er das Ganze der Cirkusarbeit zuſammenfaßt. Wir hoffen unſeren Leſern noch öfters Schöpfungen ſeiner mit ſo ſprühender Lebenswahrheit ſchildernden Feder vorzuführen.

Heubäder. — Wer im Sommer ſo glücklich iſt, das herrliche Südtirol bereiſen zu können, der wird in den Städten und Dörfern längs der Etſch, alſo im deutſchen Theile des Landes, häufig der öffentlichen Bekanntmachung begegnen, daß da und dort „das Heubad“ eröffnet worden ſei. Und dieſe Ankündigung iſt nicht etwa ein Scherz, ſondern voller Ernſt. Das Heubad beſteht in Südtirol als „Volksheilmethode“ ſchon lange und zwar darin, daß das von den Bergen hereingebrachte, noch feuchte Heu in irgend einer Halle oder einem Schuppen aufgeſchichtet und feſtgetreten wird. Kommt dann der nach einem Heubade Lüſterne, zieht der „Bademeiſter“ eine tiefe Grube in das dampfend heiße, gährende Heu, und in dieſe Grube muß ſich der Badegaſt hineinlegen. Nun wird er völlig mit Heu bedeckt, ſo zwar, daß nur ſein Kopf aus der duftigen Maſſe hervorragt. — Bald umfängt ihn eine wohlthätige Wärme, die ſich ſteigert und zur gewaltigen Hitze wird. Der Schweiß dringt dem Badegaſte aus allen Poren und er ſchwitzt nun ſo lange er es eben aushält. — Dann wird er genau ſo wie in einem Dampfbade behandelt und wenn ſein Rheumatismus oder ein ähnliches Gebreſte der ebengeſchilderten, durch 14 Tage fortgeſetzten Kurmethode nicht weicht, dann iſt dagegen überhaupt kein Kraut gewachſen. — Doch ſoll, wie behauptet wird, ein Mißerfolg dieſer unbekannt von wem erſonnenen Volkskur nur höchſt ſelten zu verzeichnen ſein, und das Heubad immer wenigſtens den Appetit zu einer ungeahnten Höhe ſteigern. E. Sch.

Tiſchgewohnheiten vor 1000 Jahren. — Zu Karl's des

Großen Zeiten, wenn das Mittagsmahl fertig war, wurde zuerſt der Tiſch in die große Speiſehalle getragen: tragbare Geſtelle wurden herbeigebracht, auf die man Bretter legte, und Alles ward nach beendigter Mahlzeit wieder entfernt. Auf den Tiſch ward ein Tiſchtuch ausgebreitet, wie man ſolches auf alten Gemälden, mit ſchönen, geſtickten Rändern verziert, oft abgebildet ſieht. Ein altes lateiniſches Räthſel aus dem 8. Jahrhundert ſagt: „Ich füttere die Leute mit mancherlei Speiſen; zuerſt bin ich ein Vierfüßler mit einem ſchönen Kleide bedeckt; dann werde ich meines Zierraths beraubt und verliere dazu noch meine Beine.“ Die Nahrung der alten Germanen beſtand zum großen Theil aus Brod, was ſchon aus der Thatſache hervorgeht, daß man einen Diener „Brodfreſſer“ und die Dame des Hauſes „Brodgeberin“ nannte. Das Brod ward in runden, flachen Kuchen gebacken, welche der Aberglaube des Kochs mit einem Kreuze markirte, um ſie vor dem Verbrennen zu bewahren. Milch, Butter und Käſe wurden auch genoſſen, und die Hauptfleiſchnahrung beſtand in Speck, da die damals einen großen Theil Mitteleuropa's und Englands bedeckenden Eichenwälder mit ihren Eicheln die Schweinezucht im ausgedehnteſten Maße begünſtigten. Unſere Vorfahren waren nicht allein ſtarke Eſſer, ſondern unglücklicherweiſe auch gewaltige Trinker. Die Trinkhörner waren anfangs buchſtäblich ſolche und mußten in einem Zuge geleert werden; ſpäter wurden die primitiven Hörner durch Glaspokale erſetzt, die aber in ihrer Form an ihre rauhen Vorfahren lebhaft erinnerten und daher ebenfalls in einem Zuge geleert werden mußten. Jeder Gaſt erhielt einen Löffel, während er das Meſſer ſtets ſelbſt in ſeinem Gürtel bei ſich führte; an Gabeln dachte damals Niemand, da ja die Natur dem Menſchen zehn Finger gegeben hatte. Es kann daher nicht befremden, daß ein Diener mit einem Waſſerbecken ſammt Handtuch ſtets vor und nach der Mahlzeit bei allen Gäſten die Runde machte. Braten ward am Spieß, woran er gebraten war, herumgereicht und jeder Gaſt ſchnitt oder riß ſich einen Fetzen davon herunter, ſowie es ihm gerade paßte. Gekochtes Fleiſch ward auf die Brodkuchen und ſpäter auf dicke Brodſchnitten, „Tranchirteller“ genannt, gelegt, welche Bezeichnung von einem normänniſchen Worte, welches „ſchneiden“ bedeutet,

herrührt, da auf solchen das Fleisch geschnitten wurde, um das Tischtuch nicht durch das Messer zu beschädigen.

Anfangs wurden die sogenanten Tranchirteller aufgezehrt oder auf den steinernen Fußboden den Hunden, die zu den Füßen ihrer Herren kauerten, hingeworfen; später legte man sie in Körbe und gab sie den Armen, welche vor der Pforte der Behausung sich angesammelt hatten. Im späteren Mittelalter war das ansehnlichste Tischobjekt — das Salzfaß, gewöhnlich von Silber in der Form eines Schiffes. Es ward in die Mitte eines langen Tisches gestellt, woran Hausherr und Hausdame, ihre Familie und die Gäste, zugleich aber auch das Dienstpersonal Platz nahmen, und zwar Erstere am einen und Letztere am anderen Ende der Tafel, so daß die Herrschaften oberhalb und die Diener und Trabanten unterhalb des Salzfasses — das gleichsam die Scheidewand zwischen Hoch und Nieder bildete — saßen.

Auf den Landsitzen des hohen Adels wurde das Mittagsmahl mit vieler Ceremonie servirt. Um die bestimmte Stunde trat eine stattliche Prozession in die Halle, einige Musikanten voraus, gefolgt vom Haushofmeister mit seinem Dienststab und hierauf einer langen Reihe von Speisen tragenden Dienern. Viele der Lieblingsgerichte vom Mittelalter haben sich bei der teutonischen Rasse bis heute erhalten, aber man genießt sie nicht mehr mit übermüthiger Verschwendung und Völlerei wie dazumal. Die veränderten Zeiten haben den Menschen genügsamer gemacht. B. Fr.

Napoleon's Vatergefühl. — Am 5. September 1812, als am Abend vor der Schlacht von Borodino, traf der Graf v. Bausset mit dem Bilde des jungen Königs von Rom im französischen Lager ein. Der Kaiser war gerade umgeben von den Marschällen seines Heeres, die aus seinen Händen ihre Aufgaben und Befehle empfingen. Sogleich setzte Napoleon die Vorbereitungen zur Schlacht aus, ließ das Bild seines geliebten Sohnes in das Zelt tragen und betrachtete bis zur Rührung und Berauschung die Züge desselben. Dann ließ er es vor das Zelt in's Lager hinaustragen und dort auf einen Stuhl lehnen, damit alle Soldaten und Offiziere der Kaisergarde es sähen und, wie er sagte, in diesem Anblicke neuen Muth, neue Beweggründe, neue Aspirationen des Heldengeistes für die große Schlacht des kommenden Tages fänden. —d.

Leben und Tod. — In der Physiologie ist in neuerer Zeit die schon im vorigen Jahrhundert von Spallanzoni angeregte Frage wieder aufgeworfen und vielfach diskutirt worden, ob die Lebensvorgänge des thierischen Körpers zeitweilig unterbrochen und durch äußere Mittel wieder angeknüpft werden können, oder mit anderen Worten, ob es möglich ist, lebloſe Thiere unter gewissen Umständen wieder in's Leben zurückzurufen. Das Für und Wider wird gleichmäßig von zahlreichen Autoritäten vertreten, und die Beantwortung der Frage ist in der That sehr schwer, da selbst in anscheinend zweifellosen Fällen doch noch immer eine leise Möglichkeit bestehen bleibt, daß die wiederbelebten Thiere, wenn auch für vollkommen leblos gehalten, sich dennoch ein gewisses Maß organischer Thätigkeit während der Zeit ihres scheinbaren Todes erhalten und beim Erwachen diese Lebensthätigkeit nur wieder zu normaler Höhe gesteigert haben.

So bestritt man bis in die neueste Zeit, daß vollkommen erfrorene Thiere, Fische oder Frösche, wieder zu beleben seien, obwohl seit Langem gefrorene Hechte und Bleien auf weite Entfernungen verschickt und dann durch Aufthauen in mäßig temperirtem Wasser wieder belebt werden. Es sei, so folgerte man, in diesen Fällen das Innere der Thiere trotz der Eiskruste, die sie bedeckte, warm und thätig geblieben. Nach Versuchen indessen, die neuerdings von den Physiologen Müller-Erzbach und Knauthe angestellt wurden, ist ein solcher Erklärungsversuch kaum noch zulässig, und es bleibt schlechterdings nur die Annahme, daß entweder die behandelten Thiere eine Zähllebigkeit besitzen, die auch nach dem völligen Verstummen jedweder Lebensregung noch einen Rest von Leben in gewissermaßen latentem Zustande bewahrt, oder daß in der That, so lange der Organismus selbst nicht zerstört ist, das völlig erloschene Leben sich auf mechanischem Wege wieder anfachen läßt. — Die beiden Forscher haben Frösche und Molche durch Untertauchen in Wasser und Abkühlung des letzteren zum starren Eisklumpen gefrieren lassen. Nach völligem Erfrieren blieben die Thiere dann noch stunden- bis nächtelang entweder einer natürlichen Winterkälte von — 6 bis 8° oder der Wirkung einer Gefriermischung ausgesetzt, dann erst schritt man zur Anstellung der Belebungsversuche. Am völligen Tode war bei diesen

Verſuchen kaum zu zweifeln; ſelbſt das Mikroſkop ließ keine Spur von Blutzirkulation erkennen, das Herz war dick mit Eis umkruſtet und völlig regungslos, die Eingeweide waren mit Eisbröckchen erfüllt und mit Eis umgeben, der ganze Körper war buchſtäblich in einen harten, brüchigen Eisklotz verwandelt — und dennoch gelang es in vielen Fällen, die Thiere wieder zu beleben. Am Morgen in's warme Zimmer gebracht, wurden ſie gegen Mittag wieder weich und begannen dann eine ganz leiſe und regelmäßige Herzbewegung. Erſt fing die linke, dann die rechte Vorkammer, endlich die Herzkammer ſelbſt an zu pulſiren, anfangs mit zwei bis drei Schlägen während 60 Sekunden, von minutenlangem Stillſtand unterbrochen, dann allmälig häufiger. Die Molche führten ſchon mit den Füßen leiſe Bewegungen aus, wenn die Eingeweide noch vereist und nur die Herzwände eben aufgethaut waren.

Ebenſo erwähnenswerth iſt eine andere Verſuchsreihe, die von dem franzöſiſchen Gelehrten Devaux mit Ameiſen vorgenommen wurde. Gleich einigen anderen Inſekten beſitzen dieſe Thiere eine große Abneigung gegen das Waſſer und verlieren, wenn man ſie untertaucht, ſchon nach einer bis zwei Minuten Beweglichkeit und Empfindung, ſcheinen alſo todt. Um ſo mehr überraſchte es den Experimentator, Ameiſen, welche 6 bis 8 Stunden untergetaucht geweſen waren, nach dem Trockenwerden wieder aufleben zu ſehen. Ja ſelbſt wenn die Thiere einen vollen Tag ertränkt geweſen waren, kehrten ſie, auf's Trockene gebracht, nach etwa einer Stunde zu ſchwachen Regungen, nach drei bis vier Stunden zu munterem Leben zurück. Herr Devaux dehnte die Zeit des Untertauchens noch weiter aus, er beließ die Ameiſen drei, ja vier Tage unter Waſſer, wobei ſelbſtverſtändlich die ganze Zeit ohne Regung, in anſcheinend vollſtändig lebloſem Zuſtande verbracht wurde; nach einigen Stunden Aufenthaltes in der Luft belebten ſich auch jetzt noch viele. Das größte Beiſpiel von Zähleben, wenn man unter dieſen Umſtänden noch von einer ſolchen ſprechen darf, bot eine Ameiſe, welche ſelbſt nach fünftägigem Untertauchen wieder lebendig wurde.

Entſchieden iſt auch hiermit die Frage, ob eine Unterbrechung des Lebens möglich, noch nicht. Nach wie vor ſtehen ſich die

beiden Parteien gegenüber, deren eine das Leben als bloßen Chemismus auffaßt, deſſen Wirkungsprozeſſe zeitweilig unterbrochen und durch geeignete Vorbedingungen ebenſo leicht wieder angeknüpft werden können, während die andere an der Wirkſamkeit einer mehr oder weniger geheimnißvollen Lebenskraft feſthält, die, einmal gebrochen, durch keine Macht der Erde wieder zu neuer Wirkſamkeit zu erwecken iſt. Vielleicht werfen in nicht allzuferner Zeit vermehrte Beobachtungen auch auf dieſes für unſere eigene Zukunft offenbar unendlich wichtige Problem ein helleres Licht.

W. Berdrow.

Eine Königin als Kreuzfahrerin. — Die Gattin Ludwig's VII. von Frankreich, Eleonore, kam auf den romanhaften Gedanken, eine Kreuzfahrerin zu werden, und in der That ſetzte ſie bei Ludwig ihren Willen durch. Der Abt Suger beſchreibt die Vorbereitungen, welche ſie zu dieſem Feldzug machte, und ſagt, ſobald die Königin Eleonore das Kreuz angelegt hatte, machte ſie alle ihre Damen beritten; ſie bildeten eine leichte Schwadron, begleiteten ſo die Königin ſtets, wenn dieſe öffentlich erſchien, und nannten ſich die Leibwache der Königin. Sie trieben amazonenartige Uebungen und begingen öffentlich tauſenderlei Thorheiten, um ihren Eifer als wirkliche Kreuzritterinnen zu bezeigen. Auf den Antrag ihrer jungen Königin ſchickten dieſe überſpannten Frauen Spinnrocken an alle die Ritter und Adeligen, welche klug genug waren, ſich von der ſehr übel geleiteten Unternehmung fern zu halten. Uebrigens iſt die Königin Eleonore nie nach Paläſtina gekommen: nach dem Tode ihres Gemahls heirathete ſie den König Heinrich II. von England. W. H.

Eines Königs Ende. — Heinrich VIII. von England (1509—1547), bekannt durch ſeine Grauſamkeit, hatte die Gewohnheit, ſo oft ſich bei ihm das Gewiſſen regte, daſſelbe durch Völlerei zu beruhigen. Noch auf ſeinem Sterbelager ließ er ſich einen Pokal voll ſchweren Weines geben, trank ihn aus und ſagte mit lallender Stimme zu den Umſtehenden: „So meine Herren, nun iſt Alles dahin — meine Krone, mein Leben und meine Seele.“ Damit verſchied er. Dr. W.

Ein Mißverſtändniß. — Im ſiebenjährigen Kriege erhielt ein Dorfſchulze die Ordre, eine Quantität Stroh und zwölf Futter-

ſchneider in's nahe Lager zu ſenden. Der Ausſteller der Ordre hatte aber in der Rechtſchreibung arg gefehlt und ſtatt „Futterſchneider", zwölf „Fuder Schneider" geſchrieben.

Das Stroh kam am beſtimmten Tage an, aber die Leute, die es zu Häckſel ſchneiden ſollten, blieben aus. Endlich, zwei Tage nach dem Termin, kommt der Schulze in's Lager, und bringt zwei Wagen mit, die von Menſchen vollgepfropft ſind. Der General fragt: „Was bringt Ihr da für Kerls?"

„Ach, halten zu Gnaden, Herr General," ſprach der erſchrockene Schulze, „wir haben Ordre bekommen, zwölf Fuder Schneider zu liefern, aber wenn's uns auch das Leben koſtet, wir haben nur dieſe zwei Fuder, zuſammen 26 Mann, aufbringen können; wir haben Meiſter, Geſellen und Lehrjungen genommen, auch ein paar Pfuſcher ſind dabei, aber ſie nähen gut."

Der General wäre gern böſe geworden, wenn die Geſchichte nicht zu luſtig geweſen wäre. Er ließ den Schneidern zuſammen eine halbe Kanne Schnaps geben, und ſo fuhren ſie alle völlig berauſcht wieder heim. C. T.

Sonderbare Beſtrafung des Kleiderluxus. — König Johann III. von Schweden (1569—1592) ließ für jeden ſeidenen Rock, Kragen oder Mütze, welche eine Frau beſaß, ihr einen Nationalſoldaten in's Haus einquartieren. Bei Einzelnen ſoll dieſe Strafe indeſſen keineswegs gewirkt, ſondern den Luxus nur noch vermehrt haben. E. K.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V und VI à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut

Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III und IV à 9 M.

Das, was „Der Gute Kamerad" für die Knaben, ist „Das Kränzchen" für unsre Mädchenwelt. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andre Arbeiten, giebt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w. — kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die Bibliothek des Hauses!

Ein fein in Leinwand gebundener Band

eine Mark.

Die

Collection Spemann

von der bis jetzt etwa **230 Bände** erschienen sind und an deren Erweiterung stetig gearbeitet wird, ist in vorzüglichem Sinne für die Hausbibliothek geeignet. Die bedeutendsten und grundlegenden Werke der Kulturnationen sind in guten Uebersetzungen in der Sammlung vertreten, wodurch diese auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen Genüge leisten wird. In der **Serie der Gegenwart** finden besonders die ausländischen Romane der Gegenwart ihre Veröffentlichung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis.

Bd. 1. Luise v. François, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.
„ 2. Karl Immermann, Der Oberhof.
„ 3. M. de Cervantes Moralische Novellen.
„ 4. J. Ch. Biernatzki, Die Hallig
„ 5. August Becker, Auf Waldwegen.
„ 6. Nikolaj Gogol, Russische Novellen.
„ 7. Sophie Junghans, Die Erbin wider Willen.
„ 8. Alaine René Le Sage, Der hinkende Teufel
„ 9. Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.
„ 10. 11. Th. Zolling, Die Reise u. d. Pariser Welt. I. II.
„ 12. Homers Odyssee. Von Voß.
„ 13. Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen
„ 14. Björnson, Der Brautmarsch u. a. Erzählungen.
„ 15. August Silberstein, Hochlandsgeschichten.
„ 16. 17. J. F. Cooper, Der Bravo. I. II
„ 18. Thomas Platters Selbstbiographie.
„ 19. Washington Irving, Alhambra.
„ 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. I.
„ 21. Anzengruber, Feldrain und Waldweg.
„ 22. Hauff, Lichtenstein.
„ 23. Mancini, Lydia.
„ 24. W. Wurm, Das Wasser.
„ 25. J. J. Engel, Herr Lorenz Stark.
„ 26. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II.
„ 27. M. Schmidt, Riesenbacher.
„ 28. Andersen, Improvisator.
„ 29. Poe, Seltsame Geschichten.
„ 30. Marcon, Manuel Venegas.
„ 31. Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.
„ 32. 33. Bulwer, Eugen Aram. I. II.
Bd. 34. Tegner, Frithiofssage.
„ 35. Wachsmann, Leuchtturm am Michigan
„ 36. Weber, Demokritos.
„ 37. Ring, Frauenherzen.
„ 38. Riemsen, Umwege zum Glück.
„ 39. A. v. d. Elbe, Lüneburger Geschichten.
„ 40. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. I.
„ 41. H. Schultes, Maigela.
„ 42. N. Gogol, Altväterische Leute und andere Erzählungen.
„ 43. Dr. Wächter, Altes Gold in deutsch. Sprichw.
„ 44 Merkle, Lebensgeschichte des Frhr. v. d. Trenck
„ 45. Bur, Der fremdliche Gast.
„ 46. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. II.
„ 47. Galen, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
„ 48. Voß, San Sebastian
„ 49. Francois, Judith, die Klauswirtin.
„ 50. Turgenjew, Väter und Söhne.
„ 51. Amyntor, Drei Nüsse
„ 52. Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft.
„ 53. Arnghaus, Hella Jasmund.
„ 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans.
„ 55. Waldvogen, Agnes von Lilien.
„ 56. Wohlgemuthes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
„ 57. Schmidt, Glasmacherleut'.
„ 58. Ludwig, Novellen
„ 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
„ 60. Humboldt, Briefe an eine Freundin. I.
„ 61. Vor hundert Jahren.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9923

Bd. 62. Schwarzkoppen, [illegible] Aias, Elektra.
„ 63. Misasi, Caladrefi [illegible] eben.
„ 64. Turgenjew, Raud [illegible] Chloe.
„ 65. Schroot, Der Dampf. [illegible] but und Uebel.
„ 66. Diethoff, Unter der harten Hand.
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in seinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied, übersetzt v. Werner Hahn
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Pasqué, Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fausts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d Musikantenleben.
„ 79. 80. J Nettelbeck, Lebensbeschreibung von ihm selbst.
„ 81. Bismarck als Redner I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II.
„ 84. F. M. Dostojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Masoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand, Atalanta van der Hege.
„ 89. France, Sylvester Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Villinger, Jenz und andere Erzählungen.
„ 94. Luise v. Francois, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy, Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis, Skizzen aus d. Soldatenleben
„ 97. J. Turgenjew, Neuland
„ 98. M. Goldschmidt, Der Rabe
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Walther v. d. Vogelweide, Gedichte.
„ 275. K. Telmann, Gerichtet.
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289.90. – – – XIV.
„ 292. Münchhausens Abenteuer.
„ 293 94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd.101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. II. Historien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer, Ilias.
„ 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, Gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos, Die Sieben vor Theben. Die Perser, Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I.
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die Verwandlungen. II.
„ 115. Cicero, Ausgewählte Reden
„ [illegible]
„ 120. Tacitus, Annalen. I.
„ 121. Vergil, Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124. Herodots Geschichten.
„ 125. Aristophanes, Die Frösche und die Wolken
„ 126. Platos Werke, Der Staat. I.
„ 127. – – II.
„ 128. Euripides, Alkestis. Der rasende Herakles.
„ 129. Euripides, Jon. Bachantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Properz, Tibull.

Engländer.

Bd.151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen.
„ 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Cagliostro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens, Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Eitelkeitsmarkt.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian, Gedichte.
„ 166 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift, Märchen von der Tonne.
„ 169 170. 171. Smollet Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzosen.

Bd.201. 202. 203. J. J. Rousseau, Bekenntnisse.
„ 204 de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde.
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Saintine, Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rousseau, Die neue Heloise.
„ 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère, Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberst Chabert.
„ 216. La Bruyere, Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd.251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden v. J. J. C. Donner.
„ 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
„ 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258. Mancini, Vom Fenster aus
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd.301. 302. Gray, Der Dekan von Belminster
„ 303. de Penrebrune, Fräulein von Tremor
„ 304. 305. Hatton, Klytie.
„ 306. 307. 308. Besant, Die gute alte Zeit.
„ 309. Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks
„ 310. Ouida, Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Deutschländer, Vater Robin. I.
„ 315. – – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne I. Band.
„ 317. [illegible] II.
„ 318. Murray, Ga[illegible]
„ 319. Am Glück [illegible] übersetzt vo[illegible]

Filmed by Pre[illegible]
Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die Bibliothek des Hauses!

Ein fein in Leinwand gebundener Band

eine Mark.

Die

Collection Spemann

von der bis jetzt etwa 230 Bände erschienen sind und an deren Erweiterung stetig gearbeitet wird, ist in vorzüglichem Sinne für die Hausbibliothek geeignet. Die bedeutendsten und grundlegenden Werke der Kulturnationen sind in guten Uebersetzungen in der Sammlung vertreten, wodurch diese auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen Genüge leisten wird. In der **Serie der Gegenwart** finden besonders die ausländischen Romane der Gegenwart ihre Veröffentlichung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis.

Bd. 1. Luise v. François, Phosphorus Hollunder.
„ 2. Karl Immermann, Der Oberhof. Zu Füßen des Monarchen.
„ 3. M. de Cervantes Moralische Novellen.
„ 4. J. Ch. Biernatzki, Die Haltig
„ 5. August Becker, Auf Waldwegen.
„ 6. Nikolai Gogol, Russische Novellen.
„ 7. Sophie Junghans Die Erbin wider Willen.
„ 8. Alaine René Le Sage, Der hinkende Teufel
„ 9. Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter.
„ 10. 11. Th. Zolling, Die Reise u. d. Pariser Welt. I. II.
„ 12. Homers Odyssee. Von Voß.
„ 13. Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen
„ 14. Björnson, Der Brautmarsch u. a. Erzählungen.
„ 15. August Silberstein, Hochlandsgeschichten.
„ 16. 17. J. F. Cooper, Der Bravo. I. II.
„ 18. Thomas Platters Selbstbiographie.
„ 19. Washington Irving, Alhambra.
„ 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. I.
„ 21. Anzengruber, Feldrain und Waldweg.
„ 22. Hauff, Lichtenstein.
„ 23. Mancini, Lydia
„ 24. W. Wurm. Das Wasser.
„ 25. J. J. Engel, Herr Lorenz Stark.
„ 26. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II.
„ 27. R. Schmidt, Mickenbacher.
„ 28. Andersen, Improvisator.
„ 29. Poe, Seltsame Geschichten.
„ 30. Alarcon, Manuel Venegas.
„ 31. Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.
„ 32. 33. Bulwer, Eugen Aram. I. II.
Bd. 34. Tegner, Frithiofssage.
„ 35. Malhahn, Leuchtturm am Michigan
„ 36. Weber, Demokritos.
„ 37. Ring, Frauenherzen.
„ 38. Ziemssen, Umwege zum Glück.
„ 39. A. v. d. Elbe, Lüneburger Geschichten.
„ 40. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. I.
„ 41. C. Schultes, Maigela.
„ 42. N. Gogol, Altväterische Leute und andere Erzählungen.
„ 43. Dr Wachter Altes Gold in deutsch. Sprichw.
„ 44 Merkw Lebensgeschichte des Frhr. v. d. Trenck
„ 45. Bur, Der heimliche Gast.
„ 46. Wessely, Deutschlands Lehrjahre. II
„ 47. Galen, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
„ 48. Voß, San Sebastian.
„ 49. François, Judith, die Klauswirtin.
„ 50. Turgenjew, Väter und Söhne.
„ 51. Amyntor, Drei Nüsse
„ 52. Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre. Wanderschaft.
„ 53. Junghans, Hella Jasmund.
„ 54. Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans.
„ 55. Wolzogen, Agnes von Lilien.
„ 56 Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.
„ 57. Schmidt, Glasmacherleut'.
„ 58. Ludwig, Novellen
„ 59. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
„ 60. Humboldt, Briefe an eine Freundin. I.
„ 61. Vor hundert Jahren.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9923

Bd. 62. Schwarzkoppen, [illegible]
„ 63. Misasi, Calabresi[illegible]
„ 64. Turgenjew, Raud[illegible]
„ 65. Schroot, Der Dampf[illegible]
„ 66. Diethoff, Unter der harten Hand.
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in seinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied. übersetzt v. Werner Hahn
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Vasque, Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76 Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fausts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d Musikantenleben.
„ 79. 80. J. Nettelbeck, Lebensbeschreibung von ihm selbst
„ 81. Bismarck als Redner I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II
„ 84. F. M. Dostojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Masoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand, Atalanta van der Hege.
„ 89. France, Sylvester Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Villinger, Jenz und andere Erzählungen.
„ 94. Luise v. François, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy, Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis, Skizzen aus d Soldatenleben.
„ 97. J. Turgenjew, Neuland
„ 98. M Goldschmidt, Der Rabe
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Walther v. d. Vogelweide, Gedichte.
„ 275. K. Telmann. Gerichtet
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289/90. – – – XIV.
„ 292. Münchhausens Abenteuer.
„ 293/94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd.101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. II. Historien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer, Ilias.
„ 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, Gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos, Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die Verwandlungen. II.
„ 115. Cicero, Ausgewählte Reden.
[illegible]ias, Elektra.
[illegible]eben.
[illegible]Chloe.
[illegible]but und Uebel.
„ 120. Tacitus, Annalen. I.
„ 121. Vergil. Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124 Herodots Geschichten.
„ 125. Aristophanes. Die Frösche und die Wolken
„ 126. Platos Werke. Der Staat. I.
„ 127. – – II.
„ 128. Euripides. Alkestis. Der rasende Herakles.
„ 129. Euripides. Jon. Bacchantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Properz, Tibull.

Engländer.

Bd.151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen.
„ 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Cagliostro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens. Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Eitelkeitsmarkt.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian Gedichte.
„ 166 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift, Marchen von der Tonne.
„ 169 170. 171. Smollet. Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzosen.

Bd.201. 202. 203 J. J. Rousseau. Bekenntnisse.
„ 204 de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tilliet, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde.
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Saintine. Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rousseau, Die neue Heloise.
„ 213. Merimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère. Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberst Chabert.
„ 216. La Bruyere, Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd.251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden v. J. J. C. Donner.
„ 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
„ 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258. Mancini, Vom Fenster aus
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd.301. 302. Gray, Der Dekan von Belminster
„ 303. de Peyrebrune, Fräulein von Tremor.
„ 304. 305. Hatton, Klytie.
„ 306. 307. 308. Besant, Die gute alte Zeit.
„ 309. Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
„ 310. Ouida, Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Deutschländer, Pater Rodin. I.
„ 315. – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne. I. Band.
„ 317. [illegible] II.
„ 318. Murray, Ge[illegible]
„ 319. Am Glück [illegible] übersetzt von

Filmed by Pre[illegible]
Digitized by Google